

## Zu diesem Heft

»Überbietungstheorien« nannte Klaus Laermann sie kürzlich im *Merkur* — die Theorien über den »Tod der Moderne« oder das »Ende der Geschichte«, die derzeit Konjunktur haben. Denn schon der Begriff der Moderne »enthält den Anspruch immer weiter entwickelter (und das konnte heißen: zunehmend entdifferenzierter) Gestaltung, also die perennierende Jagd nach dem Allerneuesten. Die Rede von der Postmoderne zieht mithin ihre Wirkung daraus, daß sie das, was stets schon unter dem Druck stand, sich selbst zu überbieten, ihrerseits als überboten hinstellt.« Die Beiträge zum Heftschwerpunkt erkunden die Wirkungsbedingungen des »postmodernen Denkens« und eröffnen drei ganz unterschiedliche Zugänge zu einer gründlicheren Auseinandersetzung.

*Urs Jaeggi* sucht im Streit der »Modernen« (um Habermas) und der »Postmodernen« nach einer neuen Balance »materialistischer Rationalität«, die am aufklärerischen Impuls festhält, ohne die berechtigte Kritik an den destruktiven Seiten der europäischen Rationalität zu verkennen, von der die postmoderne Vernunftkritik zehrt. — Der bedeutende marxistische Literaturwissenschaftler *Fredric Jameson* (USA) analysiert die verschiedenen »Postmodernismen« in Architektur, Film, Theater, Musik, Literatur, Philosophie als Zeichen einer »kulturellen Mutation« des Kapitalismus in seinem Übergang zu einem neuen Stadium, in der die bisher gültigen ästhetischen Normen sich auflösen. Der Beitrag enthält eine kritische Analyse der (vor allem in den USA geführten) theoretischen Diskussion. Jameson zeigt, daß sie von versteckt moralisierenden Wertungen beherrscht wird, die der »Condition postmoderne« entweder unkritisch huldigen oder sie als Irrationalismus und Gegenaufklärung bekämpfen. Er versucht, die Dialektik des Postmodernismus zu begreifen — d.h., die negativen Seiten der darin sich artikulierenden Umwälzung (die Kolonisierung von immer mehr Lebensbereichen durch kapitalistische Massenkultur und Warenästhetik) zusammenzudenken mit den positiven, in sozialistischer Perspektive freizusetzenden Elementen (etwa dem Verschwinden der Kluft zwischen elitärer Hochkultur und Massenkultur oder der Auflösung der traditionell bürgerlichen Subjektform, die durch die postmoderne Kritik an der Geschlossenheit und Originalität des Werks angezeigt wird). — *Brigitte Wartmann* kritisiert Baudrillard und seine Version vom »Ende der Geschichte« als enttäuschte Philosophie der patriarchalen Vernunft: Was tatsächlich zu Ende geht, ist nicht die Geschichte und der soziale Kampf um ihre Gestaltung, sondern die Vorstellung des »Geschichte machenden« und »Natur beherrschenden« männlichen Subjekts. Sie zeigt, wie in Baudrillards Auflösung traditioneller bürgerlicher Kategorien, gekleidet in die Sprache des Computer-Zeitalters, Elemente der alten Geschichtsmetaphysik fortwirken: in der enttäuschten Abwendung davon.

Mit der Version einer Zeitwende durch eine Bewußtseins-»Transformation« reagiert auch der »Neue Spiritualismus« auf die weltweite Mutation des Kapitalismus. *Rolf Nemitz* befaßt sich mit Fritjof Capra, der den neuen sozialen Bewegungen eine fragwürdige Vereinheitlichung anbietet. Angesichts der Wichtigkeit dieser Auseinandersetzung nehmen wir gewisse Überschneidungen mit früheren Beiträgen von Nemitz (in AS 125 und in der *taz*) in Kauf. Die vorliegende Fassung enthält u.a. neue Überlegungen zur »Psychokultur« und »Therapiegesellschaft« als kulturellem Resonanzboden des Neuen Spiritualismus.

Die Frage nach dem Ideologischen in der Wissenschaft hat durch die Kritik von Ökologie- und Friedensbewegung am »Naturbeherrschungs«-Paradigma neue Aktualität bekommen. *Veikko Pietilä* zeigt, daß die konkurrierenden Diskurse auf dem Feld der Wissenschaftstheorie einer gemeinsamen Produktionslogik gehorchen. In der imaginären Trennung von Politik und sozialen Bewegungen zeichnet sich das ideologische Dispo-

sitiv wissenschaftstheoretischer Kontroversen ab. Er schlägt einen Terrainwechsel vor, um die ideologische Form von Wissenschaft aus ihrer Stellung im Gesamtgefüge gesellschaftlicher Praxen und Instanzen und in den darin verfügbaren Klassen- und Herrschaftsverhältnissen zu begreifen. *Michael Weingarten* wendet dagegen ein, daß es das Ideologische in den internen Produktionsmechanismen wissenschaftlicher Arbeit zu fassen gilt. Pietilä wird in Kürze darauf erwidern. — Beide Kontrahenten nehmen Bezug auf den Argument-Sonderband »Die Camera obscura der Ideologie« (AS 70), in dem Pietilä seine Theorie zum Verhältnis von Ideologie und Wissenschaft in Auseinandersetzung mit anderen Positionen entwickelt.

Naturwissenschaft und Technik sind bis heute stark von Männlichkeitsidealen besetzt, die den Frauen die Position von »wissenschaftlich-technischen Assistentinnen« zuweisen und die eigentlich »wissenschaftlichen« oder »technischen« Kompetenzen Männern vorbehalten. Seit den 70er Jahren hat die Frauenbewegung auch auf diesem Feld Fuß gefaßt und seine patriarchalen Barrieren sozialwissenschaftlich erforscht. Der Literaturbericht von *Regine Rundnagel* gibt einen Überblick. *Brita Rang* geht anhand der Geschichte der Pädagogik dem Ausschluß der Frauen aus dem modernen Bewußtseinsdiskurs nach, durch den die Arbeit des »Geistes«, das »Denken« traditionell als männliche Domäne gilt.

Wie kann es weitergehen in Südafrika? *Mervyn Hartwig* und *Rachel Sharp* sehen die südafrikanische Gesellschaft, mit einem Begriff von Gramsci, in einer »organischen Krise«. Sie diskutieren die Handlungsmöglichkeiten, die den Herrschenden noch offenstehen, analysieren die Gründe für das Scheitern ihrer neuen hegemonialen Strategie, die in den westlichen Medien als »Reformpolitik« begrüßt wurde, und fragen nach den Bedingungen, unter denen der Kampf der oppositionellen Kräfte in eine sozialistische Revolution münden kann. — *Detlev Albers* argumentiert, daß das »Manifest für eine Neue Europäische Linke« von Peter Glotz mit dem Aufruf zu einem koordinierten Zusammenwirken der Linken auf europäischer Ebene zwar eine historische Notwendigkeit ausspricht, dabei aber über die Krisendynamik des Kapitals und das Pulverfaß des Nord-Süd-Antagonismus schweigt.

### Verlagsmitteilungen

Im *Jahrbuch für kritische Medizin 11* (AS 131) diskutieren Erich Wulff u.a. die Thesen der »Grünen« zur Abschaffung der Psychiatrie. Weitere Schwerpunkte: der mühsame Aufbau der Gesundheitsdienste in Nicaragua (Medizin ohne Medikalisierung?); das prekäre Verhältnis von medizinischer Wissenschaft und Krankenpflege-Alltag; die profitorientierte Gesundheitsversorgung der USA als Modell für die BRD; Aufklärung über AIDS; wohin treibt die Gesundheitsbewegung? — *Forum kritische Psychologie 17* (AS 132) bringt zwei Lehrstücke zum Funktionieren des Forschungsbetriebs im Gegeneinander von tatsächlicher Forschungslogik und institutionellen Vorstellungen über »förderungswürdige« Wissenschaft: Das Projekt »Subjektentwicklung in der frühen Kindheit« (SUFKI) dokumentiert seine Erfahrungen mit der DFG; Volker Schurig zeigt in einer wissenschaftshistorischen Studie, gegen welche offiziellen Wissenschaftlichkeits-Kriterien sich die Ethologie (Verhaltensforschung) ihre Anerkennung erringen mußte.

*Autor — Markt — Publikum* (AS 138) ist eine Einführung in die Sozialgeschichte der literarischen Produktion. *Lutz Winckler* stellt zunächst ihre Grundlagen im literarischen Markt des 18./19. Jahrhunderts dar: Lesegesellschaften und Leihbibliotheken als Institutionen literarischer Öffentlichkeit, Entstehung des Arbeiterlesepublikums, der »freie Schriftsteller« als »Repräsentant« oder »Literaturproletarier«. Der zweite Teil befaßt sich mit dem Übergang vom literarischen Markt zur Kulturindustrie und den Literaturproduzenten in den neuen Medien. (*Literatur im historischen Prozeß, Neue Folge 15*)

T.L.

Günther Anders

## Das nette Wörtchen

Als der alte Zeno sich keine Illusionen über seinen Zustand mehr machen konnte, da fiel es ihm schwer, eine gewisse Gereiztheit zu unterdrücken — woraufhin ihn die Zenonin erstaunt fragte: »Sag mal, solltest du etwa doch etwas Angst davor haben?«

»Angst!« wiederholte er verächtlich. »Wenn's *das* wäre!«

»Sondern?«

»*Wut* hab ich!«

»Wut? Worauf? Warum?«

»Deshalb, weil es keine empörendere Zeitvergeudung gibt als dieses Totsein. Und stell dir vor: eine *Ewigkeit* soll das anhalten, munkelt man. Eine *Ewigkeit*!« Er trommelt auf der Tischplatte. »Welche Beschercung! Was man in der Zeit noch alles würde erledigen können! Hätte erledigen können!«

Nach diesem Ausbruch blieb die Zenonin erst einmal stumm vor Erstaunen. »Das ist eine Premiere, mein Lieber!« murmelte sie schließlich nicht ohne eine gewisse Genugtuung. »Meines Wissens hast du dieses nette Wörtchen nie zuvor in den Mund genommen.«

»Welches nette Wörtchen?«

»Na, *Ewigkeit* natürlich!«

»Öfter verdient das dieses Wörtchen auch nicht!« zischte er. Und das war tatsächlich das Einzige, was Zeno in seinem langen Philosophenleben je über die verfluchte *Ewigkeit* auszusagen gewußt hat. Denn auf diese noch einmal zurückzukommen, hatte er nun keine Zeit mehr — der nette Zustand, den das nette Wörtchen bezeichnete, hatte ihn gerade eingeholt. Nichts und *Ewigkeit* waren bereits eines geworden, so sehr eines, als wäre er schon seit Jahrtausenden tot, und seine idiotisch offenstehenden Lippen wußten von Schimpf- oder Verachtungswörtern so wenig, als hätte er mit Sprache niemals auch nur das mindeste zu tun gehabt.

Dorothee Sölle

**Brief an Ernesto Cardenal\***

Ernesto,

... als ich Deine Gedichte wiederlas, fiel mir ein alter Mythos der abendländischen Welt ein, die Geschichte vom Urteil des Paris. Du erinnerst Dich an diesen schönen jungen Mann aus Troja, der auf dem Berge Ida die Herde seines Vaters hütet und entscheiden soll, welche Göttin die schönste ist, ob Hera, Athene oder Aphrodite. Er hat einen goldenen Apfel zu vergeben — nur einen. Und so wählt der junge Mann — mit der totalen und selbstverständlichen Arroganz der Männer —, er läßt sich am Anfang der abendländischen Kultur und, mythologisch gesprochen, vor ihrer größten und durchschlagenden Erfindung, dem Kriege, darauf ein, zu wählen zwischen Ehe und Religion, verkörpert in der Göttin Hera, Wissenschaft und Politik verkörpert in Athene, Herrin der Polis Athen, und Schönheit und Lust, sichtbar in Aphrodite. Das Urteil, das Paris da fällt, ruft Verlust, Entzweiung, Kränkung, Haß und Ressentiment hervor und es stürzt Trojaner und Griechen in die männlichste aller Beschäftigungen, den Krieg.

Das Wichtigste, das ich über Deine Poesie sagen möchte, Ernesto, ist, daß Du dem Paris nicht gefolgt bis in der Zumutung der Wahl. Du hast die mythische Geschichte auf Deine Weise widerlegt und das Zerstörerische, das Moment der Trennung, der Wahl, der Dezision, das der alte Mythos herausarbeitet, überwunden. An der Exklusion, die immer Beleidigung anderer Mächte des Lebens bedeutet, hast Du Dich nicht beteiligt. Religion, Politik und Liebe hast Du nicht in einen Konkurrenzkampf gesetzt, in dem dann ein selbstherrlicher Jüngling eine Wahl, eine Entscheidung trifft. Du hast sie beieinander gelassen, Religion, Politik und Liebe; Du hast Dich dieser ältesten Wahl, dem Riß, der durch die Welt geht, widersetzt, das mythische Muster nicht erfüllt. Deine Liebesgedichte sind politisch, Deine Psalmen erotisch und Deine Gedichte aus der Geschichte Lateinamerikas verweigern sich der erzwungenen Wahl immer von neuem: Es ist, als habe der Urwald die peinlichen Entscheidungen aus Troja längst überwuchert. Deine Bejahung, Deine Feier des Lebens, ist umfassend — so wie ja die Bedrohung, die erfahrene Zerstörung des Lebens eine ist: Es ist ja derselbe Feind, der uns beim Küssen stört und die abgespaltene elitäre Wissenschaft fördert, es ist ja derselbe Zertrenner und Zerspalter, der die lebendigen Religionen zu Formeln und Ritualen sterilisiert, in denen kein Psalm mehr neu gesagt werden darf, weil er sonst vielleicht wirklich ein Gebet würde. (...)

Deine Psalmen haben mir — theologisch — aus der Verzweiflung über den falschen Gott der Bourgeoisie hinausgeholfen, einem Gott, von dem ich *erstmal*s immerhin schon wußte, daß er tot war. Ich hatte aber noch keine Sprache neu zu sagen, wer Gott ist. Du kannst Dir die geistige und geistliche Verar-

\* Auszüge aus dem Vorwort zu: *Ernesto Cardenal: In der Nacht leuchten die Wörter. Frühe Gedichte; Epigramme, Psalmen. Das poetische Werk, Band 1*, erschienen im Peter Hammer Verlag

mung eines jungen Menschen in meinem Land, der Christ werden wollte, nicht schlimm genug vorstellen: Die Wüste, von der Nietzsche gesprochen hatte, wuchs ja immer noch. In der Sprache meiner eigenen Klasse konnte ich gerade meine Verzweiflung ausdrücken und erstickt »nein« sagen zu Auschwitz und den Götzen. Du hast mir damals durch Deine Psalmen — ich kannte Dich nicht — etwas ganz Einfaches gesagt, daß ich nie vergessen werde: »Sie ist doch längst da, die neue Sprache.« — Ich zitiere aus dem Nachwort, das ich vor zwanzig Jahren für die erste deutsche Ausgabe der Psalmen schrieb:

Die Psalmen Ernesto Cardenals verbinden biblische und moderne Elemente ohne Bruch. Die gegenwärtige Welt gerät keinen Augenblick aus den Augen. Die Mittel, mit denen Menschen heute von Menschen bedroht werden, haben sich differenziert, aber Angst und Protest, das Leiden am Unrecht und der Jubel der Befreiung sind sich gleich geblieben. Cardenal hat nicht Psalmen »übersetzt«, als müßte da ein Vergangenes in die Gegenwart transponiert werden, um verständlich und genießbar zu werden. Die Bewegung dieser Dichtung ist umgekehrt: Cardenal versucht Gegenwart auszusprechen, dazu bieten sich ihm biblische Bild- und Sprachelemente an. So wird eine Gesellschaftsstruktur, die das menschliche Leben fast vollständig entmenschlicht, als Verbannung aus Jerusalem, als Entfernung von der Heimat verstanden.

Babylon wird zum Namen unserer Zivilisation, Jerusalem wird der Name ihrer noch nicht erschienenen Möglichkeiten. Dichtung wie diese versteht sich als das wach bleibende Gedächtnis Jerusalems. Sie befindet sich auf der Suche nach der kommenden Zeit.

Auf eine Umfrage zum Thema »Kunst und Freiheit« antwortete Cardenal: »Der Künstler war immer vollkommen in die Gesellschaft integriert. Aber nicht in die Gesellschaft seiner Zeit, sondern in jene der Zukunft. Der Künstler, der Dichter, der Gelehrte und der Heilige sind Mitglieder der Gesellschaft der Zukunft, welche bereits wie ein Keim auf dem Planeten existiert, wenn auch zertrennt — unabhängig von den Teilungen der politischen Geographie — in kleinen Gruppen und in einzelnen, von Ort zu Ort. Als Dichter bin ich — im Maße, in dem ich Dichter bin — und als Priester, der ich zu sein versuche, und als Pazifist, christlicher Anarchist und Gandhist, in der Politik fühle ich mich gut in diese Gesellschaft integriert, die die Zukunft näherbringt und den Prozeß des Fortschritts so schnell wie möglich vollbringen will — gegen die rückständigen Mächte.«

Auf befremdlich selbstverständliche, manchmal geradezu naiv anmutende Weise wird hier von Gott gesprochen, oder richtiger gesagt: mit Gott gerechnet. Seine Abwesenheit wird z.B. niemals als ein metaphysisches Verhängnis der Neuzeit angesehen, immer wieder aber als konkrete Hilflosigkeit der Menschen erfahren. Wie in den alten Psalmen, so halten sich auch hier Zweifel und Glaube die Waage, beide nicht in einem intellektuellen Sinne, als die Frage, ob ein Gott existiert oder nicht, wohl aber existentiell — als der Bogen von der Verzweiflung zur Hoffnung, auf den sich der Beter einläßt. Die wiederkehrende Frage heißt darum, wann endlich Gott eingreife. Der Atheismus, der in diesen Psalmen erscheint, ist ebensowenig theoretisch-philosophische Auseinandersetzung, sondern praktizierte Wirklichkeit. Auch die Atheisten haben ihre Götzen, Filmstars und politische Führer, Wesen, an die sie ihr Herz hängen und für die sie alles tun; aber was den Atheisten fehlt — und woran sich so etwas wie Glaube an Gott überhaupt erst entscheidet —, ist die Hoffnung, die sie für die Entrechteten hüten. Atheist sein, heißt in diesen Psalmen und angesichts dieser Wirklichkeit nur, die Hoffnungslosen den blinden Mächten ausliefern. Atheist sein, heißt resignieren; Gott und die Revolution sind das große Thema dieser Dichtung.

Heute verstehe ich die »Naivität«, mit der Du mich damals ringen hättest sehen können, besser. Ich glaube, ich habe sie selber wie so vieles aus der Theologie der Befreiung gelernt. Deine Psalmen waren für diese Veränderung meines Glaubens essentiell, die zugehörige Theologie im Sinne von Reflexion, Systematik und Bibelauslegung kam erst später. Die Liturgie ging der Theologie voraus, claro! Das Gebet dem Verstehen. Der Glaube ist früher als seine Reflexion, die Theologie. Es war eine zweite Naivität, die ich lernte. Für uns jedenfalls in der Ersten Welt, in der es eine Reformation und eine Aufklärung

gegeben hat, ereignet sich Naivität nach einer umfassenden Kritik. Von dieser zweiten Naivität haben unsere klassischen Dichter geträumt. Sie sollte Religion, Politik und Ästhetik integrieren. Selbst Hölderlin träumt diesen Traum. (Ihn, von den Deutschen, mußt Du lesen, Ernesto!) Aber während unsere Dichter noch den griechischen Himmel restaurierten, sieht es mir so aus, als wäret Ihr von Euren eigenen Quellen trinkend, einen anderen Weg gegangen. Du hast die Naivität des Zu-Gott-Schreiens und Aus-Gott-Sprechens gegründet in der Geschichte des Volkes Gottes auf seinem Leidensweg durch die Wüste. Aus der Sklaverei der Pharaonen in das Gute Land. Heute sind Deine Psalmen nicht mehr fortzudenken aus der christlich-sozialistischen Kultur, an der wir arbeiten. Und die Literaturkritiker nehmen genau an diesem Punkt Anstoß — an der Naivität. Wie könnte es anders sein, Ernesto. Sie wollen ja ihre Welt — des Liberalismus, ökonomisch und politisch verstanden, der kritische Kritik und der Poesie des schönen Schmerzes einschließt, nicht fahren lassen, obschon diese Welt längst über den liberalistischen Schein zur Diktatur der großen Konzerne übergegangen ist und die Poesie heute den Schmerz des Kampfes gegen den Hunger und die Folter darstellt. Ist es wirklich »naiv«, Gott in Deinem Volk arbeiten, leiden und kämpfen zu sehen?! (...)

Ich will noch einen anderen Einwand nennen, der manchmal gegen Deine Texte aufkommt. Man wirft ihnen Triumphalismus vor, die Selbstgewißheit der Sieger, die lauten Töne des Jubels, die Sicherheit der beati possedentes. Ich nehme diese Anfrage ernst, aber ich weiß, daß auch diese Kritik — wie die an der Naivität — aus einer bestimmten historischen Situation erwachsen ist, aus einer milden bürgerlichen Verzweiflung. Sie versucht, überall etwas Gutes zu sehen, auch in Somoza, auch in Hitler, auch in Reagan, und gerade deswegen darf die Freude, der Enthusiasmus nicht laut werden, höchstens in der Gestalt der Mäßigung, der Zurücknahme auftreten. Letzten Endes hängt diese Kritik meiner Meinung nach mit der extremen Entfernung der Literatur von der Religion, die bei uns (noch) gegeben ist, zusammen. Die Sprache der Religion, die Bilder der Bibel, die Gleichnisse von Himmel und Hölle, ja diese Ortsbestimmungen in sich selber, haben innerhalb Deiner Dichtung eine andere Emphase, ein anderes Pathos als das hierzulande in und nach der Aufklärung ermöglichte. Darum ist die Wirkung Deiner Poesie etwa im deutschen Sprachraum eigentümlich: Du bist nicht ganz synchronisierbar, Ernesto.

Du sprichst zu uns aus der vorkolumbianischen Zeit, mit der Stimme des mythischen Königs, der ein Dichter war, und Du sprichst in den Visionen der Apokalypse, aus einer Zeit nach der unseren. Es fällt uns manchmal nicht leicht, unsere eigene Zeitgenossenschaft so weit zu verlassen! Und doch lädst Du uns dazu ein und verbindest die Sprache des Visionärs mit der der Moderne, so z.B., wenn Dir der Engel in dem Gedicht »Apokalypse« einen Scheck der National City Bank überreicht und Dich auffordert, ihn einzulösen. »Und keine Bank löste ihn ein, weil alle Banken bankrott gemacht hatten!« In diesem Gedicht, das ich neben denen für Marilyn Monroe und den Strophen beim Tode Mertons besonders gern habe, steckt eine Einladung, zu überschreiten, was ist. Und das ist schließlich, was Poesie bedeutet, diese Einladung Gottes, auszusprechen in finsternen Zeiten.

Urs Jaeggi

## Modernität und Aufklärung — oder was sonst?

FÜRSPRACHE Jürgen Habermas, Philosoph und Soziologe, sagt in einem Interview, er habe kein Vertrauen zu seiner Umgebung; er habe aber auch nicht die Einstellung, ins Chaos eine befriedigende Ordnung bringen zu müssen. 1929 geboren, bei Kriegsende Heranwachsender, bezeichnet er auch seine naive Beziehung zu gesellschaftlichen Verhältnissen nicht als eigentlich naiv, sondern als zutiefst ambivalent. Persönliche Erfahrungen hätten damit zu tun, aber gleichzeitig sei die Ambivalenz auch gegeben, weil er den Eindruck habe, etwas sei zutiefst schief in der rationalen Gesellschaft, in der er aufgewachsen sei und nun lebe; andererseits habe er auch von jener Erfahrung von 1945 und danach zurückbehalten, »daß nämlich etwas besser geworden ist« (Habermas 1985, 203). Er läßt sich darauf ein.

Er habe ein Gedankenmotiv und eine grundlegende Intuition, die auf religiöse Traditionen, etwa der protestantischen oder der jüdischen Mystiker zurückgehe, auch auf Schelling. Im Zitat: »Der motivbildende Gedanke ist die Versöhnung der mit sich selber zerfallenen Moderne, die Vorstellung also, daß man ohne Preisgabe der Differenzierung, die die Moderne sowohl im kulturellen wie im sozialen und ökonomischen Bereich möglich gemacht haben, Formen des Zusammenlebens findet, in der wirkliche Autonomie und Abhängigkeit in ein befriedetes Verhältnis treten; daß man aufrecht gehen kann in einer Gemeinsamkeit, die nicht die Fragwürdigkeit rückwärtsgewandter substantieller Gemeinschaftlichkeiten an sich hat. Diese Intuition stammt aus dem Bereich des Umgangs mit anderen; sie zielt auf Erfahrung einer unversehrten Intersubjektivität, fragiler als alles, was bisher die Geschichte an Kommunikationsstrukturen aus sich hervorgetrieben hat — ein immer dichter, immer feiner gesponnenes Netz von intersubjektiven Beziehungen, das gleichwohl ein Verhältnis zwischen Freiheit und Abhängigkeit ermöglicht, wie man es sich immer nur unter interaktiven Modellen vorstellen kann.« (ebd., 202)

Aufklärerisches Denken *at its best*.

Max Weber — und da knüpft Habermas theoretisch an — hat den Entzauberungsprozeß zu beschreiben und zu bewerten versucht, der die zerfallenden religiösen Weltbilder in eine profane Gesellschaft und Kultur umwandelte, die modernen Naturwissenschaften aufs Schild hob, die Künste autonom werden ließ, genauso wie den Bereich der Moral und des Rechts. Wissenschaft, Recht und Kunst getrennt — und, geschieden als eigene Systeme, die ökonomische, die politische und die Sphäre der Alltagswelt.

Akzeptiert man diese Annahme, dann bekommen zwangsläufig die Begriffe Rationalität und Handeln eine Schlüsselrolle. Um den Zerfall kommunikativer Rationalität geht es; um die immer massiveren Übergriffe des politischen und des ökonomischen Systems in die Lebenswelt, den Alltag. Innere Kolonialisierung ist damit gemeint: die Zersetzung unserer Lebenswelten, die so sehr unproblematisch scheinen, daß wir sie nicht nach Belieben in unser Bewußtsein

bringen können, auf alle Fälle nicht strukturiert genug. Die Vielfalt von Ereignissen, Tatsachen und Verhältnissen ist chaotisch; die »Stelle der nichtanalytisierten Ursachen müssen dann jene Intellektuellen einnehmen, die sich dem Projekt der Moderne immer noch verpflichtet fühlen« (ebd., 205). Allerdings nicht nur im Theoretischen, sondern auch im Politisch-Praktischen. Weil seit den 70er Jahren neokonservative Ideologien in die innenpolitisch-pogromähnlich verschärften gesellschaftlichen Spannungszustände hineingestoßen sind, mit den Stichworten »Verabschiedung von der Moderne«, »Verabschiedung von der Idee der radikalen Demokratie« und damit Verabschiedung von jenen Grundwerten, die die Bundesrepublik mitbestimmt haben, bedeute dies auch Abkehr vom Erbe der okzidentalen Rationalisierung, aber Festhalten um beinahe jeden Preis am kapitalistischen Muster der gesellschaftlichen Rationalisierung.

Gefahr von rechts!

Aber auch Gefahren von links!

In ihrer berechtigten Kritik an der Wachstumsideologie, in der verzweifelten Verteidigung bedrohter oder verschütteter Lebensformen, handeln die Protestgruppen nicht bloß zum Teil immer wieder »rückwärtsgewandt« oder aktivistisch, sondern immer häufiger auch begriffslos. Pathetische Theorie- und damit Vernunftfeindlichkeit!

Blieben wir bei den Grundannahmen: mag die Ausgrenzung von Kunst, Wissenschaft und Moral zunächst eine analytisch-didaktische sein, ebenso wie die Separierung der Systeme »Ökonomie«, »Politik« und »Lebenswelt«; für diese Ausdifferenzierung gibt es genügend reale Belege. Die Kunst ist autonomer als früher, das Recht isolierter und die Wissenschaften haben sich verwissenschaftlicht. Doch die Steuerungsmechanismen der Ökonomie und der Politik sind zwar getrennt, aber nicht nur. Nicht erst die gegenwärtige Regierung macht das Ineinandergreifen der beiden Systeme und dabei die Dominanz des Wirtschaftlichen augenfällig; diese Systeme sind autonom, eigensinnig, und sie sind es nicht. Ebenso fallen Kunst und Wissenschaft genauso wenig zusammen wie Moral und Kunst; andererseits aber sind diese autonomen Bereiche nicht nur autonom. Der nicht-objektivistische wissenschaftliche Ansatz bringt, ohne den Primat der Wahrheitsfragen gefährden zu wollen, auch Gesichtspunkte der moralischen und ästhetischen Kritik zur Geltung, und auch in den Bereichen der Moral und der Ästhetik gibt es Gegenbewegungen, die, ohne die Autonomie der Bereiche aufzuheben, die Ausgrenzung durchbrechen. Drängt autonom gewordene Kunst einerseits auf immer »reinerer Ausprägung ästhetischer Grunderfahrungen«, so gibt es doch immer wieder auch Gleichzeitigkeit von realistischen und politisch engagierten Aussagen. »Dem Zwang einer nicht mehr substantiellen Konvention zu folgen, setzt der moderne Autor emphatisch das eigene Ich entgegen, das er zum Ursprung jeglicher Wertsetzung macht, obwohl er dessen Gebrechlichkeit durchschaut (Bürger 1985, 1030).« Gerade deswegen!

Ich führe das hier nicht aus, genauso wenig wie die philosophiegeschichtlichen Annahmen. Nur soviel: die heute gängigen Modernisierungstheorien lösen — gegenüber Weber abstrakter und generalisierender argumentierend —



die Moderne von ihren neuzeitlich-europäischen Ursprüngen ab; sie entwickeln raumzeitlich neutralisierte Muster für soziale Entwicklungsprozesse überhaupt; nicht länger wird so der Begriff der Modernisierung mit der Vorstellung einer Vollendung der Moderne belastet. Er bleibt geschichts- und utopiefrei. Habermas folgt dieser Annahme zum Teil, aber ohne auf den geschichtlichen Hintergrund zu verzichten.

Ausdifferenzierung und trotzdem Ineinandergreifen. Im Versuch, die »neue Unübersichtlichkeit« zu begreifen, geht er über die theoretische Begründung hinaus, die er entlang den Klassikern der Philosophie und Soziologie entwickelt und zieht praktische Folgerungen. Hat sich der Zeitgeist, das Praktische, im Zusammenstoß von geschichtlichem und utopischem Denken bisher entwickelt, so scheinen heute die utopischen Energien aufgezehrt, ein für allemal. Die Zukunft erscheint negativ besetzt, weil sich an der Grenze zum 21. Jahrhundert die Spirale des Wetttrüstens, die strukturelle Verarmung der Entwicklungsländer, Arbeitslosigkeit und wachsende soziale Ungleichheit durchsetzen, und die Ratlosigkeit auf seiten der Wissenschaftler nicht viel geringer ist als auf seiten der Politiker. Habermas nimmt dabei, gegen die postmodernen Denker, an, daß das utopische Potential nicht prinzipiell, sondern nur an einer Stelle nicht mehr tragfähig sei: als Idee der Arbeitsgesellschaft. Der Sozialstaat hat sein Kapital aufgebraucht, weil, Ab- oder Aufschwung hin oder her, immer mehr Arbeitskräfte freigesetzt werden, und weil die eigenen Steuerskapazitäten überschätzt worden sind. Der Staat, so das sozial-liberale Konzept, soll ins Wirtschaftssystem eingreifen mit dem Ziel, das kapitalistische Wachstum zu hegen, die Krisen zu glätten, gleichzeitig die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und Arbeitsplätze zu sichern, damit, ohne die privaten Investoren zu entmutigen, umverteilt werden kann. Also Sicherung auch der Lebenswelt.

Aber wie? Habermas sieht es im Versuch, kommunikatives Handeln zu entwickeln und zu erhalten; er sieht es im solidarischen Verhalten, das voraussetzt, die andern verstehen zu wollen und sich selbst verständlich zu machen. Es setzt voraus, daß in einer vornehmlich durch Ökonomie und (parlamentarisch-bürokratische) Politik beherrschten Gesellschaft die einzelnen und die Gruppen so reaktiviert werden können, daß ihr Lebensterrain sinnvoll erhalten bleibt.

Aber nochmals: wie? Daß der Alltag Entfaltungschancen bieten kann, ist wohl wahr. Aber die dürftigen Beispiele, die eher beiläufig erwähnt sind — Protestbewegungen, Frauenbewegung u.a. — gehen übers Defensive kaum hinaus.

Leicht sei es, allzuleicht, schreibt Lepenies, in Deutschland Ankläger der Aufklärung zu finden, Kronzeugen ihres Elends, offene Propheten und heimliche Sympathisanten ihres Niedergangs. Schillernd dabei auch die Rolle der Soziologie, entstanden sowohl aus dem Geist der Aufklärung wie aus dem Geist der Reaktion. »... doch werden die großen soziologischen Systemwürfe des 19. Jahrhunderts, ob sie nun im Positivismus oder im Utilitarismus wurzeln, allesamt vom Erkenntnispathos der Aufklärung geprägt. Auch wenn sie, wie insbesondere die englische Statistik und Sozialforschung, ihre Anregung

und Verpflichtung den Krisensymptomen und Elenderscheinungen der westlichen Industriegesellschaft verdanken, zeichnet die frühen Sozialwissenschaften ein ungezügelter Optimismus, ein grandioses, die Hybris streifendes Vertrauen in den Fortschritt der Wissenschaft aus ... Die Emphatie gilt als Feind der Erkenntnis, das Gefühl wird zum Widersacher der Vernunft.« (Lepenies 1985, 71)

Lepenies, freilich nicht auf die Gegenwart bezogen, sieht es so: Soziologie als eine Disziplin kalter Vernunft, die die Strukturen und Bewegungsgesetze der modernen Industriegesellschaft mit Maß und Zahl zu erfassen sucht und dabei die Menschen nur um so stärker sich selbst und der Mitwelt entfremdet; ihr stellt sich eine Literatur gegenüber, deren Intuition weiter sieht als die Analysen der Soziologen. Für heute wird dabei freilich nichts gefolgert. Philosophie und Soziologie unterwerfen sich — und vielleicht müssen sie es ja — der Professionalisierung. Habermas, wenn auch kritisch, reiht sich ein und begründet diesen Schritt. Er beharrt auf rationalen Kommunikationsprozessen — ohne gehe es nicht; und er kennt die Grenzen, die Schwierigkeit und die Gefahren, es ausschließlich mit den Mitteln der professionalisierten Wissenschaft zu tun. Dennoch ...

Zwar sagt er: »Ich bin mir selbst heute noch nicht sicher, ob ich das, was ich wirklich will und was intuitiv meine Arbeit leitet, in seinen wesentlichen Elementen im Wissenschaftssystem sozusagen unterbringen kann ...« Aber er sagt auch: »Wenn man sich an Wahrheitsfragen orientiert und sich dabei nicht selber mißversteht, dann darf man nicht, wie es Heidegger und Adorno gemeinsam versuchten, Wahrheiten an den Wissenschaften vorbei produzieren wollen und auf irgendeine höhere Einsicht setzen ...« (Habermas 1985, 204). Habermas' Vorwurf: Adorno und Horkheimer hätten mit der Perspektive der *Dialektik der Aufklärung* die Selbstdementierung der Vernunft betrieben; sie hätten die politischen Institutionen nur noch als völlig entleerte gesehen, genauso wie die gesellschaftlichen Institutionen und die Alltagspraxis. Vernunft, im wörtlichen Sinne utopisch geworden, habe schon im Vorfeld der *Negativen Dialektik* jeden Ort verloren. Kein Ort. Nirgends. Habermas nimmt da lieber die »bürokratische Departementalisierung von Vernunftsmomenten« in Kauf; gerade dies sei Signatur und Stachel der Moderne! Anschluß halten in der Wissenschaft, der man sich verschrieben hat, Verständigung suchen. Professionalität.

Gut; oder schlecht? Was bringt dieser Anschluß, wenn Habermas und Lepenies wissen, wie prekär wissenschaftliches Denken gerade auf diesem Gebiet immer wieder ist und wie sehr das, worum es geht, unterschlagen wird? Hat die Wissenschaftsgemeinschaft recht, nur weil sie Tempo und Fragestellung in der Hand zu halten und zu kontrollieren glaubt?

ABSAGE Ludwig Börne sagte am 2. Dezember 1825 in seiner Dankrede auf den verstorbenen Jean Paul: »Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren ... Er ... steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme.«

Das 20. Jahrhundert! Die Hoffnung in die Moderne! Den großen Durchbruch wird es geben, es muß ihn geben; so glaubte man, hoffnungsfroh. Mehr Licht! Mehr Freiheit! Mehr Gerechtigkeit! Jean Pauls Vertrauen in die künftige Menschlichkeit ist unerschütterlich, wie bei vielen seiner Zeitgenossen. »Dämmerung übrigens ist ein so erquickliches Bild, sie führe uns nun der Sonne oder den Sternen zu.« Aufklärung: die Wolken sind weg. Es wird hell. Nicht wissentlich böse und aggressiv sind die Menschen, meint Jean Paul; sie sind es nur durch Nichtwissen. Wissen und Fortschritt! »Der Mechanikus Henri in Paris erfand — approbierte — Flinten, welche nach einer Ladung vierzehn Schüsse hintereinander geben; — welche Zeit wird hier dem Morden erspart und dem Leben genommen! — Und wer bürgt unter den unermeßlichen Entwicklungen der Chemie und Physik dagegen, daß nicht endlich eine Mordmaschine erfunden werde, welche wie eine Mine mit *einem* eine Schlacht liefert und schießt, so daß der Feind nur den zweiten tut, und so gegen Abend der Feldzug abgetan ist.«

Erstschlag, Zweitschlag. Jean Paul konnte nicht wissen, wie prophetisch seine Aussage war; wissen dagegen konnte er, wie gewaltsame Revolutionen verlaufen, und ahnen hat er können, daß die eisernste aller Tyrannen, die Herrschaft einer kalten Vernunft ohne Gefühl, noch bevorstand.

»Wenn die Menschen erst die ganze Wirklichkeit dieses Instruments kennen werden, welche Hölle um sich herum werden sie dann schaffen!« (Georg Forster) Der Blitz, das Licht, die verlorene Unschuld und die Schuld. Das bergesetzende Neue, die Revolution, ist von Anfang an *auch* eine Tötungsmaschine, eine Geschichte der Überwachung und Unterdrückung. Der Paß wird eingeführt, die präzise Registrierung, und literarisch kommen die Detektivgeschichten auf. Weil aufklären eben auch heißt, einen Fall lösen: aufklären heißt, militärisch, den Feind aufspüren, und Aufklärung heißt, notfalls über Leichen gehen. Dostojewskis Raskolnikow vertritt die Ansicht, daß ein außerordentlicher Mensch das Recht habe ..., das heißt, nicht ein offizielles Recht, sondern sozusagen ein persönliches Recht, seinem Gewissen die Überschreitung gewisser Hindernisse zu gestatten, freilich einzig und allein in dem Fall, wenn die Durchführung seiner Idee (die mitunter vielleicht der gesamten Menschheit Heil und Segen bringt) dies verlangt. »Wenn die Entdeckung Keplers und Newtons infolge irgendwelcher Umstände den Menschen schlechterdings nicht anders hätten bekannt werden können als dadurch, daß das Leben von einem, von zehn, von hundert usw. Menschen zum Opfer gebracht wurde, die der Veröffentlichung dieser Entdeckung störend oder hindernd im Wege standen, so hätte Newton das Recht und sogar die Pflicht gehabt ..., diese zehn oder hundert Menschen zu beseitigen. Es ist sogar beachtenswert, daß die allermeisten dieser Wohltäter und Führer der Menschheit skrupellos Ströme von Menschenblut vergossen haben; die eigentlich großen Männer und die, die auch nur einigermaßen fähig sind, neue Bahnen einzuschlagen, das heiße, etwas Neues zu sagen: die seien, selbstverständlich, mehr oder weniger, Verbrecher.«

Die Frage, welche Opfer im Namen der Modernität zu rechtfertigen sind, und ob überhaupt, ist eine der großen und beklemmenden Fragen des 20.

Jahrhunderts. Die Einsicht, wie die angezielte Herrschaft der Menschheit über das, was ist, sich fortschreitend als Zerstörung der Erde manifestiert; die rationale Eroberung der Natur, die Bewältigung der Lebensprobleme, die zu Vernichtungsvorgängen führen, die nichts auslassen, obwohl die Beteiligten, nicht immer, aber oft genug, Menschen guten Willens sind; das bleibt die makabre Seite der Aufklärung und der Modernität.

Nicht zuletzt diese Terrorerfahrung führte zum Kippen, zur Auflösung und zum Nihilieren. Warum nicht das Individuum, wenn es kognitiv nicht mehr mitkommt, zum Verschwinden bringen — und wenn nicht die Verabschiedung des Individuums, warum nicht wenigstens der Abschied vom Rationalismus und von der Modernität?

Postmodern — wobei ich mir unter moderner Post etwas vorstellen kann (sie rationalisiert und funktioniert, teils/teils): aber Postmoderne?

Am ehesten verständlich, obwohl auch hier der Begriff irritierend bleibt, in der Architektur; jenseits vom Funktionalismus fängt das *post* an: das Garnieren, das Aufpäppeln, das Kulissengeschiebe (was man sieht, muß nicht tragen), das Auffällige, der Rückgriff auf Früheres, das Abstandnehmen, die Diskontinuitäten, wobei postmodern natürlich nicht nur nachmodern meint, sondern auch: moderner als modern. Rückwärtsgewandtes und Hypermodernes. Modern als das jeweils Neueste; die radikale Kritik an der Moderne, nicht so sehr dabei an der Gesellschaftsform des Kapitalismus sich reibend als am Logozentrismus. Erotisches Begehren und die Vitalität der ungebundenen Rede.

Es sei die Stunde der fälligen Einsicht, daß die angezielte Herrschaft der Menschheit über das, was ist, sich als Zerstörung der Erde manifestiere; es sei die Stunde der fälligen Einsicht, daß die Entmaterialisierung der Welt, ihre Transformation in Bilder, sich zu einer imaginären Obsession ohnegleichen ausgewachsen habe, die jeglichen Unterschied von Realität und Fiktion tendenziell annulliere und damit einen unaufhörlichen Schwindel erzeuge; wo die theoretischen Strategien im Zuge der Lebensbewältigungsversuche zu Todesmaschinen sich entwickeln, und der Skandal dabei, daß dies durch Menschen guten Willens verursacht worden sei (Dietmar Kamper). Also, wie Lyotard suggeriert, spielen, Spielzüge aushecken, Sprachspiele im Dienste der Macht, als Machtausübung. Lyotard hält den spielerischen Wettbewerb um die Kreativitätsmöglichkeiten der Sprache nicht bloß für eine ursprüngliche Gestalt des menschlichen Soziallebens, sondern betrachtet ihn darüber hinaus auch als das zentrale Integrationsmedium von Gesellschaften. Der soziale Zusammenhang wird gegeben durch einen ununterbrochenen Strom von sprachlichen Spielzügen. Die Epoche des Nihilismus bietet die Chance einer anarchistischen Überwindung, ja Zerspaltung der rationalistischen Fesseln, in denen die modernen Wissenschaften die kreativ-ästhetischen Potentiale des gesellschaftlichen Sprachspiels gefangen gehalten hatten (Axel Honneth): »Die große Erzählung«, so Lyotard, »hat ihre Glaubwürdigkeit verloren«, ob »spekulative Erzählung oder Erzählung der Emanzipation.« (Lyotard 1982, 71)

Der »Gegenzug« also als Reaktion, die sich avanciert verhält? »Man kann«, so ein Autor, »die Postmoderne als vage Möglichkeit eines Zeitgewinns be-

zeichnen, die eventuell die gegenwärtige Wahrnehmungskrise durch Intensivierung der Unsicherheit auf ihren Begriff bringt. Man kann die 'Ästhetik des Posthistoire' eine waghalsige Strategie nennen, die in einer Mimesis des Todes und in einer Dehnung der Katastrophe zu überleben trachtet.« Die noch heilsgeschichtlichen Konstrukte von Götter- und Menschheitsdämmerung müßten endlich abgeschrieben werden, es müsse Schluß gemacht werden mit dem Ende, dem Apokalyptischen, und dies ohne Anklage und Rechtfertigung (Kamper 1985, 539). — Die zweite Aufklärung, Aufklärung in Potenz! Unübersehbar ist der zarte Schauer des Verströmens, der Reiz des Entlegenen, das grenzenlose Verschenken und Wünschen: Gefeierte werden Botschaften (oder Sprachspiele), nicht Objekte oder Subjekte. Völlerei bei kontinuierlichem Leergefühl im wiederkäuenden Organ und die Angst vor letalen Beschädigungen: Krebs im Endstadium, und der Versuch, das Leben herbeizuzitieren.

Wäre so postmodern das Netz, in das sich Aufklärer fallen lassen können, wenn die fortschrittlichen Zeitgenossen ihren Fortschrittsglauben eingebüßt haben?

Oder nicht Netz, sondern eher eine Brühe: Verquollenes, Angeschwemmtes, und ganz sicher eine Enttäuschungserfahrung? Aber auch eine Erfahrungsreicherung.

Die Postmodernen sind, seit sie angefangen haben, die Bezeichnung *und* die Sache ernstzunehmen, am Überreizen. Wären sie dabei so ungestüm, wie ihre Gesten es sprachlich andeuten, dann wären sie so phantasieaufgeladen und poetisch wie die Surrealisten, deren Erbe sie reklamieren; es wäre nicht bloß radikal, sondern auch wichtiger. Dennoch bleiben sie, aufgeschreckt und ihre Verunsicherung plakativ präsentierend, mitten im Diskurs um die gesellschaftliche Moderne stecken. Ich will auch das hier nicht ausführen. Nur soviel: Zwischen dem Projekt der Moderne und den Postmodernen gibt es unüberbrückbare Differenzen. Wäre dennoch Vermittlung das Vernünftige: »... unfromm, noch immer auf das Subjekt gestellt, an keinen Kulteilnehmend, keinen Göttern opfernd und keine kryptosakrale Sprache sprechend. Und wenn es die Romantik wiederzuentdecken gälte: Man sprach nie von einem romantischen Leib, sondern immer von einem romantischen Kopf ...« (Bohrer 1985, 733) — könnte es so gehen?

GEWISSHEIT »Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache ... Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, laßt uns Ziegel streichen und brennen! — und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. Da fuhr *der Herr* hernieder, daß er sähe die Stadt und Turm, die die Menschenkinder bauten. Und *der Herr* sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. Und er verwirrte ihre Sprache, zerstreute sie in alle Länder, damit sie aufhören sollten, die Stadt zu bauen.«

Sie bauten, wo sie hinkamen, weiter, nicht nur Städte. »... nun wird ihnen

nichts mehr verwehrt werden können ...« Der Optimismus, der sichere und gesicherte Zugriff auf die Gegenwart und die Zukunft (inzwischen auch auf die Vergangenheit), lebt im anderen, sozialistischen Deutschland, wenn nicht unreflektiert, so doch ungebrochen weiter. Von Modernität wird nicht gesprochen; sie findet statt, hat stattgefunden. Aufklärung wird zur historischen Kategorie herabgestuft. Als »Bezeichnung für eine bestimmte Form der bürgerlichen Emanzipationsideologie und -literatur«.

Marx und Engels bezeichnen die Aufklärung als eine »verdrehte Form« der »profanen Grundlagen der bürgerlichen Welt«, als den idealen Ausdruck, »das verklärte und von der Wirklichkeit selbst als solches aus sich geworfne reflektierte Lichtbild« oder als das »idealisierte Reich der Bourgeoisie« (Grundrisse, 916; MEW 20,17). Sie spotten auch in der *Deutschen Ideologie*: »Der Zustand Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts spiegelt sich vollständig ab in Kants 'Critik der practischen Vernunft'. Während die französische Bourgeoisie sich durch die kolossalste Revolution, die die Geschichte kennt, zur Herrschaft aufschwang und den europäischen Kontinent eroberte, während die bereits politisch emanzipierte englische Bourgeoisie die Industrie revolutionierte und sich Indien politisch und die ganze andere Welt kommerziell unterwarf, brachten es die ohnmächtigen deutschen Bürger nur zum 'guten Willen' ...« (MEW 3, 176f.)

Der offizielle Diskurs, mit seinem Klassikerzitatorset, das spannend ist, langweilt. Der offizielle Diskurs redet nicht über Aufklärung heute; im besten Fall ist von Verbesserung des Informationsflusses die Rede, von Rationalisierung, von der Überwindung der kleinbürgerlichen Bedürfnisse usw. — Die Geschichte hat gesiegt, der Sozialismus entwickelt sich, Konflikte sind Übergangserscheinungen oder etwas Menschliches, anthropologisch Eingepflanztes. Kein Endstimmungspathos (wie bei uns unüberhörbar); der Aufbruchsgestus, ideologisch noch vorhanden, ist real dem Machen des Machbaren gewichen. »Die Zukunft gehört uns«, ist die offizielle Schreibart allemal, und im übrigen wird auch hier der Anschluß gesucht — an die technisch-wissenschaftliche Revolution. Leise höchstens, etwa in der Umweltproblematik oder im Umgang der Geschlechter miteinander, werden »Geräusche« und die Folgewirkungen aufgegriffen. In der Kunst, gerade hier unruhig, wird als Problemebene zugelassen, was es offiziell nicht geben darf. »Es ist durch eine Realität widerlegt worden, in welcher eine volkseigene Industrie, unabhängig von ihrer andersgearteten Organisationsform und Besitzgrundlage, ebenfalls kein reines Manna in die Flüsse und Seen leitet und nicht schieren Sauerstoff von sich gibt. Aus einem sozialistischen Automobil, so ist entgegen aller 'wissenschaftlichen' Weltanschauung zu fürchten, kommt das gleiche Gift wie aus einem kapitalistischen, und es richtet sich überhaupt nicht danach, wer es fährt.« (Günter Kurnert) Oder Christa Wolf in den *Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra*: Es ist die Frage, »was, von heute aus und aus den Voraussetzungen dieser Zivilisation (überhaupt noch) 'Fortschritt' sein könnte, da doch der männliche Weg, alle Erfindungen und Verhältnisse und Gegensätze auf die Spitze zu treiben, bis sie ihren äußersten negativen Punkt erreicht, beinahe an sein Ende gelangt ist.«

Schließen dabei die, welche kritisch reden, sich politisch und gesellschaftlich aus? Die Auseinandersetzung, wir wissen es, ist hart. Konflikte, die sich mit Stückwerkformen korrigieren lassen — Sir Popper ist nicht weit weg — das ja! Das Projekt Moderne heißt so: Projekt Sozialismus, das natürlich weit über die ideologischen Begründungszwänge hinausgeht. Die Solidargesellschaft, die heute, angesichts der massiven gesellschaftlichen Schwierigkeiten, bei uns auch in der SPD wieder prominente Vorredner hat, gilt, nicht problemlos, aber realisierbar, in der DDR als Credo. Und ist auf dem Weg, verwirklicht zu werden? Ungebrochen jedenfalls ist die Aufklärungs- und Emanzipationsidee absorbiert. Gegen den idealistischen Kopfstand, dem bürgerlichen Erbe und der bürgerlichen Erbsünde, ist die Entwicklungshoffnung, angeblich, auf die Füße gestellt. Hindernisse, aber keine unüberwindbaren Schwierigkeiten, sogar hausgemachte Fehlentwicklungen, aber ausräumbar mit Hilfe der Wissenschaft, der bürokratischen Planung und steuerbar mit Beteiligung der werktätigen Bevölkerung. Auch in der Kunst. Kurt Hager: »Das schließt Bewegungsspielräume und Experimente ein; das gute alte Gold der Vorväter wird bisweil zu ganz neuen Münzen geprägt, die als 'gültige Währung' angenommen und eingelöst werden, weil sie heutigen veränderten Bedingungen geistig-künstlerischer Kommunikation ... entsprechen.« Optimismus, weil es in dieser Gesellschaft keinen Grund für einen Kulturpessimismus, für Verzagt-heit oder gar ironische und kritische Distanz gebe.

So einfach.

Es ist konservatives Denken, in einem Kostüm, das weder der aufklärerischen noch der sozialistischen Idee gerecht wird. Aber ist es wenigstens vernünftig?

Im Ansatz, dort wo das Plaktiv-Propagandistische verlassen wird, liegt die dahinterstehende Gesellschaftstheorie den Habermasschen Überlegungen zur Begradigung der Fehlentwicklung moderner Industriegesellschaften zwar quer; aber im kommunikativen Bereich eher nah. »Mit dem Wirtschaftswachstum werden jedenfalls zwangsläufig beide, Staat und Wirtschaft, immer komplexer ... Damit hängen dann die Konflikte zusammen, die heute eher eine sozialpsychologische Gestalt haben: die Verteidigung der von innerer Kolonialisierung bedrohten Lebensformen. Hinzu kommen noch die drastischen, nur vorübergehend verdrängten militärischen Gefahren einer niemals bewältigten Labilität zwischen den Supermächten ...« So Habermas (1985, 182). Der sozialstatliche Dirigismus, der ähnliches anvisiert, läuft auch in der DDR nur gebrochen, sowohl gesellschaftlich, ökonomisch wie auch sozialpsychologisch, weil sozialistische Staaten in das Weltsystem eingebunden sind und weil die Planwirtschaft zusehends auch ihre eigenen Mankos »aussteuern« muß. Die Notwendigkeit, die Lebenswelten der Individuen und Gruppen gegen politisch/ökonomische Übergriffe wenn nicht zu retten, so doch zu korrigieren, steht — systemtheoretisch — hier wie dort an. Die Probleme sind, wenn nicht die gleichen, so doch vergleichbare: Sicherung der Massenloyalität. Ruhe. Ordnung. Sind auch die Lösungen ähnliche?

Mein Verdacht wäre: ja.

Ein Kennzeichen der Modernität ist es ja, daß Probleme der Bürokratie, der

Planung und der Wissenschaften nahezu unabhängig sind von Weltanschauungen, und daß Probleme, wie sie heute zwischen den Geschlechtern z.B. auftauchen, oder Rationalisierungsmaßnahmen in Betrieben, ebenfalls weitgehend systemunabhängig sind. Daß dies so ist, wissen wir. Offen von Konvergenz wird nicht geredet. Hier nicht und dort auch nicht; dafür haben wir, symbolisch und real, die Mauer.

ANGST Von René Magritte gibt es ein Bild: »Das Lustprinzip«. Ein Mann, in einem schwarzen Sakko, sitzt an einem Tisch, auf dem ein Gegenstand liegt, halb Knochen, halb Stein. Die eine Hand, die nach dem Gegenstand zu greifen versucht, ist verkrampft, aber angespannt wie ein Tier, das nach seiner Beute greift. Die andere Hand, abweisend, zieht sich zurück, hängt nach unten. Anstelle des Kopfes befindet sich eine gelbleuchtende Kugel, illuminiert, strahlend und gleichzeitig bedrohlich, ein explodierender Ball. Wie ein Atompilz. Jetztzeit; Aufklärung heute?

Ich meine, und das ist nicht böse gemeint, daß Habermas den Theoretikern in der DDR sehr viel näher steht als den »Wilden«, den »Vernunfts-Abtrünnigen«, die er als »Neokonservative« beschreibt, rechts und links, vom »Müsli-Esser« bis zum postmodernen Denker; näher auch, als den Autoren der *Dialektik der Aufklärung*. — Näherstehen meint dabei natürlich nicht gleichlautend. Die gradlinige, dogmatische Verteidigung von Vernunft und Fortschritt, das unkritische Festhalten an evolutionstheoretischen Vorstellungen, die auch praktisch in die blind unterstellte Weiterentwicklung des Sozialismus eingehen, ist nicht Habermas' Sache. Seine Annahmen enthalten zwar auch das Moment der notwendigen Weiterentwicklung: um zu überleben und um die Mündigkeit der Individuen nicht nur zu erhalten, sondern weiterzutreiben. Reflexion und Diskurs. »Ich bleibe«, sagt er, »bei meiner These, daß die Selbstvergewisserung der Moderne nach wie vor von einem Aktualitätsbewußtsein angestachelt wird, in dem geschichtliches und utopisches Denken miteinander verschmolzen sind.« (ebd., 161)

Ich habe dabei jedenfalls den Verdacht, daß nach dem Taumel und Schwindel der Postmoderne und neben den selbstsicher propagierten Chancen der Modernität eines Tages die materialistische Rationalität, auch die aus dem Nachbarland Deutschland, wieder kreditfähiger werden könnte; freilich nur, wenn die reale Entwicklung — und ich würde mich hüten, von realem Sozialismus zu reden! — Alternativen zeigt und Dogmen abstreift. Ob Industriegesellschaften, die auch Züge einer postmodernen Gesellschaft tragen mögen, tatsächlich eines Tages in solidarische Gesellschaften sich verändern, die nicht bloß das Blaue vom Himmel versprechen, die Ressourcen ausnützen und schützen und Diskussionen und Kritik voll akzeptieren, ist fraglich. Freilich notwendig.

Odo Marquard, der sich Modernitätstraditionalist nennt, schlägt — zur Wiederbelebung — vor, Aufklärung als die Tradition des zur Routine gewordenen Mutes zur unaufgeregten Nüchternheit zu verstehen. Positiv: »Die moderne Welt ist — als Aufklärung — das Zeitalter der Neutralisierungen; diese unverzichtbare Aufklärung ist ... der Abschied vom Prinzipiellen: die — gegen



eschatologische Weltnegation und Bürgerkriege erarbeitete — Befreiung der Menschen aus absoluten Kontroversen ums Absolute und aus heilssensationellen Überforderungen mit entsprechendem Illusionsdruck; kurz gesagt: Aufklärung nüchtern, also die Usance Modernität, ist die Entlastung vom Absoluten.« (Marquard 1985, 129) Nicht Resignation: Maßhalten.

Aber auch das Gegenteil: nicht nur Maßhalten, sondern Lust und Kreativität. »Warum zum Teufel, fragte ich mich, muß Aufklärung so langweilig sein?«, sagt Günter Grass, und weiter: »Immer weiß sie, wohin die Reise zu gehen hat. Immer sind ihr die Lernziele bekannt. Selbst meine Undeutlichkeiten, die mir lieb sind, will sie ausleuchten. Fortwährend mahnt sie mich, meinem Chaos Zäune zu setzen. Immer besser, sozialer, gerechter, wissender, aufgeklärter zu werden, schreibt sie mir vor.«

Günter Grass will die Diktatur der Toleranz, die Tyrannei der Tugend nicht; er möchte einer Aufklärung dienen, die Lust bereitet und Auslauf gewährt, die farbig ist und Kleckse erlaubt, die mir nicht weismachen will, daß die Aufklärung des Spießers zum aufgeklärten Spießers Fortschritt bedeutet. Hochmut? Ich würde sagen: vernünftig. Oder, wie bei Marquard: pragmatische Vernunft.

Die Latte tiefer legen, damit aus dem Schauturnen ein Hüpfen wird. Im Feld zwischen Himmel und Hölle.

## Literaturverzeichnis

- Bohrer, Karl Heinz, 1985: Erinnerung an die Zerstörungsmetapher. In: Merkur 9/10, 39. Jg.
- Bürger, Peter, 1985: Die Geburt der literarischen Moderne aus dem Geist der Moral. In: Merkur 11, 39. Jg.
- Habermas, Jürgen, 1985: Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V. Frankfurt/M.
- Kamper, Dietmar, 1985: Aufklärung — was sonst? Eine dreifache Polemik gegen ihre Verteidiger. In: Merkur 6, 39. Jg.
- Lepenes, Wolf, 1985: Kalte Vernunft und Gefühlkultur. Sozialwissenschaften, Literatur und das Ende der Aufklärung. In: Der Traum der Vernunft. Vom Elend der Aufklärung. Eine Veranstaltungsreihe der Akademie der Künste, Berlin, erste Folge. Neuwied
- Lyotard, Jean-Francois, 1982: Das postmoderne Wissen. Bremen
- Marquard, Odo, 1985: Die Erziehung des Menschengeschlechts — Eine Bilanz. In: Der Traum der Vernunft. Vom Elend der Aufklärung ... Neuwied

## Ideologische Positionen in der Postmodernismus-Debatte\*

### Das kulturelle Feld der »Postmoderne«

Das Problem des Postmodernismus — wie seine grundlegenden Züge zu beschreiben sind, ob es ihn überhaupt gibt, ob das Konzept als solches von Nutzen ist oder im Gegenteil eine Mystifikation darstellt — ist zugleich ästhetisch und politisch. Den verschiedenen Positionen — egal in welcher Begrifflichkeit sie verpackt sind — kann immer nachgewiesen werden, daß sie Geschichtsvisionen Ausdruck verleihen, in denen der soziale Augenblick, in dem wir heute leben, eine grundsätzliche politische Zustimmung oder Ablehnung erfährt. Und tatsächlich bewegt sich die Debatte um eine grundlegende, strategische Annahme in bezug auf unser Gesellschaftssystem: Wenn man einer postmodernistischen Kultur historische Originalität zugesteht, erkennt man implizit auch den radikalen strukturellen Unterschied an zwischen dem, was manchmal als Konsumgesellschaft bezeichnet wird, und früheren Stadien des Kapitalismus, aus denen diese entstanden ist.

Die logischen Möglichkeiten der Stellungnahme sind jedoch notwendigerweise verknüpft mit Stellungnahmen zu jenem anderen Problemkomplex, der an sich mit der Bezeichnung »Postmodernismus« verknüpft ist: die Bewertung dessen, was wir heute als »hohen« oder klassischen Modernismus bezeichnen. Stellt man ein vorläufiges Inventar der verschiedenen kulturellen Phänomene auf, die sich als »postmodern« bezeichnen ließen, dann ist in der Tat die Versuchung groß, die »Familienähnlichkeit« solch heterogener Stile und Produkte nicht untereinander zu suchen, sondern im gemeinsamen Bezug auf so etwas wie einen »hoch-modernistischen« Impuls und eine Ästhetik, gegen die sie in der einen oder anderen Hinsicht eine Reaktion darstellen.

Die dem Anschein nach nicht reduzierbare Vielfältigkeit der Postmoderne erscheint vollends in ihrer Problematik, wenn man die einzelnen Künste und ihr Verhältnis betrachtet: Welche Gemeinsamkeiten — außer einer allgemeinen generationsbedingten Reaktion — lassen sich herstellen zwischen den ausgeklügelten falschen Sätzen und der syntaktischen Mimesis eines John Ashbery und der viel einfacheren Rede-Poesie, die in den frühen 60er Jahren aus Protest gegen den New Criticism und dessen Ästhetik des komplexen, ironischen Stils entstand? Beide richten sich zweifellos — wenn auch ganz unterschiedlich — gegen die Institutionalisierung der Hochmoderne, die in dieser Zeit stattfand: die Verschiebung von einer oppositionellen zu einer hegemonialen Position der modernistischen Klassik, ihre Eroberung der Universität, des Museums,

\* »The Politics of Theory: Ideological Positions in the Postmodernism Debate«, zuerst erschienen in *New German Critique* 33 (Fall 1984, 53-65). Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karin Wurst. Die deutsche Fassung wurde mit Untertiteln versehen. — Vgl. auch: Fredric Jameson, Postmoderne — Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Andreas Huyssen und Klaus R. Scherpe (Hrsg.), Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek 1986 (i.E.).

des Netzwerks von Kunstgalerien und Stiftungen. Mit anderen Worten: gegen die Assimilation der verschiedenen Ausprägungen der Hochmoderne an den offiziellen »Kanon« mit der zwangsläufigen Zurücknahme all dessen, was unsere Großeltern als schockierend, skandalös, häßlich, dissonant, unmoralisch oder asozial empfunden haben.

Dieselbe Heterogenität läßt sich in den bildenden Künsten nachweisen: zwischen der anfänglichen Reaktion gegen die letzte hochmodernistische Schule in der Malerei — den abstrakten Expressionismus — in den Arbeiten von Andy Warhol und der sogenannten Pop Art, und der so deutlich andersartigen Ästhetik der Concept Art, des Photorealismus, der Neuen Figuration oder des Neo-Expressionismus. Sie kann im Film beobachtet werden, nicht nur im Unterschied zwischen experimentellen und kommerziellen Produktionen, sondern auch innerhalb der ersteren selbst, wo Godard durch den »Bruch« mit dem klassischen filmischen Modernismus der großen Regisseure (Hitchcock, Bergman, Fellini, Kurosawa) in den 70er Jahren eine Reihe von stilistischen Reaktionen gegen sich selbst hervorgebracht hat, begleitet von einer vielschichtigen Entwicklung von experimentellen Videos (ein neues Medium, das zwar vom experimentellen Film inspiriert wurde, sich jedoch deutlich und strukturell von ihm unterscheidet). Auch in der Musik scheinen die Ausgangspunkte bei John Cage weit entfernt von den späteren Synthesen klassischer und populärer Stilrichtungen bei Komponisten wie Phil Glass und Terry Riley, ebenso wie vom Punk und der New-Wave-Rockmusik der »Clash«, der »Talking Heads« oder der »Gang of Four«, die ihrerseits wiederum deutlich verschieden sind vom Disco- oder Glitter-Rock. (Im Film oder im Rock kann jedoch eine gewisse historische Logik wiedereingeführt werden durch die Hypothese, daß solche neuen Medien die evolutionären Stufen oder Brüche zwischen Realismus, Modernismus und Postmodernismus in einer komprimierten Zeitspanne wiederholen, so daß etwa die Beatles und die Stones das hoch-modernistische Moment vertreten, das die Regisseure der 50er und 60er Jahre im künstlerischen Film verkörperten.)

In der erzählenden Prosa scheint die herrschende Vorstellung einer Auflösung der linearen Erzählweise, einer Ablehnung der Repräsentation und eines »revolutionären« Bruchs mit der (repressiven) Ideologie des Geschichtenerzählens nicht angemessen, um so unterschiedliche Arbeiten zu erfassen wie die von Burroughs, von Pynchon und Ishmael Reed, von Beckett, aber auch die des französischen *nouveau roman* und deren Nachfolger, ebenso wie den Non-Fiction-Roman und das Neue Erzählen. Eine entscheidend andersartige Ästhetik ist inzwischen sowohl im kommerziellen Film wie auch im Roman mit der sogenannten Nostalgiegelle entstanden.

Aber vor allem ist die Architektur bevorzugtes Kampfterrain des Postmodernismus, das strategisch wichtigste Feld, auf dem dieses Konzept diskutiert und seine Konsequenzen erforscht werden. Nirgends wird das Ende des Modernismus deutlicher verspürt oder schärfer ausgesprochen; nirgends werden die theoretischen und politischen Ziele programmatischer artikuliert. Aus einer ständig wachsenden Literatur zu diesem Thema seien Robert Venturis *Learning from Las Vegas* (1972), eine Reihe von Veröffentlichungen von Christo-

pher Jencks sowie Paolo Portoghesi Biennale-Beitrag *After Modern Architecture* erwähnt, weil sie die zentralen Punkte des Angriffs auf die Hochmoderne des Internationalen Stils (Le Corbusier, Wright, Mies van der Rohe) beleuchten: den Bankrott des Monumentalen (Gebäude, die, wie Venturi sagt, in Wahrheit *Skulpturen* sind), das Scheitern ihres proto-politischen oder utopischen Programms (die Transformation des gesamten sozialen Lebens durch die Transformation des Raums), ihr elitäres Denken (unter Einschluß der charismatischen Führer-Autorität), schließlich die Zerstörung des älteren Stadtgefüges durch das Wuchern von Glaskästen und Hochhäusern, die sich von ihrer unmittelbaren Umgebung absetzen und sie zu einem städtischen Niemandsland degradieren.

Dennoch ist der Postmodernismus in der Architektur selbst kein einheitlicher oder monolithischer Epochenstil. Er umfaßt vielmehr ein ganzes Bündel von Anspielungen auf vergangene Stile; so kann man einen barocken Postmodernismus (Michael Graves), einen Rokoko-Postmodernismus (Charles Moore oder Venturi), einen klassischen und neo-klassischen Postmodernismus (Rossi bzw. De Porzemparc) und vielleicht sogar eine manieristische oder romantische Spielart unterscheiden, von einem ebenfalls existierenden hochmodernen Postmodernismus ganz zu schweigen. Dieses selbstgefällige Spiel historischer Anspielungen und stilistischer Pastiche-Technik (in der Fachliteratur »Historismus« genannt) ist ein zentrales Kennzeichen des Postmodernismus.

### Ideo-Logik der Postmodernismus-Theorien

Doch haben die Architekturdebatten den Vorteil, daß sie die politischen Resonanzen in diesen scheinbar nur ästhetischen Dingen unüberhörbar machen; sie lassen politische Aspekte deutlicher hervortreten als in den oft stärker kodierten oder verschleiernenden Diskussionen in anderen Kunstrichtungen. Alles in allem lassen sich vier allgemeine Positionen zum Postmodernismus aus der Vielzahl von neueren Aussagen zu diesem Thema herausheben. Jedoch wird das relativ einfache Schema, das sich daraus ergibt, etwas kompliziert durch die Tatsache, daß jede dieser Möglichkeiten entweder als politisch progressive oder politisch reaktionäre artikuliert werden kann (ich spreche nun in einer marxistischen oder eher allgemein linken Perspektive).

Man kann z.B. die Ankunft des Postmodernismus von einem grundsätzlich anti-modernistischen Standpunkt her begrüßen. Eine etwas frühere Generation von Theoretikern (vor allem Ihab Hassan) scheint schon etwas in dieser Richtung unternommen zu haben, als sie die postmodernistische Ästhetik als eine eher poststrukturalistische Thematik behandelte (der Angriff von *Tel Quel* auf die Ideologie der Repräsentation, das Heideggersche oder Derridasche »Ende der Westlichen Metaphysik«): Was hier meist noch nicht als Postmodernismus bezeichnet wird (man denke an die utopischen Prophezeiungen am Ende von Foucaults *Die Ordnung der Dinge*), wird als Ankunft einer ganz neuen Denk- und Seinsweise gefeiert. Aber da Hassans Huldigung auch eine Reihe von Monumenten der Hochmoderne (Joyce, Mallarmé) einschließt, wäre dieser Standpunkt recht vieldeutig — gäbe es nicht die ihn begleitende Hoch-

schätzung einer neuen Informations-Technologie, die nun freilich die Affinität zwischen solchen Beschwörungen und der politischen These von einer *post-industriellen Gesellschaft* im eigentlichen Sinne herstellt.

All dies wird zum großen Teil seiner Vieldeutigkeit entkleidet in Tom Wolfes *From Bauhaus to Our House*, einem sonst eher belanglosen Bericht über die gegenwärtigen Architekturdebatten von einem Schriftsteller, dessen *New Journalism* selbst eine Spielart des Postmodernismus darstellt. Interessant und symptomatisch an diesem Buch ist jedoch, daß die utopischen Lobgesänge auf die Postmoderne gänzlich fehlen, und — noch entscheidender — der leidenschaftliche Haß auf das Moderne, der durch den obligaten »camp«-Sarkasmus hindurchscheint; und dieser Haß ist kein neuer, sondern ein antiquierter und archaischer. Es ist, als ob die anfängliche Entrüstung des bürgerlichen Publikums über die Entstehung der Moderne selbst — über die ersten Werke von Corbusier, weiß wie die ersten, neu erbauten Kathedralen des 12. Jahrhunderts, die ersten skandalösen Picassoköpfe mit zwei Augen im Profil, wie eine Flunder, das überwältigend »Dunkle« der ersten Ausgaben des *Ulysses* oder von *The Waste Land*: als ob dieser Ekel der damaligen Philister und Spießbürger, Bourgeois und Babbits plötzlich wieder auflebte und die neueren Kritiken des Modernismus mit einem ideologisch völlig anderen Geist beseelen würde — der, alles in allem, den Effekt hat, daß im Leser eine gleichfalls archaische Sympathie mit den proto-politischen, utopischen, antibürgerlichen Impulsen einer nun nicht mehr existierenden Hochmoderne selbst wiedererwacht. Wolfes Schmähschrift bietet ein stupendes Beispiel dafür, wie eine überlegte und aktuelle theoretische Ablehnung des Modernen — eine Ablehnung, deren progressive Kraft ja wesentlich einem neuen Sinn für das Städtische entspringt, und der jetzt hinreichend erfahrenen Zerstörung älterer Formen kommunalen und städtischen Lebens im Namen einer hochmodernistischen Orthodoxie — einfach neu besetzt und in den Dienst einer explizit reaktionären Kulturpolitik gestellt werden kann.

Diese Positionen — anti-modern, pro-postmodern — finden nun ihre strukturelle Umkehrung in einer Reihe von Gegenargumenten, in denen die Falschheit und Verantwortungslosigkeit der Postmoderne angeprangert und der authentische Impuls einer hoch-modernistischen Tradition als noch lebendig bezeichnet und damit wieder neu bestätigt wird. Hilton Kramers doppeltes Manifest in der ersten Ausgabe seiner neuen Zeitschrift *The New Criterion* vertritt energisch diese Ansicht. Kramer kontrastiert die moralische Verantwortung der »Meisterwerke« und Monumente des klassischen Modernismus mit der grundsätzlichen Verantwortungslosigkeit und Oberflächlichkeit eines Postmodernismus, der mit »Camp« und »Unernst« in Verbindung gebracht wird, und für den der Stil von Wolfe ein Musterbeispiel ist.

Paradox ist jedoch, daß in politischer Hinsicht Wolfe und Kramer viel gemeinsam haben; und man könnte eine gewisse Inkonsistenz in der Art sehen, wie Kramer in der »hohen Ernsthaftigkeit« der Klassiker der Moderne ihren grundsätzlich antibürgerlichen Standpunkt unter den Teppich kehren muß, ebenso wie die proto-politische Leidenschaft, die bei den großen »Modernen« die Ablehnung der viktorianischen Tabus und des Familienlebens hervorgeru-

fen hatte, die Kritik der Vermarktung und der um sich greifenden Paralyse durch einen zusehends sich entheiligenden Kapitalismus, zum Ausdruck gebracht von Ibsen bis Lawrence, von Van Gogh bis Jackson Pollock. Kramers findiger Versuch, diesen offensichtlich antibürgerlichen Standpunkt der großen »Modernen« als »loyale Opposition« zu verstehen, die insgeheim durch Stiftungen und Stipendien vom Bürgertum selbst unterhalten wird, ist — so wenig überzeugend er wirkt — jedoch mit Sicherheit erst ermöglicht worden durch die Widersprüche in der Kulturpolitik des Modernismus selbst, vor allem durch dessen symbiotische Verbindung mit dem Kapital. Die Negationen des Modernismus hängen nämlich ab von dem, was er ablehnt und aufnimmt — es sei denn, der Modernismus käme, wie im Falle Brechts, zu einem echten politischen Selbstbewußtsein.

Kramers Schachzug ist jedoch einfacher zu verstehen, wenn man sich die politische Stoßrichtung des *New Criterion* verdeutlicht: Die Zeitschrift verfolgt die klare Absicht, die 60er Jahre und das, was von ihrem Erbe übrig ist, auszulöschen, diese Zeit vollständig vergessen zu lassen — so, wie es in den USA die 50er Jahre mit den 30er Jahren machten oder die 20er Jahre mit der reichen politischen Kultur in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. *The New Criterion* ist damit Teil des heute überall sichtbaren Versuchs, eine neue konservativ-kulturelle Gegenrevolution in Gang zu setzen, deren Ziele von der Ästhetik bis zur Verteidigung der Familie und der Religion reichen. Es ist daher paradox, daß ausgerechnet dieses im Kern politische Projekt die Allgegenwart der Politik in der gegenwärtigen Kultur beklagt — eine Krankheit, die sich größtenteils in den 60er Jahren ausbreitete, die Kramer aber für die moralische Unzurechnungsfähigkeit des Postmodernismus unserer Zeit verantwortlich macht.

Das Merkwürdige an dieser Gegenrevolution — die offenbar unumgänglich ist vom konservativen Standpunkt — ist, daß, aus welchem Grund auch immer, ihre wohlfeile Rhetorik nicht durch einen harten Kurs des Staats gestützt wird wie beim McCarthyismus und den Palmer-Razzien. Der Fehlschlag des Vietnam-Kriegs scheint, zumindest zum jetzigen Zeitpunkt, die direkte Ausübung der repressiven Gewalt unmöglich zu machen und verleiht den 60er Jahren somit eine Präsenz in der kollektiven Erinnerung und Erfahrung, die weder die 30er Jahre noch die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hatten. Kramers »Kulturrevolution« scheint daher meist zurückzufallen in eine kraftlos-sentimentale Nostalgie der 50er Jahre und der Ära Eisenhower.

Nach dem, was wir an einem früheren Set von Positionen über Modernismus und Postmodernismus gezeigt haben, wird es nicht erstaunen, daß diese zweite Bewertung der zeitgenössischen Kulturszene, trotz ihrer offen konservativen Ideologie, auch für eine gewiß weit progressivere Deutung beansprucht werden kann. Wir verdanken sie Jürgen Habermas (vgl. Habermas 1981). Für Habermas jedoch liegt die Sünde des Postmodernismus speziell in seiner politisch reaktionären Funktion, in dem Versuch, überall den modernistischen Impuls in Verruf zu bringen, den Habermas selbst mit der bürgerlichen Aufklärung und ihrem immer noch universalistischen und utopischen Geist in Verbindung bringt. Mit Adorno versucht Habermas, das zu retten und wiederzubeleben, was beide als die essentiell negative, kritische und utopische Macht der

klassischen Moderne ansehen. Auf der anderen Seite bezeichnet sein Versuch, die Moderne mit dem Geist der Aufklärung im 18. Jahrhundert zu verbinden, einen entscheidenden Bruch mit Adornos und Horkheimers düsterer *Dialektik der Aufklärung*. Dort wurde das wissenschaftliche Ethos der *philosophes* als ein irreführender Wille zur Macht und Naturbeherrschung dargestellt und ihr Programm der Entsakralisierung als erster Schritt zu einer rein instrumentellen Weltanschauung, die direkt nach Auschwitz führen sollte. Diese bemerkenswerte Divergenz kann durch Habermas' eigene Geschichtsvision erklärt werden, die versucht, an den Verheißungen des »Liberalismus« und an dem essentiell utopischen Inhalt der ersten, universalisierenden bürgerlichen Ideologie (Gleichheit, Menschenrechte, Humanität, Rede- und Pressefreiheit) festzuhalten angesichts des Scheiterns dieser Ideale, das durch die Entwicklung des Kapitals selbst verursacht wurde.

Es wird, was die ästhetischen Bedingungen der Debatte angeht, jedoch nicht angemessen sein, Habermas' Wiederbelebung der Moderne durch die bloß empirische Bescheinigung ihres Ablebens zu widerlegen. Wir müssen in Betracht ziehen, daß die nationale Situation, in der Habermas denkt und schreibt, von der amerikanischen entschieden abweicht: McCarthyismus und Unterdrückung in der Bundesrepublik sind zunächst einmal tatsächliche Gegebenheiten. Die intellektuelle Einschüchterung der Linken und das Mundtotmachen der linken Kultur (die von der westdeutschen Rechten weitgehend mit dem Terrorismus assoziiert wird) war im ganzen gesehen eine weitaus erfolgreichere Operation als irgendwo sonst im Westen. Der Triumph eines neuen McCarthyismus und der Kultur der Spießbürger und Philister macht es plausibel, daß Habermas in dieser besonderen nationalen Situation durchaus recht hat, und daß dort die älteren Formen des klassischen Modernismus immer noch einiges von ihrer subversiven Kraft behalten konnten, die sie anderswo verloren haben. In diesem Fall dürfte ein Postmodernismus, der diese Kraft zu schwächen und zu unterminieren sucht, durchaus auch eine derart lokal begrenzte ideologische Diagnose verdienen, auch wenn die Einschätzung nicht generalisierbar ist.

Die beiden oben dargestellten Positionen — anti-modern/pro-postmodern sowie pro-modern/anti-postmodern — sind durch die Anerkennung des neuen Begriffs gekennzeichnet. Beide gehen von einem entscheidenden Bruch zwischen Momenten der Moderne und der Postmoderne aus, wie immer auch die letztere bewertet wird. Es bleiben jedoch zwei weitere logische Möglichkeiten, die beide die Annahme eines solchen historischen Bruchs ablehnen, und die daher die Brauchbarkeit der Kategorie »Postmodernismus« selbst implizit oder explizit in Frage stellen. Die mit dem Postmodernismus assoziierten Werke werden dann wieder an die klassische Moderne selbst assimiliert, so daß das »Postmoderne« kaum mehr ist als die Form, die das authentische Moderne in der heutigen Zeit annimmt, wenig mehr auch als eine dialektische Verstärkung des alten modernistischen Innovationsdrangs. (Ich muß auf die Darstellung einer weiteren — weitgehend akademischen — Debatte verzichten, in der gerade diese Kontinuität des Modernismus in Frage gestellt wird, und zwar durch ein noch umfassenderes Verständnis einer grundlegenden Kontinuität der Roman-

tik seit dem späten 18. Jahrhundert; dabei werden dann sowohl der Modernismus als auch der Postmodernismus als organische Stufen der Romantik gesehen.)

Die zwei letzten möglichen Positionen zu unserem Thema sind dann logischerweise eine jeweils positive oder negative Einschätzung des Postmodernismus, der nun jedoch zurück assimiliert wird an die Tradition der klassischen Moderne. Jean-François Lyotard (1984) etwa will sein lebhaftes Engagement für das Neue und Entstehende, für eine aktuelle oder post-aktuelle Kulturproduktion, die heute weitgehend als postmodern charakterisiert wird, als neuerliche Bekräftigung der authentischen, älteren Hochmoderne, ganz im Sinne Adornos, verstanden wissen. Die geistreiche Wendung liegt hier in der These, daß so etwas wie »Postmodernismus« nicht etwa auf den eigentlichen Modernismus *folgt*, als sein Abfallprodukt, sondern ihm im Gegenteil *vorausgeht* und ihn vorbereitet, so daß der uns überall umgebende Postmodernismus als Verheißung der Wiederkehr und Neuentdeckung, der triumphalen Wiederauferstehung einer neuen Hochmoderne gesehen werden kann. Dies ist ein prophetischer Standpunkt, dessen Ansatzpunkt in der gemeinsamen anti-repräsentativen Stoßrichtung von Modernismus und Postmodernismus liegt. Lyotards ästhetische Positionen können jedoch nicht bloß ästhetisch bewertet werden, da das, was sie beseelt, die im Kern eminent sozio-politische Konzeption eines neuen Gesellschaftssystems jenseits des klassischen Kapitalismus ist (unsere alte Bekannte, die »post-industrielle Gesellschaft«): Die Vision eines regenerierten Modernismus ist in diesem Sinne untrennbar von einem bestimmten prophetischen Glauben an die Möglichkeiten und Verheißungen einer neuen Gesellschaft, die im Entstehen begriffen sei.

Die negative Umkehrung dieser Position muß dann die ideologische Ablehnung des Modernismus beinhalten; eine solche Ablehnung reicht etwa von Lukács älterer Analyse der Formen des Modernismus als Widerhall des kapitalistisch verdinglichten Lebens bis zu einigen der expliziteren Kritiken des Modernismus in der Gegenwart. Was diese letzte Position von den bisher dargestellten Formen des Anti-Modernismus unterscheidet, ist jedoch die Tatsache, daß sie nicht aus der Sicherheit einer neuen postmodernistischen Kultur heraus argumentiert, sondern die letztere selbst als bloße Degeneration der bereits stigmatisierten Impulse der eigentlichen Moderne betrachtet. Diese besondere Position, vielleicht die finsterste und am unversöhnlichsten negative, findet sich in den Arbeiten des venezianischen Architekturhistorikers Manfredo Tafuri, dessen ausgreifende Analysen (Tafuri 1977, Tafuri/Dal Co 1977; vgl. Jameson 1984) eine starke Anklage dessen darstellen, was wir als die »proto-politischen« Impulse der Hochmoderne bezeichnet haben (die »utopische« Substituierung von Kulturpolitik für wirkliche Politik, die Aufforderung, die Welt durch die Änderung ihrer Formen, des Raums, der Sprache zu ändern). Tafuri ist jedoch nicht weniger kraß in seiner Anatomie der negativen, entmystifizierenden und »kritischen« Mission der verschiedenen Richtungen des Modernismus; er liest deren Funktion als eine Art von Hegelscher »List der Geschichte«, indem die Instrumentalisierungs- und Entsakralisierungstendenzen des Kapitals letztendlich gerade durch die Zerstörungsarbeit der Denker und Künstler



der Moderne realisiert werden. Ihr »Anti-Kapitalismus« bereitet so am Ende die Basis für die »totale« bürokratische Organisation und Kontrolle des Spätkapitalismus. So ist es nur logisch, wenn Tafuri mit der These schließt, eine radikale Transformation der Kultur sei vor einer radikalen Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse selbst unmöglich.

Die politische Ambivalenz, die in den zwei vorherigen Positionen aufgezeigt wurde, scheint mir hier beibehalten, jedoch *innerhalb* der Positionen dieser beiden sehr komplexen Denker. Im Gegensatz zu vielen der vorher erwähnten Theoretiker sind Tafuri und Lyotard explizit politische, den Werten einer älteren revolutionären Tradition verpflichtete Denker. Es ist beispielsweise klar, daß Lyotards umstrittene Option für den Vorrang ästhetischer Innovation als Metapher für einen bestimmten revolutionären Standpunkt verstanden werden muß, während Tafuris gesamtes Begriffsraster weitgehend mit der klassischen marxistischen Tradition übereinstimmt. Jedoch lassen sich beide implizit, und in bestimmten strategischen Momenten auch explizit, als Vertreter eines Post-Marxismus lesen, der letztlich nicht mehr unterscheidbar ist von einem genuinen Anti-Marxismus. Lyotard hat beispielsweise ständig versucht, seine »revolutionäre« Ästhetik abzusetzen von den älteren Idealen politischer Revolution, die er entweder für stalinistisch hält oder für archaisch und nicht mit den Bedingungen der neuen post-industriellen Gesellschaftsordnung vereinbar; und Tafuris apokalyptische Vorstellung von der totalen sozialen Revolution impliziert eine Konzeption des »totalen Systems« des Kapitalismus, die in einer Zeit der Entpolitisierung und Reaktion nur zu anfällig ist für die Art von Entmutigung, die Marxisten so oft zur Ablehnung alles Politischen geführt hat (Adorno und Merleau-Ponty fallen einem ein, zusammen mit vielen Ex-Trotzkisten der 30er und 40er und den Ex-Maoisten der 60er und 70er Jahre).

Das Kombinationsschema, das oben beschrieben wurde, kann nun schematisch wie folgt dargestellt werden; die Plus- und Minuszeichen bezeichnen dabei die politisch progressiven und reaktionären Funktionen der einzelnen Positionen.

	<i>anti-modernistisch</i>	<i>pro-modernistisch</i>
<i>pro-postmodernistisch</i>	Wolfe – Jencks +	Lyotard ±
<i>anti-postmodernistisch</i>	Tafuri +	Kramer – Habermas +

### »Ästhetischer Populismus« oder kulturelle Mutation des Kapitalismus?

Mit diesen Ausführungen haben wir den Kreis durchlaufen und können nun zu dem mehr positiven, potentiell politischen Inhalt der ersten Position zurückkommen, speziell zu der Frage eines *populistischen* Impulses im Postmodernismus, den Charles Jencks, aber auch Venturi und andere hervorgehoben haben — eine Frage, die uns auch erlauben wird, den absoluten Pessimismus von Tafuris Marxismus angemessener zu behandeln. Zuerst sei jedoch angemerkt, daß die meisten der politischen Positionen, die dieser meist »ästhetisch« ge-

fürten Debatte zugrundeliegen, in Wirklichkeit moralische Positionen sind, die abschließende Urteile über das Phänomen des Postmodernismus zu fällen suchen — indem dieser entweder als korrupt stigmatisiert oder aber als kulturell und ästhetisch gesunde, positive Form der Erneuerung gefeiert wird. Aber eine wirklich historische und dialektische Analyse solcher Phänomene — besonders, wenn es dabei um eine Gegenwart und eine Geschichte geht, in der wir selbst existieren und kämpfen — kann sich den ärmlichen Luxus von absoluten moralisierenden Urteilen nicht leisten: die Dialektik ist »jenseits von Gut und Böse« im Sinne eines oberflächlichen Parteiergreifens, daher die Kälte und Unmenschlichkeit ihrer historischen Vision (die schon Hegels Zeitgenossen an dessen ursprünglichem System störte). Tatsache ist, daß wir uns *innerhalb* der Kultur der Postmoderne befinden; und das bedeutet, daß leichtfertige Ablehnung so unmöglich ist, wie ihre ebenso leichtfertige Huldigung selbstgefällig und korrupt ist. Die ideologische Beurteilung des Postmodernismus beinhaltet heute notwendig ebenso ein Urteil über uns selbst wie über die in Frage stehenden künstlerischen Produkte; und ein ganzer historischer Abschnitt, wie der unsere, kann wohl kaum angemessen durch globale moralische Urteile oder durch deren heruntergekommenes Äquivalent, die populärpsychologischen Diagnosen (wie Laschs *Kultur des Narzißmus*) erfaßt werden. In klassisch marxistischer Sicht existiert der Samen der Zukunft schon in der Gegenwart und muß begrifflich aus ihr herausgearbeitet werden, sowohl durch Analyse wie durch politische Praxis (die Arbeiter der Pariser Kommune, bemerkte Marx in einem prägnanten Satz, haben »keine Ideale zu verwirklichen«, sie haben lediglich versucht, die entstehenden Formen neuer gesellschaftlicher Verhältnisse von den älteren kapitalistischen, in denen sich die ersteren schon bewegten, zu befreien). Statt der Versuchung nachzugeben, die selbstgefälligen Allgemeinplätze des Postmodernismus als Symptom der Dekadenz zu verdammen oder die neuen Formen als Vorboten einer neuen technologischen und technokratischen Utopie zu begrüßen, scheint es angebrachter, die neue Kulturproduktion im Rahmen der Arbeitshypothese einer allgemeinen Modifizierung der Kultur in der sozialen Restrukturierung des spätkapitalistischen Systems zu analysieren (vgl. Jameson 1983 und 1986).

Jencks' Behauptung, daß die postmoderne Architektur sich von der der Hochmoderne durch ihre populistischen Tendenzen unterscheidet (vgl. etwa Jencks 1980), kann als Ausgangspunkt für eine allgemeinere Diskussion dienen. Gemeint ist folgendes: Während die nunmehr klassische hochmoderne Raumgestaltung eines Corbusier oder Wright sich radikal von dem verfallenden Stadtgefüge zu unterscheiden suchte, in dem sie sich in Szene setzte — ihre Formen daher durch eine radikale Abgrenzung von der räumlichen Umgebung gekennzeichnet sind —, zelebrieren postmodernistische Gebäude geradezu ihre Eingliederung in das heterogene Gewebe des kommerziellen »Strip« und die Landschaft der Motels und Fast-Food-Ketten in den städtischen Bereichen neben den »Superhighways«. Dabei sichert ein Spiel von Anspielungen und formalen Echos (»Historizismus«) die Zugehörigkeit dieser neuen »Kunstarchitektur« zu den sie umgebenden kommerziellen Bildwelten und Gebäuden und sagt sich damit von dem hoch-modernistischen Anspruch der radikalen Anders-

artigkeit und Neuerung los. — Ob dieser zweifellos bedeutsame Aspekt der neueren Architektur als *populistisch* bezeichnet werden kann, muß eine offene Frage bleiben. Denn es scheint wichtig, die entstehenden Formen einer neuen kommerziellen Kultur — von der Werbung bis zur formalen *Verpackung* jeglicher Art, von Produkten und Gebäuden einschließlich künstlerischer Waren wie Fernsehsendungen, Bestseller und Filme — von den älteren Formen der Volkskultur und einer echt volkstümlichen Kultur zu unterscheiden, die florierende, als die älteren sozialen Klassen der Bauern und städtischen Handwerker noch existierten, und die seit Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich durch die Kommerzialisierung und das Marktsystem kolonisiert und eliminiert wurde.

Was aber letztlich anerkannt werden muß, ist die allgemeine Präsenz jenes Phänomens, das unzweideutiger noch in anderen Künsten zum Ausdruck kommt: die Verwischung der älteren Unterscheidung zwischen hoher Kunst und sogenannter Massenkultur. Auf dieser Unterscheidung begründete die Moderne ihre Spezifik, ihre utopische Funktion, die, zumindest teilweise, darin bestand, einen Bereich von authentischer Erfahrung zu sichern gegen eine Umwelt von Philistertum, Schund und Kitsch, Kommerzialisierung und Readers-Digest-Kultur. Man kann in der Tat behaupten, daß die Hochmoderne gerade zu der Zeit entstand, als sich die moderne Massenkultur zuerst im großen Maßstab ausbreitete (Zola markiert dabei den Punkt, an dem die Koexistenz von künstlerischem Roman und Bestseller in einem einzigen Text zum letzten Mal möglich war).

Eben diese konstitutive Unterscheidung scheint nun im Verschwinden begriffen. Wir haben schon erwähnt, wie in der Musik, seit Schönberg und seit Cage, die beiden antithetischen Traditionen des »Klassischen« und des »Populären« sich wieder vermischen. Es scheint klar, daß die Künstler der »postmodernen« Periode gerade von dieser ganz neuen Objektwelt fasziniert sind, nicht nur vom Las Vegas Strip, sondern auch von der »late show« und vom zweitklassigen Hollywood-Streifen, von der sogenannten Paraliteratur mit ihrer »Flughafen«-Version des Schauerromans und der Liebesgeschichte, der Populärbiographie, des Kriminalromans und des Science-Fiction- oder »Fantasy«-Romans (wobei die älteren, vom Modernismus verworfenen Literaturgattungen ein unverhofftes Comeback erleben). In den bildenden Künsten ist die Erneuerung der Photographie als legitimes, selbständiges Medium und als »Grundlage« von Pop Art oder Photorealismus ein wichtiges Symptom des gleichen Prozesses. Klar wird auf jeden Fall, daß die neueren Künstler die Materialien, Fragmente und Motive einer Massen- oder Volkskultur nicht länger »zitieren«, wie zuerst Joyce oder Flaubert, oder Mahler, es getan haben; sie beziehen diese Elemente vielmehr so ein, daß plötzlich viele unserer älteren, kritischen und wertenden Kategorien (die eben auf der radikalen Unterscheidung von Modernismus und Massenkultur beruhen) nicht länger greifen.

Wenn dies so ist, könnte zumindest das, was in den verschiedenen postmodernistischen Apologien und Manifesten in der Maske und im Gestus des »Populismus« auftritt, ein bloßer Reflex und das Symptom einer gewiß folgenreichen kulturellen Mutation sein, in der das früher als Massen- oder Kommerzkultur stigmatisierte einer neuen und vergrößerten Kultursphäre eingegliedert

wird. Jedenfalls sollte man wohl erwarten, daß ein der Typologie politischer Ideologien entlehnter Begriff wie »Populismus« einen grundsätzlichen semantischen Wandel durchlaufen müßte, nachdem sein anfänglicher Bezugspunkt (das Volksfront-Klassenbündnis von Arbeitern, Bauern und Kleinbürgern, für gewöhnlich »das Volk« genannt) verschwunden ist.

Vielleicht ist dies alles doch nicht ganz so neu. Erinnern wir uns an Freuds Entzücken, als er auf eine unbekannte Stammeskultur stieß, die als einzige unter den zahlreichen Traditionen der Traumdeutung in der Welt entdeckt hatte, daß alle Träume eine versteckte sexuelle Bedeutung haben — außer den sexuellen Träumen, die etwas anderes bedeuten! Ähnlich scheint es auch in der Postmodernismus-Debatte zu sein und in der entpolitisierten bürokratischen Gesellschaft, der sie entspricht. Alle scheinbar kulturellen Positionen entpuppen sich als symbolische Formen politischen Moralisiertens, außer der einen offensichtlich politischen Komponente, die auf ein Abgleiten von der Politik zurück in die Kultur hindeutet. Ich habe das Gefühl, daß der einzig angemessene Weg aus diesem Teufelskreis, abgesehen von der Praxis selbst, eine historische und dialektische Sichtweise ist, die das Gegenwärtige als Geschichte zu begreifen sucht.

### Literaturverzeichnis

- Foster, Hal (Ed.), 1983: *The Anti-Aesthetic. Essays on Postmodern Culture*. Port Townsend/Wash.
- Habermas, Jürgen, 1981: *Die Moderne — ein unvollendetes Projekt*. In: ders., *Kleine Politische Schriften I-IV*. Frankfurt/M.
- Hassan, Ihab, 1982: *The Dismemberment of Orpheus. Toward a Postmodern Literature*. Madison
- Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno, 1985: *Dialektik der Aufklärung (1947)*. Frankfurt/M.
- Jameson, Fredric, 1983: *Postmodernism and Consumer Society*. In: Foster 1983
- ders., 1984: *Architecture and the Critique of Ideology*. In: *ReVisions — Papers in Architectural Theory and Criticism*, 1. Jg., H.1
- ders., 1986: *Postmoderne. Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus*. In: Andreas Huyssen und Klaus Scherpe (Hrsg.): *Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels*. Reinbek (i.E.)
- Jencks, Charles, 1978: *Die Sprache der postmodernen Architektur*. Stuttgart
- ders., 1980: *Late-Modern Architecture and Other Essays*. New York
- Kramer, Hilton, 1982: *Postmodern. Art and Culture in the 1980s*. In: *The New Criterion*, 1. Jg., H.1
- Lyotard, Jean-François, 1982: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht (La condition postmoderne. Rapport sur le savoir)*. Bremen
- ders., 1984: *Beantwortung der Frage: Was ist postmodern?* In: *Tumult 4*
- Portoghesi, Paolo, 1982: *After Modern Architecture*. New York
- Tafuri, Manfredo, 1977: *Kapitalismus und Architektur*. Hamburg, West-Berlin
- Tafuri, Manfredo, und Francesco Dal Co, 1977: *Architektur der Gegenwart*. Stuttgart
- Venturi, Robert, Denise Scott Brown und Steven Izenour, 1972: *Learning from Las Vegas*. Cambridge/Mass.
- Wolfe, Tom, 1981: *From Bauhaus to Our House*. New York

Brigitte Wartmann

## »No Future« post-moderner Avantgarde oder: die (ver)letzten Illusionen des patriarchalen Bürgertums\*

»... mit der idealistischen Kategorie des 'Subjekts' als Ursprung, Wesen und Ursache (muß gebrochen werden); des 'Subjekts', das in seiner *Innerlichkeit verantwortlich* ist für alle Determinierungen des äußeren 'Objekts', als dessen inneres 'Subjekt' es bezeichnet wird.

Die Kategorie 'Prozeß ohne Subjekt und ohne Ende/Ziel' kann so die Form 'Prozeß ohne Subjekt und ohne Objekt' annehmen.«  
(Althusser 1973, 91)

»Die Geschichte geht im Problem des eleatischen Seins, das in ontologischer Gestalt alles Philosophieren bis zur Gegenwart umfaßt, nicht auf. Geschichte, das ist Zukunft.« (Günther 1959, 19)

»Aber auch wer nur sitzt, wenn er sitzt, und wer nur denkt, wenn er denkt, wird eines Tages auf ganz *unwillkürliche* Weise über sein Sitzen und sein Denken denken, bis er wieder eine Ohrfeige erhält, und so geht das Spiel der Welt bis in alle Ewigkeit weiter.« (Duerr 1981, 662)

Nicht wenige Anhänger der avantgardistischen Theorie haben sich gegenwärtig eingeschworen auf die These vom »Tod der Moderne«. Dem entspricht — schärfer und mutloser formuliert — die These vom »Ende der Geschichte«. »Das Jahr 2000 wird nicht stattfinden«, prophezeite der französische Philosoph und Soziologe Baudrillard bei einem Vortrag, den er 1984 vor vollem Auditorium an der Freien Universität Berlin gehalten hat (Baudrillard 1984).

Angesichts der unübersehbaren Zerstörungen der Umwelt und von gesellschaftlichen Lebensqualitäten, die gegenwärtig überall diskutiert werden, wird auf theoretischer Ebene »Bilanz« über bestehende und mögliche zukünftige Katastrophen gezogen. Daß der Zivilisationsprozeß nicht mehr in seiner jetzigen Form Zukunft produzieren sollte, dürfte besonders in den letzten Jahren deutlich geworden sein. — Aber ist damit bereits das Todesurteil für »die« Geschichte gesprochen — ganz und gar unabhängig davon, welche wissenschaftlichen, politischen, praktischen usw. Einflüsse auf die Zukunftsentwicklung wir vor uns haben?<sup>1</sup>

Ich denke, daß die Qualität der Zukunft nicht zuletzt von einer radikalen Umorientierung »zivilisatorischer Selbstverständnisse« abhängt — ein Prozeß, der nicht von heute auf morgen und vor allem nicht leicht zu beeinflussen ist; eine Umorientierung der Zivilisation auf allen Erscheinungsebenen, der Ökonomie ebenso wie der Politik, der Wissenschaft ebenso wie des gesellschaftlichen Lebens. Die kulturkritisch vorgebrachte These vom »Ende der Geschichte« verstellt sich jedoch selbst (und voller Absicht) in der modischen Manier einer angeblich »neuen« Philosophie die Perspektive für eine theoretische *Entwicklung*, die die Spuren der abendländischen Denktradition in ihrem Kern überwindet. Vielmehr erneuert sie sie nur — wenn auch unter anderem Vorzeichen, indem sie dem abendländischen »Glauben« an die Zukunft den »Unglauben« entgegensetzt.

Die Theoretiker der »Post-Moderne« nehmen den »Zeitgeist« der Zerstö-

rungen »der Welt« als unumstößliches Faktum der Realität an — und formulieren mit ihrer These vom »Ende der Geschichte« im Grunde nur das Ende ihrer Utopien, politische oder wissenschaftliche Veränderungen herbeiführen zu können. Dies macht solche Theorieansätze politisch bedrohlich — und verlängert die zeitgemäße »no future«-Mentalität und die politische Lethargie bis in die Universitäten hinein.

Ich gehe davon aus, daß die Krise der auf »die Geschichte« bezogenen Theorie im Kern die Krise des abendländischen Verständnisses vom »Subjekt der Geschichte« trifft. An »das Ende« ist nicht »die« Geschichte — wie immer sie zukünftig aussehen wird — gelangt, sondern vor allem die Illusionen, die sich das patriarchale Abendland von den subjektiv bestimmten Möglichkeiten gemacht hat, »Geschichte in die Hand nehmen zu können«; d.h. *subjektive (männliche) Herrschaft über die Natur und über die Gesellschaft* ausüben zu können. Der »Held« der abendländischen Geschichte hat abgewirtschaftet, nachdem unübersehbar geworden ist, daß die objektiven Bedingungen (die gesellschaftlichen wie die naturbestimmten), die den Zivilisationsverlauf determinieren, eine »Macht« entfalten, die mit der zivilisatorischen Prämisse der abendländischen Kultur, welche allein dem subjektiven »Willen« die Kraft der Herrschaft *über* die Natur- und Gesellschaftsprozesse zugeschrieben hatte, zunehmend unvereinbar geworden ist.

Möglicherweise löscht die atomare Katastrophe das menschliche Leben auf dem Planeten Erde und damit die Zivilisationsgeschichte der Menschen aus. Allerdings wäre dann das »Ende der Geschichte«, so, wie sie jetzt verstanden werden kann, eingetreten — aber auch alles Theoretisieren darüber hätte seinen Sinn verloren, sein Ende gefunden. Da wir aber jetzt davon ausgehen können, daß ein solches Ende nicht erreicht ist, bleibt die Frage, welche theoretische und politische Funktion die Rede von diesem Geschichtsende gegenwärtig hat — vor allem dann, wenn damit keinerlei Perspektiven verbunden werden, ein solches Ende abzuwenden.

### Apokalypse der christlich-abendländischen Geschichtstheorie

Das prognostizierte Ende der Geschichte ist, Baudrillard folgend, ein »hyperreales Ereignis«, das als Folge einer krisenhaften Entwicklung der »modernen« Gesellschaft »am Ende« keine Zukunft mehr zuläßt; die Gesellschaft hat sich in den Zustand der »Agonie« gebracht (Baudrillard 1978). Das kranke System »Realität« bringt sich selbst zu einem Endpunkt. »Sowenig es möglich ist, eine absolute Ebene des Realen auszumachen, ist es möglich, Illusionen zu inszenieren«, sagt er. Und weiter:

»Beide Unmöglichkeiten gehören der gleichen Ordnung an. Da keine Realität mehr möglich ist, sind auch keine Illusionen mehr möglich.« (Baudrillard 1978, 35)

Dies zielt zunächst nur auf das »Ende« des bekannten theoretischen/wissenschaftlichen Kenntnisstandes, »Realität« begreifen zu können, und Baudrillard wäre zweifellos zuzustimmen. Aber er verknüpft dieses implizierte »Wissenschaftsende« zugleich mit der uralten Sehnsucht des christlichen Abendlandes: »das Absolute« entdecken und erreichen zu wollen; in der christlichen

Tradition war dies die Suche nach Gott. Aber Illusionen eines Glaubens, Gott durch ein ehrsam und strebsames Leben »näher« zu kommen, sind angesichts der Unmöglichkeit des »Glaubens« an seine moralische Instanz, die die Geschicke der Menschheit zum Guten wendet, begrifflicherweise dahin. Die Unmöglichkeit eines christlich motivierten Glaubens, den Nietzsche Ende des 19. Jahrhunderts angesichts der erkennbar werdenden Schwächen christlich-idealistisch motivierter Welteroberung der bürgerlichen Gesellschaft, als »Circe der Menschheit« und »schauerlichen Tatbestand der Widernatur« (Nietzsche 1981, 191) auslöschen wollte, wird auch gegenwärtig als Unmöglichkeit eines Glaubens formuliert: nämlich als Unmöglichkeit, Illusionen »zu inszenieren«. Aber, was das Erstaunliche an der post-modernen Theoriebildung ist: Aus der deutlich werdenden Unfähigkeit, Erkenntnis oder Hoffnung auf das »Absolute« (subjektiv) richten zu können, wird die abstruse Schlußfolgerung gezogen: »Realität« ist ebenfalls »nicht mehr« möglich. Welche Realität, wessen Realität ist hier gemeint?

Nachdem im Gefolge Nietzsches die Nihilisten Gott für »tot« erklärt hatten, »entdecken« die Theoretiker der Post-Moderne einen »modernen« Nihilismus, der sich konsequent gegen jede Form menschlicher Hoffnung auf andere Zivilisationsformen wendet. Und dieser Nihilismus schließt den ganzen Kosmos mit ein:

»Das Universum, und wir alle, sind lebendig in ein Schattendasein, in den Bereich des Fluches und des Bösen, oder nicht einmal des Bösen, sondern in den der Indifferenz und Überzeugungslosigkeit getreten: Der Nihilismus hat sich auf außergewöhnliche Weise völlig durchgesetzt, und zwar nicht mehr durch Destruktion, sondern als Auflösung in den Schein, als Abkehr von jeder Überzeugung.« (Baudrillard 1980, 30)

Diese »Abkehr von jeder Überzeugung« zielt prophetisch auf eine »neue« Form der Apokalypse, die »Apokalypse der Indifferenz«, als nihilistische Manifestation der »Zerstörung des Sinns und dessen Ordnung« (ebd., 31). Der Anschein »objektiver« Deutung der gegenwärtigen Weltzusammenhänge, wonach ein »böses« und »indifferentes« Universum »Überzeugungslosigkeit« ursächlich bedingt, verbirgt im Kern die altbekannte Konstruktion des christlich-idealistischen Weltverständnisses, das zum Zentrum die »höhere« Ordnung Gottes und seiner allumfassenden Vernunft machte und die menschliche Zivilisationsgeschichte nur als (unvollkommene) identitätslogische *Ab-Bildung* dieses universalen Vermögens Gottes begriff.

Im christlichen Verständnis ist Gott die — strukturelle — Voraussetzung der »Ordnung« der Weltzusammenhänge, wonach sich Gottes Güte als Vernunft-Prinzip »sinn«-gebend auf den menschlichen Zivilisationsentwurf (sofern er nicht »böse« und »teuflische« Erscheinungsformen annimmt) überträgt. »Am Ende« steht die biblische Verheißung, wonach Erlösung von allen Übeln der Welt versprochen und »Gott bei den Menschen wohnen« wird (Die Offenbarung des Johannes, 21.6). Das christlich definierte Zivilisationsverständnis zieht die »logische« Folgerung aus dem Postulat der Schöpfung Gottes (Ursprung der Weltgeschichte), indem sie »am Ende« eines linearen und zu Gott »aufstrebenden« geschichtlichen Entwicklungsprozesses ein paradisisches Glück *in* der Welt (und »nicht mehr« im Jenseits) verspricht: Gott ist »der An-

fang und das Ende« (ebd., 21.3). Oder anders gesagt: In dieser ontologischen Deutung wird am »transzendentalen Ende« menschliche Vernunft *identisch* mit dem Sein (Gottes); damit ist kein Fortschritt, also auch keine Geschichte »mehr« möglich, weil sie »*nicht mehr*« nötig ist. Ebenso wie im einstigen Paradiesgarten, der vor aller Zivilisation war. Es ist nur eine Frage der *Zeit* — wann diese sich linear und zielstrebig auf ihr »Ende« hin entwickelnde Zivilisation ihren Glückszustand erreichen wird und betrifft nicht die generelle Gültigkeit dieser *logischen* Konstruktion der christlichen Metaphysik.

Diese metaphysische Logik aber behält auch die radikale Gegenwarts kritik des »modernen Nihilismus« (doch ungewollt und vehement bestritten) bei, indem sie das apokalyptische »Ende« der Geschichte als apokalyptischen »Zusammenbruch« eines »über allem waltenden« Ordnungs-/Unordnungs-Systems auffaßt, das »hyperreale« Kräfte entwickelt und auf die um ihren Glauben gebrachten Theoretiker hemmungs- und grenzenlos einwirkt. Dies ist ein immanent christliches Weltverständnis, das allerdings um seine tradierte Moral gebracht worden ist. Es verläßt zwar die monotheistische Zentrierung auf *einen* Sinn-Ursprung der Welt, aber es begreift menschliche Geschichte noch immer nur als *Reflex* einer Über-Realität. Auch die Materialisten des 19. und 20. Jahrhunderts variieren den auf die göttliche Vernunft gerichteten abendländischen Ursprungsmythos, indem sie Gott ersetzen durch »die Materie«, als »objektive« Kraft, die alles menschliche Leben als ein geschlossenes System von Naturprozessen determiniert (und den Mechanismus der Geschichte in der »Widerspiegelung« suchen).

Im Zeitgeist der Computer-Generation nimmt diese »Totalität« als »Hyperrealität des Codes und der Simulation« (Baudrillard 1982, 8) die Gestalt eines objektiv wirkenden — und alles abtötenden — *Kräftemodells* an.

»Hinter dieser gigantischen Geschlossenheit und Sättigung eines Systems, das sich aufgrund seiner eigenen Kräfte ständig neutralisiert und unbrauchbar macht, dem jegliche Explosionskraft und Einsicht fehlt, läßt sich absolut kein Projekt, keine Macht, keine Strategie und kein Subjekt mehr erkennen — es sei denn, die Möglichkeit *einer Explosion nach innen* — eine *Implosion*, in der sich alle Energieformen in einem katastrophalen Prozeß auflösen ...« (Baudrillard 1978, 65)

Diese nimmt die »letzte« Konsequenz christlichen Denkens auf: Das Ende der Geschichte, das als »Sättigung und Auflösung der Energieform« begriffen wird, formuliert die strukturelle Identität von Denken und Sein und damit die Auflösung der Zukunft und des Fortschritts (Kamper 1983, 7). Aber nicht Gott »wohnt« bei den Menschen, sondern ein »System«, das sich ständig selbst »neutralisiert«.

Dies klingt zunächst wie eine radikale Hinwendung zu einer »neutralen« Systemtheorie, die Bewegungen von Energie/Atomen als Kennzeichen der Realität annimmt, der der *ganze* Weltprozeß (Natur und Gesellschaft) unterliegen soll. Abgesehen davon, daß Baudrillard hier ein systemtheoretisches und kybernetisches Modell entwickelt, das die Prozesse der Teilchen-Energie auf einem Kenntnisstand der Physik übernimmt, das inzwischen längst in Frage gestellt wird (Prigogine 1980), ist sein Energiemodell der »Simulakren« keineswegs »neutral« definiert, sondern er unterstellt seinem Bewegungsmodell ständig höchst »moralische« Eigenschaften und Intentionen. Er spricht z.B. von



der »Rache der Geschwindigkeit«, die als »Rache des Auswuchses des Wachstums« »Stillstand« hervorruft (Baudrillard 1980, 33f.), oder von »geschlossenen oder überstabilisierten Systemen, die von Verhöhnung bedroht sind, von plötzlicher, im Handumdrehen sich vollziehender Subversion (nicht mehr von langwieriger dialektischer Arbeit), weil die ganze Trägheit des Systems sich zu seinen Ungunsten auswirkt« (Baudrillard 1982, 12). Die Ökonomie des Universums — und damit der zivilisatorischen Realität — hat also *durch* seine *Form/Ökonomie* eine *Moral*, allerdings — zeitgemäß — eine böse. Eben als Negation des Christentums, wo »noch« Gott die Herrschaft über alle Bewegungs- und Entwicklungsformen sowie allerdings die Güte der Welt auf sich vereinigt. Für die Christen ist Gott die erste »Allgemeinursache«, »allumfassend für alles Seiende«, denn »die Gottheit hält in vollkommener Vorsehung und Gutheit alles zusammen und *erfüllt es mit sich selbst*«. <sup>2</sup> Im nihilistischen Denken verkehrt sich diese »Moral« des »Systems«, aber die abendländische Unterstellung, daß das »Absolute« bereits durch die *Form* seiner Dynamik/Entwicklung eine *alles beherrschende Moral hervorbringt*, wird beibehalten. Und gerade diese Dimension der *Moral* ist zutiefst von der eigenen Interpretation der Gesellschaftszusammenhänge beeinflusst (wie natürlich auch im Christentum), auch wenn diese Theorie sich selbst das Image der Unumstößlichkeit eines »objektiv« naturwissenschaftlich begründeten Gesellschaftsmodells gibt. Sie operiert wieder, noch immer, mit einer Geschichtsteologie, die ein geschlossenes System (Gott oder Materie) voraussetzt — und kommt deshalb zur These von der letztlich Folgenlosigkeit aller persönlichen und politischen Aktivität, nachdem »nicht mehr« an die erstrebenswerte (transzendente) Angleichung an dieses »Über-System« geglaubt werden kann (Kimmerle 1983, 54).

### **Das heilige »Subjekt der Geschichte« des Patriarchats oder: Die »Entfremdung« und der Tod**

Als Marx an der abendländischen Philosophie kritisierte, sie kenne »bloß das Verhältnis 'des Menschen' zu sich selbst«, so daß den Philosophen »alle wirklichen Verhältnisse« als »Ideen« erscheinen (MEW 3, 63), deckte er den politischen Kern solcher ideologischen Positionen auf: die ontologisch begründeten Illusionen nämlich, daß die Gesetze der Entwicklung von Gesellschaften auf dem »freien« Willen *der* Menschen basieren. Von Marx konnte man lernen, daß sich in diesen philosophischen Positionen (bemerkt oder unbemerkt) letztlich das existentielle Bedürfnis der Herrschenden verbirgt, die bestehenden wargesellschaftlichen Herrschafts- und Ausbeutungsinteressen (denen die patriarchalen hinzuzufügen wären) ideologisch zu sanktionieren. Er zeigte, daß sich Geschichte statt dessen als Resultat menschlich-subjektiver Verausgabung (Arbeit) *unter den Bedingungen realer Verhältnisse* (Natur und Gesellschaft) entwickelt. Das bürgerliche Denken hat sich gegen diese philosophische Position bis heute vehement gewehrt (dazu zähle ich übrigens auch die philosophischen und politischen Vertreter des »realen Sozialismus«, die ihrem Parteiapparat den heiligen Status »des« »Subjekts der Geschichte« gegeben haben),

weil unter dieser Prämisse weder »selbstverständlich« an den Privilegien etablierter Herrschaftsverhältnisse (Macht, Reichtum usw.) festgehalten noch die Unveränderlichkeit dieser Verhältnisse »glaubhaft« gemacht werden kann.

Der patriarchale Zivilisationsentwurf verschaffte den männlichen Herrschenden das Selbstverständnis, als »Helden« der Geschichte subjektiv verantwortlich für Geschichte zu sein und kraft männlicher Vernunft, Stärke, Macht usw. Siege davontragen zu können, die als Ausdruck individueller Überlegenheit »in die Geschichte eingegangen« sind — geschichtliche Identität als »Söhne« Adams, die Gott nach der Vertreibung aus dem Paradies als seine Stellvertreter auf Erden damit beauftragt hatte, »schöpferisch« den Lauf der gesellschaftlichen Entwicklung zu bestimmen, verkörpern zu können. Könige, Päpste, Kolonisatoren beriefen sich auf die ihnen von Gott verliehene Macht, den Lauf der Zeit durch ihren individuellen Willen »lenken« zu können. Daß die Helden/Subjekte der Geschichte für ihre Siege ebenso Besiegte brauchten, ist für dieses Geschichtsverständnis zwar von entscheidender Bedeutung, denn die »Bühne« der Geschichte definierte sich unter patriarchalen Voraussetzungen nur auf der Basis des polaren Kampfes von Held/Unterlegenem; Ausbeuter/Ausgebeutetem. »Gezählt« haben trotzdem — vordergründig — nur die »Sieger«. Wichtig dabei ist, daß potentiell auch der unterlegene Mann zum »Subjekt« werden *könnte*, falls er dafür genügend Energie, Macht, Vernunft ins Spiel *brächte*. Ausgeschlossen aus der Arena der Geschichte sind dem patriarchalen Geschichtsverständnis nach die Frauen: unfähig, Subjektivität als *geschichtsbildendes* Vermögen (Herrschaft/Vernunft/Ausbeutung) und damit Individualität zu erlangen (Wartmann 1982, 16-19). Das geheime Zentrum dieser patriarchalen Deutung von Geschichte ist die generelle Abstraktion von der subjektiven, lebendigen Arbeitskraft, die als Schatten der sichtbaren Dimension von Wert-Setzungen (Macht, Reichtum, Wahrheit usw.) im Grunde ohne Geschichts-Bedeutung bleibt.

Keinen Platz in der patriarchalen Geschichtsarena fanden deshalb ebenfalls die menschlichen Naturbedürfnisse und Leidenschaften — des Körpers und »nutzloser« Vernunft (Sexualität, Phantasie, Schmerz oder die Sinnlosigkeit psychischer Prozesse und der schöne »Schein« der Ästhetik). Als unterlegene und bedrohliche Momente der herrschenden zweckrationalen Vernunft sind sie bekämpft und verdrängt worden, indem sie als das folgenlose oder geschichtslose »Andere« des menschlichen Lebensentwurfs aus der Geschichtsarena verbannt und verdrängt wurden — hinter die »Bühne der Geschichte« (Wartmann 1980, 7-33).

In *diesem* »Jenseits« und »Abseits der Geschichte« sucht die Theorie der Post-Moderne ihre Utopien — »nach« der Geschichte. Und *noch immer*: ohne Geschichte! Und zwar, seitdem das »Subjekt der Geschichte« in der »Moderne« den Tod gefunden hat.

Ich gehe davon aus, daß die These vom »Ende der Geschichte« im Grunde das »Ende« des patriarchalen abendländischen Verständnisses von Subjektivität als Form sichtbarer, empirisch zu Tage tretender Herrschaft/Ausbeutung oder Wahrheitsfindung trifft; das Ende des abendländischen männlichen Subjekts, das von sich selbst »noch« glauben kann, daß es unverwechselbare Spu-

ren in »der« Geschichte hinterläßt. In der »Moderne«, d.h. mit Entwicklung der Industrialisierung, hat das patriarchale »Subjekt der Geschichte« langsam, aber nicht theoretisch ein faktisches »Ende« gefunden; als »Opfer« der zunehmenden gesellschaftlichen Abstraktion von konkreter Arbeit und konkretem Heldentum (Eisel 1980, 340ff.). Das Wertgesetz der kapitalistischen Produktionsweise hat dem patriarchalen Subjektentwurf einen langsamen »Tod« beschert. Denn die patriarchale Herrschaftsstruktur ist ebenso abstrakt geworden wie die Ökonomie der Tauschwertgesellschaft. Oder anders gesagt: Das abendländische Geschichtsverständnis, das auf dem *Paradox* basierte, *einerseits* zum »Motor« der Geschichte die herrschenden, ausbeutenden Erscheinungsformen von Subjektivität zu erklären und *andererseits* von den konkreten Formen subjektiver Produktivität (gemäß ihrer klassen- und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung) konsequent zu abstrahieren, ist an seine objektiven Grenzen gekommen, indem auch die *Formen konkreter männlicher Herrschaft/Ausbeutung zunehmend abstrakt* werden (was allerdings keineswegs ihr Ende bedeutet, sondern lediglich ihre Transformation in ein anderes Erscheinungsbild des 20. Jahrhunderts als »Dispositive verinnerlichter Machtformen«).<sup>3</sup>

»Hinter der gigantischen Geschlossenheit des Systems«, sagt Baudrillard, »läßt sich kein Subjekt *mehr* erkennen«. Eine »subjektlose Anonymität«, das »Ende des Individuums« »mit seinen außerordentlich einschneidenden Konsequenzen der Verzweigung, der Desorientierung und der Verhärtung«, sieht Kamper als Kennzeichen der post-modernen Zeit (Kamper 1983, 54f.). Dies klingt wie die Marxsche Entfremdungstheorie, die »inzwischen« unter dem Einfluß multinationaler Konzerne ganz und gar »gigantisch« geworden ist, und es läßt die Vermutung aufkommen, daß die Theorie der »Post-Moderne« an Adornos und Horkheimers »Dialektik der Aufklärung« anknüpft (Kimmerle 1983, 51). Aber gerade gegen diese marxistischen Deutungsversuche, die die Widersprüche der abendländischen Zivilisationsgeschichte in den Widersprüchen des Fortschritts der Vergesellschaftung der Arbeit suchen, wendet sich die post-moderne Theorie.

Die »Bühne der dialektischen und kritischen Vernunft steht leer. Die Bühne selbst ist verschwunden«, ist das Postulat von Baudrillard, dem sich Bergfleh in seiner »Kritik der palavernden Aufklärung« anschließt:

»... denn wenn etwas die Dialektik zum Einsturz gebracht hat, so ist es Horkheimers und Adornos Auseinandersetzung mit dem Mythos der Aufklärung. Was wie Dialektik aussah, ist in Wahrheit immer nur ihre Verfallsform: die Denkweise der *universellen Ambivalenz*, die den stagnativen, verfahrenen Weltzustand von heute bezeichnet, der bewirkt, daß jeder Fortschritt ein Rückschritt ist und daß es Prozeß und Vermittlung nicht mehr gibt.« (Bergfleh 1984, 19)

Unzulässigerweise wird hier die *Form* der Vernunft (Dialektik) mit der Phänomenologie ihrer sichtbaren Erscheinung (*Inhalt*) in eins gesetzt (was, wie bereits erwähnt, den abendländischen ontologischen Prämissen entspricht). Ausgehend von den Phänomenen einer dekadenten »Herrschaftsvernunft« wird die Dekadenz der *strukturellen Form* der Entwicklung der Gesellschaft gefordert — und ihre Stagnation. Keine Hoffnung will die Post-Moderne-Theorie in die Verstandeskategorien der bürgerlichen Aufklärung mehr setzen, weil sie

Vernunft und damit auch Hoffnung *noch immer* als das einzige bewegende Moment der Geschichte anerkennt — auch indem sie es leugnen, auswischen möchte. Das Faktum, daß »die Aufklärung die Geschichte der Weltvernunft in eine Geschichte der Weltbemächtigung verwandelt«, zeigt doch immer nur *einen* Aspekt der Geschichte, auf dem nämlich, wo die bürgerlichen Utopien, die sich zum »Schöpfer« der menschlichen »Glückseligkeiten« (Schiller 1955, 835) *ausschließlich dank* der Verstandeskategorien *begriffen* haben, sich abspielten; und die jene Faktoren der Geschichte, die jenseits, *außerhalb* der Reflexion der Vernunft eine *reale* Bedeutung für den kulturellen Entwicklungsprozeß hatten/haben, nicht zulassen woll(t)en. Aber auch eine Negation jener Vernunft, die verantwortlich für die Zerstörung der Natur und der Gesellschaft in der Gegenwart gemacht wird, bleibt noch immer auf *jenem Terrain* des patriarchalen Geschichtsentwurfs, der zum »Motor« geschichtlicher Prozesse eben ausschließlich die Vernunftsprinzipien/die Idee gelten lassen wollte — *als* »Bühne der Geschichte«.

Um eben diese »alte« »Bühne« der Geschichte geht es auch im nihilistischen Verständnis der Geschichte, nur daß sie nicht mehr schön und angenehm erscheint. Dem Bürgertum des 19. Jahrhunderts konnte das leichter fallen, an die Utopie der selbst geschaffenen Glückseligkeiten zu glauben, weil es »noch nicht« mit den negativen Erscheinungsformen des sich selbst zerstörenden Zivilisationsprozesses im Sinne der »Dialektik der Aufklärung« in gleicher Weise konfrontiert war wie die Generation der »Post«-Moderne, denn es war »noch« möglich, als Entdecker, Fabrikgründer, Erfinder, Kolonialherr usw. von anderen Mechanismen gesellschaftlichen Fortschritts zu *abstrahieren*, denn es gab sie »noch«, die »Helden« der patriarchalen Geschichte.

Die These vom »Ende« der Vernunft, die in der »Herrschaftsvernunft« gewonnen ist, wird zu einem eklatanten Selbst-Widerspruch, wenn diese radikale Vernunftskritik im Zeitalter der »Post«-Moderne das »Ende«, den Verfall der bürgerlichen Ideale von Subjektivität, Individualität usw. betrauert, und nicht nach anderen Mechanismen des gesellschaftlichen Fortschritts (Entwicklung als formale Dimension) sucht. Statt dessen wird engagiert »der« Fortschritt gelehnet — und jeder Zeitungsleser weiß, daß der Kapitalismus ganz im Gegenteil ständig neuen Fortschritt produziert. Ob dieser Fortschritt angenehm ist oder nicht, berührt nicht die *strukturelle* Seite dieser Entwicklung, sondern seine konkrete *Erscheinungsform*. Der post-modernen Theoriebildung unterläuft der entscheidende Fehler, daß sie zwischen den Strukturbeschreibungen geschichtlicher Entwicklungsprozesse und dem erscheinenden Resultat (z.B. die Zerstörung der Umwelt und der Vereinsamung der Individuen) nicht unterscheiden kann. Und gerade deswegen läuft sie in die Falle des abendländischen Geschichtsverständnisses — durch ihre doppelten Reduktionen, weil sie 1. gesellschaftliche Entwicklungen nur auf der semantischen, moralischen Ebene ihrer Phänomenologien *bewertet* — und von den strukturellen, bewegenden Bestimmungen abstrahiert, indem sie sie *aus* eben jenen moralischen Bewertungskategorien identitätslogisch *ableitet*. Und 2., weil sie auf der Ebene der Erscheinungsformen ebenfalls von den konstitutiven Widersprüchen gesellschaftlichen Lebens abstrahiert, indem sie sie auf ein *ein*-deutiges Wertspek-

trum einer *semantischen* Deutung (*als* Widerspruchsfreiheit) reduziert: *Verfall*. So unangenehm die Bedingungen, die die gegenwärtige Gesellschaft vorgibt, auch sind: Die Semantik des »Verfalls« als Organisationsprinzip der Gesellschaft wischt unter den Tisch des Selbstmitleids und der Perspektivlosigkeit auch die positiven Momente von Lebenserfahrung, die *auch* das Leben ausmachen. Ich glaube nicht, daß selbst bei einer wachsamem Erkenntnis über die existentiell bedrohlichen Verfallsformen der Zivilisation jegliche Form von Glück, Befriedigung, Lust, Erfolg usw. ausgelöscht sind. Allerdings gelten sie nicht »als Geschichte«, und *das* ist das Problem. Man sollte sich daran gewöhnen, subjektive Produktivität *als* Geschichte in Mikrodimensionen ernst zu nehmen — *ohne* von ihr heldenhafte Resultate oder eindeutiges Glück zu erhoffen, das von den Mikrostrukturen der Macht »frei« wäre. Von diesem nicht auffindbaren Glück aus wird statt dessen Geschichte und ihr Ende definiert:

»Der Ort der Entfremdung ist nämlich die Geschichte, und wenn wir aus der Geschichte herauskommen, so kommen wir auch aus der Entfremdung heraus (nicht ganz ohne Sehnsucht nach der guten alten Dramaturgie von Subjekt und Objekt, das muß man zugeben).« (Baudrillard 1984, 8)

Baudrillards syllogistische These zielt auf nichts anderes als auf den heroischen Verzicht auf Arbeit — oder was sonst könnte mit der »guten alten Dramaturgie von Subjekt und Objekt« gemeint sein? Ohne Arbeit keine Entfremdung, also entkommt »man« der Geschichte und damit ihren Widersprüchen. »Wir sind am Ende der Produktion angelangt« (Baudrillard 1982, 22), denn die »Arbeit ist keine *Kraft* mehr« (ebd., 23), ist die »logische« Schlußfolgerung dieser Theorie. Der »Modus des Verschwindens« ersetzt den »Modus des Produzierens« (Baudrillard 1980, 34). Alles ist vom Verfall gleich »Entfremdung« ergriffen, er hat jegliche Form menschlicher Produktivität aufgesogen, verschluckt, am Ende kommt *nur noch* das »Banale« (ders., 1983) heraus, untergegangen in der »Masse« der Bewegungen (ders., 1984, 5), die alles erdrücken: die Kommunikation, den symbolischen Austausch (ders., 1982), die Sexualität, alles »verschwindet«; der Tod, als das Tote der Bewegung, hat seine fatale Macht schon etabliert — ohne daß ein Entkommen möglich wäre, es sei denn, »ohne Geschichte«.

### Utopia der Post-Moderne

»Alle Objekte, Menschen inbegriffen, sind in eine abstrakte Skala farbiger Relationen umgeschrieben, wo der Pinselstrich ihre praktische Identität auslöscht und ihre Grenzen verwischen.« (Veyne 1981, 69) Die Zukunft und Hoffnung der Post-Moderne richtet sich auf »farbige« Relationen, die mit dem »alten« folgenschweren Entwurf von Geschichte nichts mehr gemeinsam haben. Beschwichtigend formuliert Kojève, einer der ersten Theoretiker der Post-Moderne, bereits in den 30er Jahren:

»Das Verschwinden des Menschen am Ende der Geschichte ist also keine kosmische Katastrophe: Die natürliche Welt bleibt, was sie seit aller Ewigkeit ist. (...) Der Mensch bleibt am Leben, insoweit er Tier ist, welches im Einklang mit der Natur und dem vorgegebenen Sein existiert. Was verschwindet, ist der Mensch im eigentlichen Sinne, d.h. die das Vorgegebene nichtende

Handlung und der Irrtum, oder — allgemein — das Subjekt gegenüber dem Objekt. Das Ende der menschlichen Zeit oder der Geschichte, will sagen: Die endgültige Vernichtung des Menschen im eigentlichen Sinne oder des freien, historischen Individuums, bedeutet in der Tat ganz einfach das Beenden aller 'Aktion' im emphatischen Sinne dieser Vokabel. (...) Alles andere aber kann unendlich aufrecht erhalten werden: die Kunst, die Liebe, das Spiel usw.; kurz: alles, was den Menschen glücklich macht. (...) Wenn der Mensch wieder zum Tier wird, müssen seine Künste, seine Liebe und sein Spiel selbst auch wieder rein 'natürlich' werden.« (Kojève 1962, 434)

Ohne, jenseits der Geschichte kommt das verlorene Paradies (endlich) auf die Erde zurück. Als Leben in der Natur, *als* Natur. Nach der Überschreitung der »Herrschaftsvernunft«

»... gibt es nun viele Möglichkeiten, und recht verstanden ist es die ganze Fülle der menschlichen Natur, die jetzt wiederzuentdecken ist. Traum, Wahnsinn, Erotik, die Leidenschaft und der Aufstand der menschlichen Natur überhaupt ...« (Bergfleth 1984, 10) Aber wir müssen »noch weiter springen, und es scheint mir [Bergfleth] gewiß, daß ein Sprung *in den eigenen Tod* nötig ist, in die Erfahrung der eigenen Grundlosigkeit, wenn ich mich absolut unbetreffbar machen will. (...) Das einzige, was nicht kaufbar ist, ist der Tod und die Todesrevolte, denn das System, das diese Dinge vereinnahmt will, kauft seinen eigenen Untergang.« (ebd., 11)

Als letzte Bastion der Ich-Liebe und der Individualität wird der eigene Tod gefeiert, als naturbestimmte Eigenschaft des Menschen, dem »das System« »nichts mehr« anhaben kann. Eine »energetische« Bestimmung »des Lebendigen«, die das Menschliche genauso wie das Leben der Tiere naturhaft als Prozeß definiert. So wird die »Ebene des Lebendigen«, sofern es noch existiert, bloß zu einer Sache des »Aufschubs des Todes, eine Sache der Geschwindigkeit« (Lyotard 1979, 78). Geschwindigkeit ist schuldlos, wie die Naturprozesse. Ist also die Perspektive eine energetische Natur-Mensch-Maschine, die dem Maschinenzeitalter entkommt?

Eine merkwürdige Parallele ergibt sich zwischen der post-modernen Vernunftkritik und fernöstlicher Weisheit aus dem Munde Bhagwans, die beide die »frohe Botschaft der 'Ego-Zertrümmerung'« (Duerr 1981, 626) verkünden:

»Wo kein Ich mehr ist, da gibt es natürlich auch kein Nicht-Ich mehr, das dem Ich noch zu schaden vermöchte — leiden könnte bestenfalls noch das niedrige, das 'empirische Ich', das freilich mit dem Wesenskern des Menschen nichts zu tun hat. Und dieser Wesenskern des Menschen ist wiederum kein eigentlicher Kern, sondern *alles* und damit — *nichts*.« (ebd., 627)

Die menschliche Natur, die verdrängte, unterdrückte, verstümmelte Form der Subjektivität, die dem Vernunftsprinzip des patriarchalen Herrschaftsentwurfs seit Anbeginn bedrohlich und verwerflich erschien, soll zurückerobert werden — bis zum »reinen Naturzustand« des Menschen, wo ihn nichts mehr (keine Form von Arbeit oder Vernunft, die ausbeutbar und zerstörerisch wäre) vom Tier unterscheidet. Nicht einmal das Ende des natürlichen Lebens, der Tod, ist bedrohlich, sondern utopisch.

Das »goldene Zeitalter« der Post-Moderne ist in einem glückverheißenden *Leerraum* der Geschichte angesiedelt, denn nun gibt es schlichtweg gar keine Geschichte mehr; Umweltzerstörungen oder die Hungerkatastrophe in Äthiopien gehören einer Welt an, zu der man »nicht mehr« gehört.

Die Faszination eines »anderen« Ufers von Geschichte und Lebensgeschichte, das mit dem Schauer der Ergriffenheit oder/und »neuer« Religiosität betrachtet wird, hat es noch immer nicht verstanden, sowohl die *eigene* wie die

»große« Kultur-Geschichte in diesen Verdrängungsformen entdecken zu können. Es bleibt bei der altbekannten Dualität von »Geschlecht oder Kopf« (Cixous 1977, 15ff.) Mann/Frau, die plötzlich zugunsten des Geschlechts/Körpers/Natur/Frau entschieden wird. Dies deckt sich mit den neuerdings entdeckten Utopien, die sich an das »Weibliche« knüpfen. Und damit, daß diese »weibliche« Kehrseite der Geschichte, die bislang in der patriarchalischen Geschichte keinen »Stellenwert« erobern durfte und erobern konnte, noch immer »nicht Geschichte« ist, sondern schillerndes Objekt exotischer Sehnsüchte. Warum ist es so schwer, einem patriarchal geprägten Geschichtsverständnis deutlich zu machen, daß die (theoretisch und persönlich) verdrängten Produktionsformen sinnlich/natur-bestimmter Formen menschlicher Subjektivität (Sexualität, Liebe, Ästhetik usw.) *faktisch* den kulturellen Entwicklungsprozeß mitgestaltet und hervorgebracht haben? Die These von der »Wiederkehr des Körpers« (Kamper/Wulf 1982) an die zu Recht die Utopien gesellschaftlicher Verdrängung geknüpft werden, besagt doch noch nicht, daß Körperlichkeit *tatsächlich* im patriarchalen Kulturprozeß »keine Rolle« gespielt hat, und ebenso nicht, daß die Frauen, die auf der Bühne der patriarchalen Geschichte zwar nicht in Erscheinung treten durften, nicht tatsächlich *wirksam* für den kulturellen Entwicklungsprozeß gewesen sind.

Die neue Lust am »Verdrängten«, so wichtig es ist, die patriarchalen Verdrängungen der Naturbestimmungen des Menschen und die Produktivität der Frauen aus dem Sumpf ihrer Nicht-Bedeutung herauszuholen, macht, wie Duerr feststellt, sich allzuleicht und unbemerkt zum *Opfer* einer

»Wiederkehr des Verdrängten ... Oder aber, was im Prinzip auf dasselbe hinausläuft, er [der neue Irrationalismus, d. Verf.] *flüchtet* sich in das 'Ganz Andere' und träumt vom vierzigjährigen Orgasmus wie ein kleines Kind von einem Riesenberg Zitroneneis. Hier wird er genauso schnell das Opfer der Verdrängung der Banalität, aus der er entfliehen will, die ihn aber immer schon eingeholt hat.« (Duerr 1981, 638)

### Subversionen der Ökonomien als Subversionen der Geschichte oder: Skeptizismus der Vernunft ohne Moral/als Moral

Falls der philosophische und politische Abschied vom patriarchalen »Subjekt der Geschichte« gelingen soll, wo liegt die Zukunft außerhalb des »naturschönen« Paradiesgartens?

Althusser sieht den Gegenentwurf zum christlich-idealistischen Subjekt- und damit zum Philosophie- und Politikverständnis des Abendlandes in Anlehnung an Marx in einer grundsätzlich anderen Definition von Geschichte:

Sie »ist ein 'Prozeß ohne Subjekt und ohne Ende/Ziel', dessen vorgefundene *Umstände* in denen 'die Menschen' als Subjekte unter der Determinierung der Gesellschafts*verhältnisse* agieren, das Resultat des *Klassenkampfes* sind. Die Geschichte hat also, im philosophischen Sinn des Ausdrucks, nicht ein Subjekt, sondern einen *Motor*: den Klassenkampf.« (Althusser 1973, 94)

Was keineswegs bedeutet (und was Althusser oft als kruder Strukturalismus vorgehalten worden ist), daß damit die subjektive Kraft aus der Geschichte weggeleugnet wird, sondern daß — ganz im Gegenteil — *jedes soziale Individuum* die »Form des Subjekts« als »Agent der Geschichte« in »seiner Eigenschaft als Agent der gesellschaftlichen Praxen« (ebd., 92) einnimmt — und *da-*

durch Geschichte *produziert*. Althusser in zwischen unmodisch gewordener Hinweis auf den »Klassenkampf« besagt im Grunde nichts anderes, als daß als »Motor« der Geschichte der subjektive *Kampf* mit den *Widersprüchen der Realität* verstanden werden muß — und das *dadurch* (ohne Ende und ohne ein vorab definiertes *konkretes* Ziel) eine *offene* Zukunft hervorgebracht wird.

Dies läuft darauf hinaus, die »geschichtlichen Aktionsformen«, die unter den Determinierungen der vorgefundenen Gesellschaftsverhältnisse vor sich gehen, in der Widersprüchlichkeit sowohl ihrer realen Voraussetzungen (Objekt) als auch ihrer subjektiven Bewältigung (Produktivität) zu begreifen. Und zwar nicht nur als Bewältigung von ökonomisch-gesellschaftlichen Widersprüchen (Klassenkampf) und nicht nur auf der Ebene der Vernunft (dialektische Reflexion), sondern als ein heterogenes, widersprüchliches System subjektiver Praxisformen, die durch das breite Spektrum menschlicher Kreativität, Gefühle, Rationalität und Handlungsfähigkeit bestimmt sind, die sich gegenseitig beeinflussen, ausschließen, bedingen, voranbringen, blockieren usw.

Die theoretische »Aufhebung der Ökonomie«, die Bataille (1975) gefordert hat, wäre als Basis eines anderen Geschichtsverständnisses zu verstehen und als Perspektive einer anderen Politik, die sich nicht bereits theoretisch in den philosophischen und praktischen Netzen der abendländischen Kultur verstrickt. Das heißt jedoch nicht, daß diese Ökonomien als »freie« Praxisformen sich entwickeln, sondern daß sie »in letzter Instanz« (Althusser 1972, 143) gebunden sind an die gesellschaftlich definierten Produktionsweisen. Das Wertgesetz der kapitalistischen Produktionsweise gibt gegenwärtig jeder gesellschaftlichen Praxis ein anderes Erscheinungsbild als z.B. im mittelalterlichen Feudalismus oder in der antiken Polis.

Aus den gegenwärtig in Spuren deutlich werdenden *praktischen* Überwindungen der »Normalitäten« der patriarchalen Zivilisation des 20. Jahrhunderts lassen sich Perspektiven für »andere« Innovationen der Kulturentwicklung beziehen. Ich denke an die Frauenbewegung, die sogenannte Alternativkultur, die Friedensbewegung, das sich verändernde Verhältnis zur Natur. Sicherlich, eine umgehängte Jutetasche »macht« noch keine »neue« Geschichte, ebenso nicht ein Performance-Happening. Aber trotz aller Mythologisierungen und Begrenzungen, die diese einzelnen Aktionsformen haben (und wenn auch immer wieder deutlich wird, daß sie sich in den Zirkeln der tradierten Regeln wieder verfangen), sind sie »Mikro«-Elemente von gesellschaftlicher Bewegung. Ihren »moralischen« Wert können sie nur aus der Subversion der kulturellen Verfestigungen und Etablierungen beziehen, als Wissenschaft, als Kunst, als Lebensform, als Politik — untrennbar aufeinander bezogen.

Gesellschaftliche Praxis ist nicht isolierbar *auf* ein einzelnes Subjekt und *durch* ein einzelnes Subjekt, sondern gebunden an die »Masse«/»Summe« der gesellschaftlichen Produktivität »der Zeit«, die dem patriarchalen Identitätswort so viel Angst macht und Perspektivlosigkeit vermittelt.

Statt dessen ist die »Aufhebung der Ökonomie« als Utopie zu verstehen, die die Grenzen der patriarchalen Ökonomie des Warentausches aufhebt zugunsten allgemeinerer Ökonomien subjektiver Produktionsweisen, die Geschichte machen und Geschichte sind. Verstanden als ein *generatives System*, das die



»unendliche Zirkulation« der Produktivität individuell und gesellschaftlich determiniert: als *Formbestimmung der Geschichte*. Irreversibel und nicht linear. Ohne die dualistische Trennung von Körper und Geist, sondern als ein Diskontinuum des Zivilisationsfortschritts, das ungleichzeitig und in »Brüchen« (Althusser 1972, 143) seinen Entwicklungsprozeß organisiert; ohne daß »das« Subjekt oder »das« Objekt definitiv und erschöpfend definierbar wäre; ein Prozeß der Geschichte, der ohne subjektive Produktivität nicht existent wäre (sondern »Naturprozeß«). Dies kann als *Formbestimmung der Antizipation der Zukunft/Geschichte* Gültigkeit beanspruchen, und zwar ohne daß ihr Inhalt (das Paradies oder das »Nichts«) schon vorausgesagt werden kann. Dies ist eine Formbestimmung von Geschichte, die weder in ganzheitlichen noch in Totalitätskonzeptionen aufgeht, welche — immer wieder — bei Gott enden.

Die »Bewegungsformen« der Naturvorgänge müssen als von der Kulturgeschichte — objektiv — geschiedene Systeme verstanden werden (auch wenn die menschlichen Eingriffe auf die Natur zunehmend spürbar sind). Atome haben keine Mythen, keine Religionen, keine Moral, die ihre »Bewegungen« organisieren. Die Erkenntnisse der Naturwissenschaften sind deshalb untauglich für die erschöpfende Deutung von Zivilisationsgeschichte und können bestenfalls dazu dienen, Innovationen für ein besseres Geschichtsverständnis abzugeben — oder ihrerseits die Begrenzungen der Naturerkenntnis unter den Determinanten abendländischer Zivilisationsgeschichte zu verdeutlichen.<sup>4</sup>

Unter der Prämisse, daß die abendländische Geschichtsdeutung im Grunde die eigene Basis einer *subjektiv* bestimmten Geschichte theoretisch und politisch aus der Hand gegeben hat, indem sie »das« Subjekt zum Motor der Geschichte erklärt hat und sich immer nur als Reflex einer »höheren« Ordnung verstanden hat, ist es nicht verwunderlich, wenn die Deutungen des »Universums der Geschichte« noch immer in den abendländischen Kinderschuhen patriarchaler Paßform stecken, während die naturwissenschaftliche Erforschung der »ganz großen« und der »ganz kleinen« Kosmologien des Universums und der Atomteilchen enorme Fortschritte macht. Offensichtlich fällt es auch dem kritischen »Zeitgeist« leichter, die Bewegungsformen der Natur zu begreifen als die der Zivilisation. Das macht die Aufgabe schwerer, die Zirkel der abendländischen »Selbstverständnisse« zu durchbrechen, weil in naturwissenschaftliche Erkenntnisse mehr investiert wird — aber dennoch sind die vielen notwendigen Subversionen der Kultur, auch auf der Ebene der Wissenschaft (ich habe die Illusion) nicht unmöglich.

## Anmerkungen

- \* Zuerst erschienen in: G.G. Lischka (Hrsg.): »Alles und noch viel mehr«. Das Poetische ABC. Anthologie der 80er Jahre. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Bern 1985, 307-319. Leicht überarbeitet.
- 1 Es liegt ein gewisser Zynismus darin, daß auch Ronald Reagan unlängst seine Vision vom bevorstehenden Weltuntergang verkündete, wonach »die jetzt lebende Generation das biblische Armageddon — den Endkampf der guten und bösen Mächte — erleben werde ...« Vgl. Frankfurter Rundschau vom 11. Oktober 1984.
- 2 Thomas v. Aquin, Summa Theologica, Bd. I; 103, 4; S. 13).
- 3 Vgl. dazu z.B. die Arbeiten von Foucault, Deleuze-Guattari, Theweleit.

- 4 Vgl. Capra 1984. Capra, der inzwischen für die Alternativkultur eine gewisse Bedeutung bekommen hat, entwickelt m.E. wichtige Überlegungen, die das abendländische Verhältnis von Natur und Gesellschaft betreffen — ohne daß ich allerdings seine auf die fernöstliche Philosophie gerichteten Perspektiven teile.

## Literaturverzeichnis

- Althusser, Louis, 1968: Für Marx. Frankfurt/M.  
 ders., 1972: Das Kapital lesen I. Reinbek  
 ders., 1973: Bemerkungen zu einer Kategorie: »Prozeß ohne Subjekt und ohne Ende/Ziel«. In: H. Arenz, J. Bischoff, U. Jaeggi (Hrsg.): Was ist revolutionärer Marxismus? West-Berlin  
 Bataille, Georges, 1975: Die Aufhebung der Ökonomie. Der Begriff der Verausgabung. München  
 Baudrillard, Jean, 1978: Agonie des Realen. West-Berlin  
 ders., 1980: Transparenz. In: Probleme des Nihilismus. Dokumente der Triester Konferenz 1980. Berliner Hefte 17  
 ders., 1982: Der symbolische Tausch und der Tod. München  
 ders., 1983: »Das Banale ist das Verhängnis«. Ein Gespräch mit dem französischen Sozialphilosophen Jean Baudrillard. In: Psychologie heute 10  
 ders., 1984: Das Jahr 2000 wird nicht stattfinden. Nach der Geschichte: Herrschaft der Simulation? = Ringvorlesung »Theorie der Phantasie« im Rahmen der Universitätsvorlesungen, FU Berlin, 13. Vorlesung, 24. Januar 1984  
 Bergfleth, Gerd, u.a., 1984: Zur Kritik der palavernden Aufklärung. München  
 Capra, Fritjof, 1984: Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. Bern, München, Wien  
 Cixous, Hélène, 1977: Die unendliche Zirkulation des Begehrens. West-Berlin  
 Duerr, Hans-Peter, 1981: Die Angst vor dem Leben und die Sehnsucht nach dem Tode. In: Hans-Peter Duerr (Hrsg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie, 1. Band. Frankfurt/M.  
 Eisel, Ulrich, 1980: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer »Raumwissenschaft« zur Gesellschaftswissenschaft. In: Urbs et Regio 17  
 Foucault, Michel, 1978: Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. West-Berlin  
 Günther, Gotthard, 1959: Idee und Grundriß einer nicht-aristotelischen Logik. 1. Band: Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen. Hamburg  
 Kamper, Dietmar, 1983: Das gefangene Einhorn. München, Wien  
 Kamper, Dietmar, und Christoph Wulf (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt/M.  
 Kimmeler, Gerd, 1983: Diskussionsbeitrag in: Der Tod der Moderne. Tübingen  
 Kojève, A., 1962: Introduction à la lecture de Hegel. Paris  
 Lyotard, Jean-François, 1979: Apathie in der Theorie. West-Berlin  
 MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR  
 Nietzsche, Friedrich, 1981: Ecce Homo. In: Der Antichrist. Ecce Homo. Dionysos-Dithyramben. München  
 Prigogine, Ilya, 1980: From Being to Becoming. San Francisco  
 Schiller, Friedrich, 1955: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der moaischen Urkunde. In: Schillers Werke, 2. Band. Zur Philosophie und Geschichte. Berlin, Darmstadt  
 Veyne, Paul, 1981: Der Eisberg der Geschichte. West-Berlin  
 Wartmann, Brigitte, 1980: Bemerkungen zu einer »anderen« Produktivität der Frau. In: dies. (Hrsg.): Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit. West-Berlin  
 dies., 1982: Die Grammatik des Patriarchats. Zur »Natur« des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation 47

»unendliche Zirkulation« der Produktivität individuell und gesellschaftlich determiniert: als *Formbestimmung der Geschichte*. Irreversibel und nicht linear. Ohne die dualistische Trennung von Körper und Geist, sondern als ein Diskontinuum des Zivilisationsfortschritts, das ungleichzeitig und in »Brüchen« (Althusser 1972, 143) seinen Entwicklungsprozeß organisiert; ohne daß »das« Subjekt oder »das« Objekt definitiv und erschöpfend definierbar wäre; ein Prozeß der Geschichte, der ohne subjektive Produktivität nicht existent wäre (sondern »Naturprozeß«). Dies kann als *Formbestimmung der Antizipation der Zukunft/Geschichte* Gültigkeit beanspruchen, und zwar ohne daß ihr Inhalt (das Paradies oder das »Nichts«) schon vorausgesagt werden kann. Dies ist eine Formbestimmung von Geschichte, die weder in ganzheitlichen noch in Totalitätskonzeptionen aufgeht, welche — immer wieder — bei Gott enden.

Die »Bewegungsformen« der Naturvorgänge müssen als von der Kulturgeschichte — objektiv — geschiedene Systeme verstanden werden (auch wenn die menschlichen Eingriffe auf die Natur zunehmend spürbar sind). Atome haben keine Mythen, keine Religionen, keine Moral, die ihre »Bewegungen« organisieren. Die Erkenntnisse der Naturwissenschaften sind deshalb untauglich für die erschöpfende Deutung von Zivilisationsgeschichte und können bestenfalls dazu dienen, Innovationen für ein besseres Geschichtsverständnis abzugeben — oder ihrerseits die Begrenzungen der Naturerkenntnis unter den Determinanten abendländischer Zivilisationsgeschichte zu verdeutlichen.<sup>4</sup>

Unter der Prämisse, daß die abendländische Geschichtsdeutung im Grunde die eigene Basis einer *subjektiv* bestimmten Geschichte theoretisch und politisch aus der Hand gegeben hat, indem sie »das« Subjekt zum Motor der Geschichte erklärt hat und sich immer nur als Reflex einer »höheren« Ordnung verstanden hat, ist es nicht verwunderlich, wenn die Deutungen des »Universums der Geschichte« noch immer in den abendländischen Kinderschuhen patriarchaler Paßform stecken, während die naturwissenschaftliche Erforschung der »ganz großen« und der »ganz kleinen« Kosmologien des Universums und der Atomteilchen enorme Fortschritte macht. Offensichtlich fällt es auch dem kritischen »Zeitgeist« leichter, die Bewegungsformen der Natur zu begreifen als die der Zivilisation. Das macht die Aufgabe schwerer, die Zirkel der abendländischen »Selbstverständnisse« zu durchbrechen, weil in naturwissenschaftliche Erkenntnisse mehr investiert wird — aber dennoch sind die vielen notwendigen Subversionen der Kultur, auch auf der Ebene der Wissenschaft (ich habe die Illusion) nicht unmöglich.

## Anmerkungen

- \* Zuerst erschienen in: G.G. Lischka (Hrsg.): »Alles und noch viel mehr«. Das Poetische ABC. Anthologie der 80er Jahre. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Bern 1985, 307-319. Leicht überarbeitet.
- 1 Es liegt ein gewisser Zynismus darin, daß auch Ronald Reagan unlängst seine Vision vom bevorstehenden Weltuntergang verkündete, wonach »die jetzt lebende Generation das biblische Armageddon — den Endkampf der guten und bösen Mächte — erleben werde ...« Vgl. Frankfurter Rundschau vom 11. Oktober 1984.
- 2 Thomas v. Aquin, Summa Theologica, Bd. I; 103, 4; S. 13).
- 3 Vgl. dazu z.B. die Arbeiten von Foucault, Deleuze-Guattari, Theweleit.

- 4 Vgl. Capra 1984. Capra, der inzwischen für die Alternativkultur eine gewisse Bedeutung bekommen hat, entwickelt m.E. wichtige Überlegungen, die das abendländische Verhältnis von Natur und Gesellschaft betreffen — ohne daß ich allerdings seine auf die fernöstliche Philosophie gerichteten Perspektiven teile.

## Literaturverzeichnis

- Althusser, Louis, 1968: Für Marx. Frankfurt/M.  
 ders., 1972: Das Kapital lesen I. Reinbek  
 ders., 1973: Bemerkungen zu einer Kategorie: »Prozeß ohne Subjekt und ohne Ende/Ziel«. In: H. Arenz, J. Bischoff, U. Jaeggi (Hrsg.): Was ist revolutionärer Marxismus? West-Berlin  
 Bataille, Georges, 1975: Die Aufhebung der Ökonomie. Der Begriff der Verausgabung. München  
 Baudrillard, Jean, 1978: Agonie des Realen. West-Berlin  
 ders., 1980: Transparenz. In: Probleme des Nihilismus. Dokumente der Triester Konferenz 1980. Berliner Hefte 17  
 ders., 1982: Der symbolische Tausch und der Tod. München  
 ders., 1983: »Das Banale ist das Verhängnis«. Ein Gespräch mit dem französischen Sozialphilosophen Jean Baudrillard. In: Psychologie heute 10  
 ders., 1984: Das Jahr 2000 wird nicht stattfinden. Nach der Geschichte: Herrschaft der Simulation? = Ringvorlesung »Theorie der Phantasie« im Rahmen der Universitätsvorlesungen, FU Berlin, 13. Vorlesung, 24. Januar 1984  
 Bergleth, Gerd, u.a., 1984: Zur Kritik der palavernden Aufklärung. München  
 Capra, Fritjof, 1984: Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. Bern, München, Wien  
 Cixous, Hélène, 1977: Die unendliche Zirkulation des Begehrens. West-Berlin  
 Duerr, Hans-Peter, 1981: Die Angst vor dem Leben und die Sehnsucht nach dem Tode. In: Hans-Peter Duerr (Hrsg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie, 1. Band. Frankfurt/M.  
 Eisel, Ulrich, 1980: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer »Raumwissenschaft« zur Gesellschaftswissenschaft. In: Urbs et Regio 17  
 Foucault, Michel, 1978: Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. West-Berlin  
 Günther, Gotthard, 1959: Idee und Grundriß einer nicht-aristotelischen Logik. 1. Band: Die Idee und ihre philosophischen Voraussetzungen. Hamburg  
 Kamper, Dietmar, 1983: Das gefangene Einhorn. München, Wien  
 Kamper, Dietmar, und Christoph Wulf (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt/M.  
 Kimmeler, Gerd, 1983: Diskussionsbeitrag in: Der Tod der Moderne. Tübingen  
 Kojève, A., 1962: Introduction à la lecture de Hegel. Paris  
 Lyotard, Jean-François, 1979: Apathie in der Theorie. West-Berlin  
 MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR  
 Nietzsche, Friedrich, 1981: Ecce Homo. In: Der Antichrist. Ecce Homo. Dionysos-Dithyramben. München  
 Prigogine, Ilya, 1980: From Being to Becoming. San Francisco  
 Schiller, Friedrich, 1955: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der moaischen Urkunde. In: Schillers Werke, 2. Band. Zur Philosophie und Geschichte. Berlin, Darmstadt  
 Veyne, Paul, 1981: Der Eisberg der Geschichte. West-Berlin  
 Wartmann, Brigitte, 1980: Bemerkungen zu einer »anderen« Produktivität der Frau. In: dies. (Hrsg.): Weiblich-Männlich. Kulturgeschichtliche Spuren einer verdrängten Weiblichkeit. West-Berlin  
 dies., 1982: Die Grammatik des Patriarchats. Zur »Natur« des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation 47

Rolf Nemitz

## Der neue Spiritualismus

### Über Capras »Wendezeit«\*

#### 1. Die spiritualistische Internationale

Die westliche Welt erlebt den Aufstieg eines neuen Spiritualismus. Der internationale Erfolg von Fritjof Capras »Wendezeit« hat das unübersehbar gemacht. Im folgenden geht es vor allem um dieses Buch, aber es steht für ein umfassenderes Phänomen. Weit über Capra hinaus findet man die Losungen »New Age«, »Ganzheitlichkeit« und »Spiritualität«. Beteiligt sind international wirkende Organisationen. Ein Zentrum ist das Esalen Institute in Kalifornien, wo auch Capra unterrichtet; massenhafte Verbreitung haben spiritualistische Orientierungen durch religiös-therapeutische Organisationen gefunden, wie Bhagwans Rajneesh Foundation, Maharishi Yogis Transzendente Meditation und Ron Hubbards Scientology Church, halb Kirchen halb transnationale Konzerne zur Vermarktung therapeutischer Dienstleistungen. Der neue Spiritualismus verfügt über eigene Zeitschriften (bei uns die »Neue Zeitung«), über Buchreihen in etablierten Verlagen (bei Scherz erscheinen die Klassiker, bei Beltz kommt das spiritualistisch orientierte »Öko-Log-Buch« heraus, bei Goldmann erscheint die Reihe »New Age«, bei Rowohlt die Reihe »Transformation«); seit kurzem gibt es hierzulande sogar einen Zusammenschluß von 16 Verlagen zur »Stärkung des 'New-Age'-Gedankens«, wie es in der Ankündigung im »Börsenblatt« heißt. Neben den beiden wichtigsten Theoretikern Fritjof Capra und Mary Ferguson gibt es ein Umfeld von renommierten Wissenschaftlern. Dazu gehört der (inzwischen verstorbene) Kommunikationswissenschaftler Gregory Bateson, der Psychiater Ronald Laing, der Primatenforscher Richard Leaky, der Musikwissenschaftler Joachim Ernst Berendt. Es gibt spiritualistisch orientierte Theorien in Physik, Chemie, Biologie, Kybernetik, Psychologie und Medizin, in der Kunstwissenschaft und in der Musikwissenschaft. In allen Kunstbereichen gibt es inzwischen Künstler mit spiritualistischer Orientierung, in der Musik etwa Karlheinz Stockhausen, in der Literatur Peter Handke, Botho Strauß und Michael Ende. Spiritualistisch inspirierte Plastiken konnte man als »kosmische Kunst« auf der Bundesgartenschau in West-Berlin besichtigen.

Der neue Spiritualismus wirkt tief in die sozialen Bewegungen hinein. Im Umfeld der Grünen sind es Rudolf Bahro, Dieter Duhm und Manon Margriesebach, die spiritualistische Weltbilder propagieren. Bei den Feministinnen spielt die amerikanische Theologin Mary Daly eine wichtige Rolle; hierzulande sind besonders die Philosophin Heide Göttner-Abendroth und die Journalistin Cristina Perincioli engagiert. Es gibt Verbindungen zu den Befreiungsbewe-

\* Capra, Fritjof: Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. Scherz Verlag, Bern, München, Wien, Neuausgabe 1985.

gungen in der Dritten Welt und selbst zu sozialistischen Positionen; eine Schlüsselfigur ist hierbei der Ägypter Anouar Abdel Malek (1981), Professor für Sozialforschung am staatlichen Forschungsinstitut CNRS in Paris und Koordinator der UNO-Universität in Tokio. Er plädiert für eine Neufassung sozialistischer Politik: Verschiedenheit von Entwicklungswegen statt universeller Stufenfolge, Einheit statt Spaltung und »neue Spiritualität« sind die Kennzeichen seiner Vision.

Der neue Spiritualismus beginnt nicht erst mit Capra. Er hat seine Wurzeln in den Anfängen der Hippiebewegung in Kalifornien Mitte der 60er Jahre. 1967 besuchten die Beatles Maharishi Mahesh Yogi, den Begründer der »Transzendentalen Meditation« und machten ihn so bekannt. LSD und psychodelische Musik sind weitere Entwicklungsetappen. Der Anfang liegt genau zu dem Zeitpunkt, als die Nachkriegskonjunktur ihren Höhepunkt erreicht hatte, als der Niedergang der US-Hegemonie begann, als sich in den USA die Studentenbewegung, die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung herauszubilden begannen. Mit Capra wird nicht der neue Spiritualismus eingeläutet — Capra markiert eine neue Entwicklungsphase.

### *Was ist »Spiritualismus«?*

Spiritualismus ist nicht Irrationalismus, Okkultismus, Mystik oder gar Spiritismus, auch wenn es viele Übergänge gibt. Der Spiritualismus ist vielmehr eine der Hauptströmungen der westlichen Philosophie. Hier sind im Lauf der Jahrhunderte alle Gedankenfiguren entwickelt worden, die man in Capras »Wendezeit« finden kann. Spiritualisten propagieren die geistige Eintracht, die Harmonie, die natürliche Ordnung, die Ganzheit, den Holismus — des Kosmos, des Lebens oder der Seele. Spiritualisten gehen davon aus, daß diese Einheit durch ein Prinzip hergestellt werde, durch eine Kraft, eine Energie, ein inneres Band, welches die Menschen untereinander und mit der Natur verbinden soll. Spiritualisten behaupten, daß es ein »Geistiges«, eine »Spiritualität« gebe, die für alles andere grundlegend sei, aus der sich jede andere Existenz ableite. Von daher erklärt sich die Nähe zur Religion: Wenn man die Annäherung an dieses Eine in Ritualen und Zeremonien darstellt, wird die Philosophie zur Religion. Spiritualisten nehmen an, daß die Wirklichkeit begriffen werden könne als Manifestierung eines Prinzips. Das ist ein klassischer Gedanke der idealistischen Philosophie. Aber der Spiritualismus unterscheidet sich vom Idealismus im engeren Sinne, vom »rationalen« oder »kritischen Idealismus« etwa eines Descartes oder Kant. Diese fragen danach, welche Garantien es dafür geben könnte, daß wir richtig *erkennen*. Spiritualistische Autoren hingegen wollen wissen, wie die einzelnen sich richtig *verhalten* sollen. Sie fragen nach der Moral.

All diese Elemente findet man auch bei Autoren wie Capra und anderen. Ich schlage deshalb vor, diese Strömung insgesamt als »neuen Spiritualismus« zu bezeichnen.

Capra wendet sich in seinem Buch direkt an die neuen sozialen Bewegungen:

»Im Augenblick agieren die meisten dieser Bewegungen noch getrennt voneinander und sind sich der wechselseitigen Beziehungen ihrer Zielsetzungen noch nicht bewußt geworden. Zweck dieses Buches ist es, ein zusammenhängendes Gedankengebäude zu liefern, das uns helfen soll, die Gemeinsamkeiten ihrer Endziele zu erkennen. Sobald das geschehen ist, können wir erwarten, daß die verschiedenen Bewegungen zusammenfließen und zu einer machtvollen Kraft gesellschaftlicher Veränderung werden.« (10f.)

Capra betätigt sich — wie Gramsci es genannt hätte — als »organischer Intellektueller« der neuen sozialen Bewegungen. Er versucht, in den neuen sozialen Bewegungen ein bestimmtes Projekt zu realisieren: das spiritualistische Projekt. Als Mittel hierzu dient ihm die Ausformulierung einer Weltanschauung. Er verknüpft hierbei vier Argumentationsstränge: Therapie, chinesische Religion, Naturwissenschaften und Systemtheorie. Wie jede Weltanschauung liefert auch diese eine Erklärung des Leidens und einen Weg zur Befreiung vom Leid. Das Leid erklärt Capra durch die Nicht-Einheit, es ist für ihn das Ergebnis von Trennung und Spaltung. Die Befreiung besteht in der Herstellung von Einheit und Ganzheit. Im folgenden geht es vor allem darum, was Capra unter Trennung und Spaltung, was unter Einheit und Ganzheit versteht.

## 2. Der Resonanzboden: die Therapie-Gesellschaft

Die Verbindung von fernöstlicher Religion und Psychotherapie hat Capra fertig vorgefunden. Seine Zutat sind die modernen Naturwissenschaften. Blickt man auf die lange Geschichte des Spiritualismus zurück, wird man feststellen, daß die Verbindung mit den Naturwissenschaften hier der Normalfall ist. Immer haben sich die Vertreter der verschiedenen Philosophien auf die Naturwissenschaften berufen, die Materialisten so gut wie die Idealisten und die Spiritualisten; Althusser spricht in seiner Analyse »Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler« von einer systematischen »Ausbeutung« der Naturwissenschaften durch die Philosophen. Historisch gesehen, besteht die Originalität des neuen Spiritualismus in der Schlüsselrolle der Therapie. In der »Wendezeit« nimmt sie breiten Raum ein. Ohne den Aufstieg einer neuen Psychokultur wäre der Erfolg des Spiritualismus von Capra, Ferguson und anderen undenkbar.

In den 60er Jahren hat sich in den USA eine neue Welt herausgebildet: die »Welt der Psys«, wie Françoise Castel, Robert Castel und Anne Lovell dieses Phänomen in ihrem Buch über die »Psychiatisierung des Alltags« genannt haben; andere sprechen von der »Therapie-Gesellschaft« — so der Titel des letzten »Kursbuchs«. Die sogenannte »Psychoszene« ist das auffälligste Element dieser Entwicklung. Sie stellt jedoch den kleineren Teil der »Therapie-Gesellschaft« dar. Die ambulante Psychotherapie übertrifft — zumindest in der Bundesrepublik — die »Psychoszene« an Volumen (vgl. Will 1985).

Die Ursachen für die Entstehung der Therapie-Gesellschaft sind komplex. Immer wieder wird auf die Beschleunigung in der Veränderung des Gesamtsystems verwiesen und auf die damit verbundenen Schwierigkeiten, so etwas wie eine stabile Identität auszubilden; Alvin Toffler hat in seinem Buch »Der Zukunftsschock« beschrieben, wie die beschleunigte Produktivkraftentwicklung im Kapitalismus einhergeht mit der Verkürzung von Objektbeziehungen, seien

es Dinge, Personen, Räume oder Organisationen, und wie dies zu Identitätskrisen führt. Die andere Ursache scheinen Umbrüche in der Familienstruktur zu sein, die Veränderung der traditionellen Formen väterlicher Autorität, parallel zur Zunahme anonymer bürokratischer Machtverhältnisse in Unternehmen und staatlichen Institutionen.

Beide Entwicklungen zusammen führen zu neuen Formen psychischer Normalität und damit auch zu neuen Formen psychischer Erkrankung (vgl. Moersch 1978; Schüle 1978). Teilweise kommt es zur Ausbildung neuer psychischer Krankheiten, teilweise zu einem Symptomwandel der traditionellen Neurosen. Die Schizophrenie-Rate ist in den letzten 150 Jahren konstant geblieben. Die Neurosen mit handfester psychischer Symptomatik gehen zwar zurück, es nehmen jedoch die »grauen« psychischen Krankheiten zu (narzißtische Störungen, Borderline-Fälle). Die Symptome passen sich den akzeptierten naturwissenschaftlichen Krankheitsdefinitionen an und werden psychisch unauffällig (z.B. Herzneurosen). Es gibt mehr Menschen mit autoaggressiven, selbstzerstörerischen Krankheiten, v.a. Depressionen und Süchten. Epidemiologische Feldstudien sind in der Bundesrepublik zu ähnlichen Ergebnissen gekommen wie die skandinavische und angelsächsische Forschung: Ungefähr zwanzig Prozent der Bevölkerung leidet an einer behandlungsbedürftigen psychischen Erkrankung; gut die Hälfte dieser zwanzig Prozent empfindet sich selbst als krank und behandlungsbedürftig. In der Bundesrepublik werden ungefähr zwei Drittel der psychisch Kranken vom somatischen Arzt behandelt, fünf Prozent landet beim Nervenarzt oder bei psychotherapeutischen Spezialisten, ein Prozent in der psychiatrischen Klinik (vgl. Will 1985). Zur Entwicklung der »Therapie-Gesellschaft« trägt aber nicht nur die Veränderung der Krankheiten bei, sondern auch die Umstrukturierung des Versorgungssystems. Dazu gehört nicht nur die Herausbildung der »Psychoszene«. Immer mehr niedergelassene Ärzte übernehmen Teile der Neurosenversorgung, sei es durch Verschreibung von Psychopharmaka, sei es durch Übernahme psychotherapeutischer Gesprächstechniken. Durch die Einbeziehung der Psychotherapie in die Krankenversicherung seit 1967 bzw. 1972 hat sich das Klientel in den psychotherapeutischen Fachpraxen verändert (vgl. hierzu Cremerius 1985). Eine wichtige Rolle dürfte auch die zunehmende Schulbildung spielen, da die meisten psychotherapeutischen Verfahren mit Kommunikationsformen einhergehen, die eine Art »Bildungskultur« voraussetzen.

Die Entwicklung der »Therapie-Gesellschaft« ist Teil der Entwicklung einer Kultur der Selbstveränderung als Reaktion auf die beschleunigten sozialen Veränderungen. Eine Verarbeitungsform besteht in der Entwicklung von Subkulturen, welche die Veränderungsdynamik aktiv übernehmen und sogar zu übertrumpfen suchen. Dazu gehört etwa die Kultur der »Postmoderne«: der ironische Umgang mit den Identitäten, das Spiel der Masken, die Konstruktion einer Welt ohne feste Bezugspunkte, ohne »Tiefe«, einer Welt, in der die Oberflächen sich vervielfachen (vgl. Jameson in diesem Heft). Ein anderes Element dieser Veränderungskultur scheint die »Therapie-Gesellschaft« zu sein.

Die »Psychoszene« ist zwar nur ein Element der »Therapie-Gesellschaft« — und es sind meist die leichteren Fälle, die hier landen —, sie ist jedoch in unse-



rem Zusammenhang besonders relevant. Denn der neue Spiritualismus hat seinen Resonanzboden am ehesten in der »Psychozene«. Hier findet man die Verbindung von Therapie, Weltanschauung und fernöstlichen Religionen, auf die Capra zurückgreift. Besonders ausgeprägt ist diese Verbindung in den sogenannten »Psychosekten«. In der Therapie, wie sie etwa von Bhagwans Rajneesh Foundation angeboten wird, geht es um einen neuen Typ von Selbst-Beherrschung: um die Fähigkeit, soziale Bindungen in Frage stellen zu können, die Bindungen an Vergangenheit und Zukunft zu relativieren und das zweckrationale Handeln als eine Möglichkeit unter anderen sichtbar werden zu lassen. So wird — offenbar mit zumindest vorübergehendem Erfolg — die Fähigkeit entwickelt, schnell intensive emotionale Beziehungen herstellen und wieder lösen zu können. Die Therapiegruppen der Rajneesh Foundation sind antieigenständliche Gemeinschaften. Dieses Angebot trifft sich offenbar so genau mit den sozialen Anforderungen, daß viele bereit sind, die damit verbundenen Risiken einzugehen: daß die leergeräumte soziale Identität durch neue Autoritäten besetzt wird und daß der notwendig zum Scheitern verurteilte Traum, souverän über das Selbst verfügen zu können, in einen Sucht-Zirkel führt, bei dem man sich mit jedem Versuch, sich weiter zu befreien, tiefer in die Abhängigkeit hineinschraubt.

Auffällig ist, daß der gegenwärtige Therapieboom nicht primär vom traditionellen Gegensatz »gesund«/»krank« oder »normal«/»pathologisch« bestimmt ist. Neben den Therapien, die sich darauf konzentrieren, bestimmte Symptome zu beseitigen — vor allem die Verhaltenstherapie —, gibt es eine Fülle von Therapien für »Normale«. Ziel ist eher die Entwicklung der Persönlichkeit, die Förderung von Gesundheit, nicht so sehr die Beseitigung von Krankheit (vgl. Castel u.a. 1982). Der gegenwärtige Therapieboom greift auf einen Gesundheitsdiskurs zurück, wie er bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts vor dem Siegeszug der naturwissenschaftlichen Medizin vorherrschte. In der Medizin des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden wir die Argumentationsstücke der »ganzheitlichen Medizin« als herrschenden Diskurs. Im Zentrum steht das sich selbst regulierende autonome Subjekt, das seinen Körper vervollkommnet, so wie es heute seine Seele zu vervollkommen sucht (vgl. Göckenjan 1985). Auch die Metapher von der Balance der Kräfte, die bei Capra eine große Rolle spielt, findet sich hier. Mit der Durchsetzung der naturwissenschaftlich-technisch verengten Medizin seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird die traditionelle ganzheitliche Betrachtungsweise abgedrängt in die »Naturheilkunde«. Neu ist offenbar, daß die traditionellen Argumentationsmuster von der Vervollkommnung durch Selbstregulation heute die Kraft gewinnen, die akademische Medizin herauszufordern, und daß psychische Vorgänge gegenüber den somatischen Prozessen im heutigen Diskurs von der »Ganzheitlichkeit« das Übergewicht haben. Während es im 18. und 19. Jahrhundert der Arzt ist, der als Experte für Entwicklungsumbrüche fungiert (Göckenjan, 25), ist es heute der Psychotherapeut — wobei heute mehr und mehr Ärzte als Psychotherapeuten fungieren.

Die Schwächen der Therapeutisierung sind oft kritisiert worden. Alle Probleme werden in Probleme des individuellen Verhaltens übersetzt. Das nährt

die Tendenz, sich an die Verhältnisse anzupassen statt sich die Verhältnisse anzupassen (vgl. hierzu auch die Capra-Kritik von Thürmer-Rohr 1984). Probleme, die aus den gesellschaftlichen Verhältnissen entspringen, werden kleingearbeitet zu Kommunikationsschwierigkeiten. So wiederholt sich die Fehlentwicklung, die die naturwissenschaftlich bornierte Medizin in vielen Aspekten darstellt, auf neuem Terrain: Dort werden sozialstrukturelle Probleme verdrängt, indem sie zu technisch-naturwissenschaftlichen Fragen verengt werden. Jetzt ist das Mittel zur Problemverengung das Raster von Kommunikation und Interaktion, auf das die soziale Wahrnehmung eingeschränkt wird. Man sollte aber sehen, daß diese Fehler nur das Spiegelbild eines entgegengesetzten Fehlers sind, nämlich der Tendenz, die Verhältnisse ändern zu wollen, ohne sich selbst zu verändern. Beide Tendenzen stützen einander. In der Arbeiterbewegung hat oft ein militärisches Konzept von Kämpfen vorgeherrscht. Ein solches Konzept unterstellt fertige Subjekte (»die Partei«, »die Klasse«), deren Identität außerhalb der Kämpfe feststeht und die in den Kämpfen erhalten bleiben soll. Die Erkenntnis, daß sich in den Kämpfen neue Subjekte und neue Identitäten bilden, war ein Angelpunkt von Gramscis Denken (vgl. Lac-lau/Mouffe 1985, 65ff.). Aber schon beim jungen Marx blitzte die Einsicht auf, daß man — wie er in den Feuerbachthesen schrieb — unter revolutionärer Praxis vernünftigerweise nichts anderes verstehen könne als das Zusammenfallen des »Änderns der Umstände« und der »Selbstveränderung«. Allerdings war das mit dem »Zusammenfallen« doch wohl etwas zu einfach gedacht. Es gibt eine Spannung, die ausgetragen werden muß. Von Capra könnten auch Marxisten lernen, daß die Erfahrungen der Selbstveränderung, die in der »Therapie-Gesellschaft« gemacht werden, einen wichtigen Bezugspunkt für umfassendere Strategien darstellen. Bedingung dafür ist, daß Marxisten ihre oft vorhandene spontane Abwehr psychischer Krankheiten überwinden, daß sie das Leid und das Bedürfnis nach Therapie anerkennen, auch das Bedürfnis nach einer bloßen vorübergehenden Steigerung des Wohlbefindens bei psychischem Leid. So könnten sie dazu beitragen, daß therapeutische Erfahrungen eingebracht werden können in Prozesse gesellschaftlicher Veränderung. Therapien fördern oft die Fähigkeit zur Wahrnehmung der »Mikrophysik der Macht« in der Alltagskommunikation, sie verbinden meist das Zu-sich-selbst-Stehen mit der Einsicht, daß man sich verändern muß. Es wäre von denjenigen Bewegungen zu lernen, in denen versucht worden ist, die Spaltung von Therapie und Politik zu überwinden: von der Anti-Psychiatrie und von der Frauenbewegung mit ihren Selbsterfahrungsgruppen.

### 3. Das Symbol: Yin und Yang

Die »Welt der Psys« bildet den Erfahrungshintergrund für den neuen Spiritua-lismus. Sie liefert nicht die theoretischen Modelle für die angestrebte Ganzheit und Einheit. Diese stammen aus der chinesischen Religion, aus den modernen Naturwissenschaften und aus der Systemtheorie. Die Symbolik von Yin und Yang — die zwei ineinandergreifenden und so einen Kreis bildenden Fischblasen — ist für Capra ein Symbol der Ganzheit. Diese Symbolik mitsamt der Be-

rufung auf das altchinesische heilige Buch »I Djing« und auf die Lehre vom »Tao« ist sicherlich das bizarrste Element in Capras Weltbild. Bei Licht betrachtet ist diese Symbolik jedoch nicht merkwürdiger als die uns vertrauten Dualismen von Ost und West, von Mann und Frau oder von Mensch und Natur.

Die Symbolik von Yin und Yang besagt, daß die Welt durch das Wechselspiel zweier Pole bestimmt ist, und daß diese Pole ins Gleichgewicht gebracht werden müssen, damit die Welt in Ordnung ist. »Böse« ist hier nicht der eine oder andere Pol, sondern das Übergewicht des einen oder anderen. Traditionell wird Yang verbunden mit Mann, Himmel, Sonne, Tag, Sommer, Licht; Yin mit Frau, Erde, Mond, Nacht, Winter, Dunkelheit. Man sieht, wie diese Polarität die sozialen Herrschaftsverhältnisse aufgreift: Das Geschlechterverhältnis erscheint direkt, als Polarität von Mann und Frau; »Himmel« und »Sonne« verweisen auf das gesellschaftliche Oben, auf den Kaiser als »Sohn des Himmels« und auf die Religion der Aristokratie, »Erde« und »Mond« sind verbunden mit dem gesellschaftlichen Unten, mit den historisch älteren, meist auf Fruchtbarkeit bezogenen Volkskulten, in denen Frauen eine wichtige Rolle spielten. Die beiden sozialen Gegensätze von Staat und Volk und von Männern und Frauen werden in der Yin-Yang-Symbolik »verdichtet«, in einen einzigen Gegensatz zusammengeschmolzen.

Capra interpretiert Yin und Yang ein wenig um. Er behält die Grundstruktur bei: die Verbindung von Gegensätzen in einem Ergänzungsverhältnis. Bei ihm bedeuten die Pole nun folgende Gegensätze: weiblich/männlich, bewahrend/fordernd, empfänglich/aggressiv, kooperativ/wettbewerbsorientiert, intuitiv/rational, nach Synthese strebend/analytisch. Er spielt hiermit auf die heute entscheidenden sozialen Probleme an: auf das Geschlechterverhältnis, auf die ökologischen Zerstörungen (bewahrend/fordernd, nach Synthese strebend/analytisch), auf die ökonomische Krise (wettbewerbsorientiert/kooperativ) und auf die Aufrüstung (aggressiv/empfänglich).

Die Symbolik von Yin und Yang leistet es also, ein Bündel verschiedener sozialer Gegensätze und Probleme in einem einzigen Symbol zu verdichten. Capra schlägt damit den sozialen Bewegungen indirekt vor, bei der Bewältigung ihrer Probleme folgendermaßen vorzugehen: 1. sich die einzelnen Probleme als polare Anordnungen zurechtzulegen (bewahrend vs. fordernd; empfänglich vs. aggressiv usw.); 2. die »Pluspole« und die »Minuspole« gleichzusetzen (bewahrend = empfänglich usw., fordernd = aggressiv usw.); 3. die beiden Gleichungsketten, die sich so ergeben, in zwei Symbolen zu verdichten (bewahrend, empfänglich usw. = Yin; fordernd, aggressiv usw. = Yang); 4. das Verhältnis zwischen diesen Symbolen als Ergänzungsverhältnis zu denken (Ausgleich von Yin und Yang).

### *Die Harmonisierung der Spaltung*

Yin und Yang als Bild der Einheit: d.h., daß wir uns Konflikte unter dem Gesichtspunkt des Ausgleichs zurechtlegen, daß wir Gegensätze als Ergänzungsverhältnisse wahrnehmen. Dafür mag in Einzelfällen vieles sprechen. Aber

sollte man dies zur Philosophie erheben — zum Bild, das das gesamte Denken strukturiert? Käme es nicht darauf an, herauszufinden, wann Ausgleich sinnvoll ist und wann nicht? Muß »Ausgleich der Gegensätze« nicht genau dann zur Anpassung auch an schlechte Verhältnisse führen, wenn es zum allgemeinen Prinzip erhoben wird?

Der Vorteil der Yin-Yang-Symbolik scheint darin zu bestehen, daß in ihr nicht zwanghaft in Gegensätzen und Spaltungen gedacht wird, daß die Betonung auf Einheit gelegt wird. Aber das ist eine Täuschung. Die Verdichtung aller Verhältnisse in einem einzigen polaren Gegensatz besagt ja, daß eine grundlegende Spaltung der Welt als selbstverständlich unterstellt wird. Man kann das Symbol von Yin und Yang entziffern als gespaltenen Kreis mit einer gekrümmt verlaufenden pulsierenden Frontlinie. Dieses Symbol appelliert an uns, die Kräfte auszugleichen — nicht jedoch, die Spaltung aufzuheben.

Die Vorstellung von der Welt als einer Einheit gegensätzlicher, sich im Gleichgewicht haltender Pole ist dem abendländischen Denken nicht so fremd, wie Capra behauptet. Im Gegenteil, die Vorstellung vom Gleichgewicht gegensätzlicher Kräfte ist vielmehr das Kernstück der politischen Theorie unseres Zeitalters. Die Vorstellung vom Gleichgewicht der Staaten untereinander wurde Anfang des 16. Jahrhunderts von Machiavelli ausgearbeitet. Heute kennen wir sie vor allem als Modell einer Welt, die aus zwei Machtblöcken besteht, welche immer von neuem in ein Gleichgewicht gebracht werden müssen. Wir können uns ohne weiteres unter dem Yin-Yang-Symbol einen Globus vorstellen, auf dem durch eine pulsierend, gekrümmt verlaufende Linie die Welt in zwei Blöcke geteilt ist. Das Denkmuster von Yin und Yang ist deckungsgleich mit der politischen Vorstellung von der »balance of powers«.

Wie wir wissen, hat die Vorstellung vom Gleichgewicht der politischen Kräfte noch nie dazu gedient, den Krieg zu verhüten. Im Gegenteil: Die Gleichgewichtsvorstellung hat immer von neuem die Aufrüstung in Gang gesetzt. Heute dient das Denkmuster vom Gleichgewicht der Kräfte dazu, den atomaren Rüstungswettlauf zu begründen.

Man muß daraus nicht lernen, daß Vorstellungen von »Ganzheit«, »Harmonie«, »Ausgleich der Kräfte« und »Einheit« unbeabsichtigte gegenteilige Wirkungen haben können? Es gibt Konzepte des Ausgleichs und der Einheit, die tödlich sind.

Yin und Yang ist das Symbol einer Spaltung. Spaltung aber ist, wie Michael Jäger (1983) argumentiert, die Grundstruktur der Macht. Der Horizont, den diese Symbolik eröffnet, ist die Stabilisierung der Machtspaltung durch ein pulsierendes Gleichgewicht — wie wir gesehen haben, ist das eine oft zum Gegenteil führende Perspektive. Verstellt ist so die Machtkritik, die Perspektive der »Entspaltung«, die Perspektive der Auflösung der Spaltungsstruktur.

Diese Kritik wird bestätigt, wenn man danach fragt, was denn im alten China unter dem Ausgleich von Yin und Yang verstanden wurde. Die Anpassung des Menschen an das kosmische Gesetz, das Tao, vollzieht sich hier in den sogenannten »fünf Beziehungen«: von Fürst und Untertan, Vater und Sohn, älterem und jüngerem Bruder, Mann und Frau, Freund und Freund. Abgesehen vom Verhältnis von Freund und Freund werden wir auf zwei Herrschaftsver-

hältnisse verwiesen, auf patriarchalisch strukturierte Verwandtschaftsverhältnisse (Vater/Sohn, älterer/jüngerer Bruder, Mann/Frau) und auf das Verhältnis von Staat und Untertanen. Zusammen gibt das ein Modell der chinesischen Sozialstruktur: Die patriarchalisch strukturierten ländlichen Gemeinschaften werden überformt durch den Staat, der sie zu tributpflichtigen Untertanen macht.

#### 4. Der Mythos: das schlechte Alte und das gute Neue

Capra verbindet den »traditionellen«, an Therapie und fernöstlichen Religionen interessierten neuen Spiritualismus mit einem Plädoyer für die modernen Naturwissenschaften. Es gelingt ihm, die modernen Naturwissenschaften für viele Grün-Alternative akzeptabel zu machen. Das ist eine verblüffende Leistung, denn die grün-alternative Bewegung hat sich ja genau um die *Kritik* an Naturwissenschaft und Technik herum herausgebildet.

Man kann Capras Arbeitsweise als eine Operation in fünf Schritten beschreiben.

1. Capra zerlegt die Naturwissenschaften in »alte« und »neue«. Die Kritik an den Naturwissenschaften wird auf die »alten« Naturwissenschaften konzentriert.
2. Innerhalb der »neuen« Naturwissenschaften werden Außenseiterströmungen betont und als »die« moderne Position insgesamt dargestellt (vgl. Rüb-samen 1984 und 1985).
3. Die propagierten Konzepte werden auf zwei einfache Prinzipien reduziert: Alles hängt mit allem zusammen, und alles ist im Fluß.
4. Diese Prinzipien werden mit der Yin-Yang-Weltanschauung identifiziert und
5. zugleich mit der Systemtheorie gleichgesetzt.

Bei jedem dieser Schritte handelt es sich in meinen Augen um ziemlich gewalt-same Konstruktionen. Dies ist jedoch nur schwer sichtbar, da Capra eine wirkliche Kunst beherrscht: Auch die verwickeltesten naturwissenschaftlichen Zusammenhänge werden von ihm verständlich und spannend dargestellt. Die ganze Welt wird vor einem ausgebreitet, man hat das Gefühl, eine Menge dazuzulernen.

Der Gegensatz zwischen den schlechten alten und den guten neuen Naturwissenschaften hat genau die Form eines Mythos. Greimas (1972) hat die Struktur von Mythen so analysiert: Sie beruhen auf einer Aufspaltung in eine verwirrende, chaotische, problematische Vergangenheit und in eine Gegenwart, die durch eine klare Ordnung geprägt ist. Scheinbar steht das Chaos am Anfang und die Ordnung am Ende, in Wirklichkeit jedoch ist die Zerrissenheit der Vergangenheit eine Konstruktion, die von dem Ordnungs-Bild der Gegenwart aus rückwärts vorgenommen wird. Das schlechte Alte ist gewissermaßen eine Wunsch-Vergangenheit: Die Mängel der Vergangenheit sind so konstruiert, daß die Gegenwart als ihre Lösung erscheint.

Bei der Zerlegung der Naturwissenschaften in eine »alte« und eine »neue« Phase reagiert Capra auf eine Schwäche der üblichen Wissenschaftskritik. Die-

se Kritik wird meist als Totalkritik vorgetragen. Eine solche Totalkritik ist jedoch praktisch unhaltbar. Jedes alternative Konzept von Wissenschaft und Technik muß, wenn es irgendwie praktikabel sein soll, bestimmte Elemente aus der herkömmlichen Wissenschaft und Technik aufnehmen. Offenbar muß irgendetwas doch übernehmbar sein, auch wenn dies theoretisch abgestritten wird (vgl. Nemitz 1985).

Capra löst dieses Dilemma durch eine einfache Konstruktion. Er stellt zwei Arten von Naturwissenschaft einander gegenüber; die »alte« Naturwissenschaft folge dem Paradigma von Newtons Weltmaschine, die »neue« dem Paradigma von Einsteins Relativitätstheorie und der modernen Atomphysik. Die »alte« Naturwissenschaft sei mechanistisch, die »neue« ganzheitlich. Kritisiert wird die »alte« Naturwissenschaft, akzeptiert die »neue«.

Dabei klammert Capra zwei Probleme aus. Zum einen, daß der Aufstieg der »neuen« Naturwissenschaften eng verbunden ist mit Wettrüsten und Umweltzerstörung. Zum anderen, daß die »alten« Naturwissenschaften viele Merkmale haben, die Capra als Errungenschaften der »neuen« Naturwissenschaften behauptet. Ich möchte dies an einem Beispiel zeigen.

Capra schert Bacon und Galilei über einen Kamm. Eine genauere Untersuchung hätte gezeigt, daß Bacon ein Ahnvater des »harten« Wegs ist, Galilei ein Begründer des »sanften« Wegs (ich stütze mich hier auf Michael Jägers demnächst erscheinende Galilei-Untersuchung).

- Bacon und Galilei entwickeln gegensätzliche Arten von Experimenten. Bacon ist ein Vorläufer der modernen Vivisektion — bezeichnenderweise soll er an einer Erkältung gestorben sein, die er sich zuzog, als er ein Huhn mit Schnee ausstopfte; Galileis Eingriff in die Natur besteht in der Konstruktion der *schiefen Ebene*. Es scheint mir in einer ökologischen Perspektive wichtig zu sein, zwischen »aggressiven« Eingriffen à la Bacon und den »sanften« Eingriffen à la Galilei zu unterscheiden.
- Galileis Naturwissenschaft ist nicht nur Abstraktion von den Sinnen, sie ist auch ein *Sichtbarmachen*. Das Experiment der schiefen Ebene *erweitert* die Wahrnehmungsfähigkeit.
- Galileis Physik folgt nicht — wie Capra unterstellt — dem Maschinenmodell. Sie müßte dann von Dingen oder Substanzen handeln, was sie jedoch nicht tut. Galilei befaßt sich vielmehr mit *Relationen*, genauer: mit Relationen, die von anderen Relationen überlagert sind — was Capra als Kennzeichen der von ihm propagierten naheinstenschen Physik behauptet.
- Galilei verbindet sein »sanftes« Experiment mit der *Mathematisierung*; Bacon und seine Anhänger propagieren das nicht-mathematische Experiment. Die Mathematisierung ist eine der Bedingungen für einen nicht-vergewaltigenden Umgang mit der Natur. Die genaue, quantitativ exakte Vorkenntnis über Abläufe in der Natur macht mich fähiger, auf die Naturabläufe »zu hören«, während Unkenntnis und auf bloße Vermutungen und »Daumenregeln« gestützter Wille verheerende Auswirkungen haben können.

Ich habe das so ausführlich dargestellt, um zu zeigen, daß die entscheidenden Unterschiede durch die »alten« Naturwissenschaften hindurchlaufen, genauso

wie durch die »neuen«; daß der entscheidende Unterschied nicht *zwischen* ihnen besteht. Capra scheint zu glauben, man könne die Schwächen der Totalkritik und die der totalen Zustimmung überwinden, indem man die beiden Positionen kombiniert: Ja zum Neuen, Nein zum Alten. Aber damit kombiniert man nur die Fehler beider Positionen.

## 5. Welche Einheit?

Capra schreibt, die neue Physik enthülle »die grundlegende Einheit des Universums«, sie vermittele die Erkenntnis, »daß dieses kosmische Gewebe von Natur aus dynamisch ist«. Von hier aus zieht er Verbindungen zur Ökologie und zur Systemtheorie. Auch die Ökologie befaßt sich, Capra zufolge, damit, daß alles mit allem zusammenhängt und im Fluß ist. An dieser Stelle verwickelt Capra sich in einen interessanten Widerspruch. Einerseits behauptet er, das rationale Denken könne nur zerlegen, analysieren, es sei jedoch unfähig zur Synthese. Diese Behauptung steckt schon in Capras Interpretation des Yin-Yang-Symbols: hier sind »Intuition« und »Streben nach Synthese« gemeinsam auf der einen Seite, »Rationalität« und »analytisches Denken« auf der anderen. »Rationale Synthese« ist damit undenkbar. Konsequenterweise behauptet er, »ökologisches Bewußtsein« sei eine Sache der Intuition: »Tatsächlich wird unser Verständnis des Ökosystems durch die innerste Natur des rationalen Geistes behindert. Rationales Denken verläuft linear, während das ökologische Bewußtsein aus einer intuitiven Erkenntnis nichtlinearer Systeme entsteht.« (39)

Andererseits propagiert Capra die modernen Systemwissenschaften: Kybernetik, allgemeine Systemtheorie und ähnliches. Diese Wissenschaften hätten zum Thema die grundlegende Einheit und den dynamischen Charakter des Universums. Damit propagiert Capra etwas, was es ihm zufolge gar nicht geben kann: rationale Synthesen. Die Systemtheorie ist ungefähr so intuitiv wie ein Elektronenrechner.

Es scheint, wenn man Capras Darstellung folgt, daß mit der Kybernetik das Zeitalter einer neuen, höheren Rationalität angebrochen sei, einer Rationalität, die nicht mehr nur zerlegt, sondern endlich in der Lage ist, die Einheit der Welt darzustellen. Capra unterstellt, die klassischen Naturwissenschaften und Philosophien verfügten nicht über ein Systembild des Lebens und das neue Systembild des Lebens bilde die Welt als Einheit ab. Capra konstruiert einen mythischen Gegensatz von Nicht-Einheit (die alten Naturwissenschaften) und Einheit (die neuen Naturwissenschaften und die Systemtheorie). Das erlaubt ihm, die Frage nach der Einheit zu reduzieren auf die Frage: Einheit, *ja oder nein*? Diese Konstruktion verstellt eine andere Frage: *welche* Einheit?

»Die verschiedenen Systeme der Dinge, oder, wenn man will, ihre besonderen Naturen hängen von dem Hauptssystem ab, von dem großen Ganzen, von der universellen Natur, zu der sie gehören und mit der alles Existierende notwendig verbunden ist.« Ein Zitat aus der »Wendezeit«? Nein, man findet den Satz in dem 1770 erschienenen »System der Natur« des Philosophen Dietrich von Holbach. Dieses Werk, das oft als »Bibel des Materialismus« bezeichnet

worden ist, soll hier nur als Beleg dienen, um zu zeigen, daß das Systemdenken nichts Neues ist. Die Vorstellung, daß sich die Welt in einem System darstellen lasse, ist ein charakteristisches Merkmal des von Capra kritisierten »kartesianisch-newtonschen Denkens.« »Mechanistisches« und »ganzheitliches« Denken schließen sich keineswegs, wie Capra behauptet, aus. Das Konzept ganzheitlicher Medizin beispielsweise, daß Hufeland in seiner berühmten »Makrobiotik« von 1789 entwickelt, bezieht sich auf ein Maschinenmodell des Körpers. Der zitierte Satz von Dietrich von Holbach enthält kurzgefaßt die ältere, vor-kybernetische Systemtheorie: Systeme werden hier als Verhältnis von »Teil« und »Ganzem« verstanden, das Modell hierfür ist der Organismus.

Die neuere, von der Kybernetik herkommende Systemtheorie bricht mit dieser Vorstellung. In ihr gibt es kein »Ganzes«. Die Grundannahme der neueren Systemtheorie besteht darin, daß sich ein System nicht primär im Verhältnis zu seinen Teilen bestimmt, sondern durch das Verhältnis zu seiner »Umwelt«. Untersucht wird, wie ein System im Verhältnis zu seiner Umgebung seine Grenzen und seinen Bestand sichert. Ein System ist also nie ein »Ganzes«, es gibt immer ein Außen, von dem es sich abgrenzt. Wenn Capra die moderne Systemtheorie preist, so verwechselt er sie an vielen Stellen mit der Systemtheorie des von ihm so heftig kritisierten »kartesianisch-newtonschen Weltbildes«.

Capra vermengt drei Modelle von »Einheit«: die Einheitsvorstellung der Mystik, die Einheit des Organismus und die kybernetisch gefaßte Einheit. Für Capra ist das dasselbe. Bei der mystischen Einheit mit den anderen und mit der Welt insgesamt geht es, wie Capra schreibt, »um spirituelle Erfahrungen, in denen jede Form des Getrenntseins transzendiert wird«. Nach der älteren organischen Systemtheorie — die Capra mit den Einheitsvorstellungen der Mystik identifiziert — wäre ein solcher Zustand eine Katastrophe. Wo die Teile jede Form des Getrenntseins verlieren, gibt es kein Verhältnis von Teil und Ganzem mehr. Ein Organismus, in dem die Organe miteinander verschmelzen, ist tot. Die kybernetisch orientierte Systemtheorie — die Capra mit dem mystischen und dem organischen Einheitstyp gleichsetzt — würde die Auflösung aller Grenzen als Entropie bezeichnen, als den Zusammenbruch jeder Ordnung, als Chaos.

Unter politischem Gesichtspunkt halte ich diese Vermengung von Einheitsvorstellungen für verhängnisvoll. In sozialen Bewegungen geht es darum, welchen Typ von Einheit man will und braucht und welchen nicht. Capras Einheitsvorstellungen haben sich politisch als besonders unbrauchbar erwiesen. Die Verschmelzungs-Einheit ist der sicherste Weg zur Spaltung. Die organische Einheit fördert Autoritäten, die den Teilen gegenüber das Ganze repräsentieren. Die Einheit von Systemen, die vor allem darauf bedacht sind, der Umwelt gegenüber ihren Bestand und ihre Grenzen zu erhalten, blockiert gründliche Selbstveränderungen.

### *Die Grenzen des systemtheoretischen Denkens*

Für Capra ist die Systemtheorie die neue Universalwissenschaft. Er stellt keine Überlegungen darüber an, wo die *Grenzen* der Systemtheorie liegen könnten.



Dies fördert die Auslieferung an die bestehenden Verhältnisse — nicht die Systemtheorie, wohl aber die Unkenntnis ihrer Grenzen.

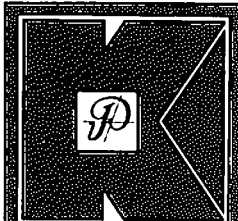
Die Systemtheorie, gleich welcher Ausprägung, kann zwei Probleme nicht lösen: Mit ihren Mitteln kann man weder radikale Transformationen begreifen noch die Spezifik sozialer Systeme. Die Systemtheorie ist — entgegen einem weitverbreiteten Vorurteil — nicht harmonistisch und nicht statisch. Sie kann Konflikte und Entwicklungen abbilden. Aber Konflikte erscheinen in systemtheoretischen Konzepten in der Perspektive, wie durch sie das Gesamtsystem letztlich stabilisiert werden kann. Entwicklung erscheint als Perfektionierung und Ausdifferenzierung oder negativ als wachsende Unordnung und schließlicher Zusammenbruch. Die grundlegende Alternative ist Bestandssicherung oder Auflösung des Systems. Radikale Umbrüche — die weder einfach negativ, Auflösung, sind, noch einfach Bestandssicherung — fallen aus dieser Logik raus. Dies ist weniger wichtig, wenn es sich um biologische Systeme handelt. Bei ihnen läßt sich »Bestandserhaltung« präzise definieren: als Überleben des Organismus. Aber bezogen auf die Gesellschaft stellt sich nicht einfach das Problem der »Bestandssicherung« oder der »Grenzziehung«, Habermas hat dies in seiner Kritik an der Systemtheorie gezeigt. Denn mit den Mitteln der Systemtheorie läßt sich nicht angeben, worin »Bestand« und »Grenze« einer Gesellschaft bestehen. Die Umwandlungen einer parlamentarischen Demokratie in ein faschistisches Regime oder einer kapitalistischen in eine sozialistische Wirtschaftsordnung sind weder »Bestandssicherungen« noch »Zusammenbrüche« des Systems. Es liegt etwas dazwischen, das politisch entscheidend ist, aber von der Systemtheorie systematisch verfehlt werden muß.

Diese Grenzen der Systemtheorie haben dazu geführt, daß ihre Anwendung auf gesellschaftliche Verhältnisse fast immer mit der Naturalisierung von Herrschaftsverhältnissen zusammenging.

Ironischerweise wiederholt Capra so die Fehler des von ihm kritisierten mechanistischen Denkens. Das Problem besteht ja nicht darin, daß die Gesetze der Mechanik falsch wären. Der Fehler liegt vielmehr darin, daß Gesetzmäßigkeiten, die für einen bestimmten Gegenstand gelten, auf andere Gegenstände äußerlich angewendet werden. Die Spezifik der Bereiche wird einem äußerlichen Prinzip geopfert. Genauso aber verfährt Capra. Er und andere Spiritualisten haben, wie Egon Becker schreibt, die Weltmaschine modernisiert. Natur und Gesellschaft sind jetzt nicht mehr von den Gesetzen der Newtonschen Mechanik bestimmt, bei den neuen Spiritualisten ist vielmehr eine *bio-kybernetische Weltmaschine* am Werk. Becker spricht deswegen von einer »technizistischen Romantik«, die diesen Diskurs ordnet. Er vermutet, »daß auf dem Felde der Politik die romantische Seite nach und nach verblaßt und eine naturwissenschaftlich elaborierte Öko-Systemtheorie und ein ökologischer Instrumentalismus übrigbleibt. Der politisch-ökologische Diskurs wäre dann bruchlos angeschlossen an jene Form des modernen Denkens, mit dem die technokratischen Eliten die Krisenphänomene zu bearbeiten versuchen.«

## Literaturverzeichnis

- Abdel-Malek, Anouar, 1981: Prometheus in Fesseln. In: *Das Argument* 130, 812-822
- Althusser, Louis, 1985: Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler. West-Berlin
- Becker, Egon, 1984: Natur als Politik? In: Thomas Kluge (Hg.): *Grüne Politik*. Frankfurt/M.
- Castel, Françoise, Robert Castel, Anne Lovell, 1982: *Psychiatisierung des Alltags*. Frankfurt/M.
- Cremerius, Johannes, 1985: Krankheitswandel oder Verlagerung und Umschichtung der Neurosen im medizinischen Versorgungsbereich? In: *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik*, 60-71
- Göckenjan, Gerd, 1985: Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M.
- Greimas, Algirdas Julien, 1972: Zur Interpretationstheorie der mythischen Erzählung. In: Helga Gallas (Hrsg.): *Strukturalismus als interpretatives Verfahren*. Darmstadt, Neuwied, 105-161
- Habermas, Jürgen, Niklas Luhmann, 1971: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt/M.
- Jäger, Michael, 1983: Über Macht und Parteien. In: *Marxismus und Theorie der Parteien*. West-Berlin
- ders., 1986: Die Entmachtung des Diskurses. Versuch über Galilei. (In Vorbereitung beim Argument-Verlag)
- Laclau, Ernesto, Chantal Mouffe, 1985: *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London
- Moersch, Emma, 1978: Sozialpsychologische Reflexionen zum Symptomenwandel psychischer Störungen. In: *Psyche* 5/6, 403-419
- Nemitz, Rolf, 1985: Grüne Technikkritik: Fortschrittsdenken, umgestülpt. Antwort auf Otto Ullrich. In: Karl-Ernst Lohmann (Hrsg.): *Sozialismus passé?* West-Berlin
- Rübsamen, Rosemarie, 1984: Der Wolf hat Kreide gefressen — bewahrt euer Mißtrauen gegenüber der Wissenschaft! In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 12, 61-67
- ders., 1985: Mißtraue der Idylle! Kritische Bestandsaufnahme der New-Age-Popularwissenschaft. In: *Wechselwirkung* 26, 12-15
- Schüle, Johann, 1978: Psychoanalyse und Psychoboom. In: *Psyche* 5/6, 420-440
- Thürmer-Rohr, Christina, 1984: Wendezeit — Wendedenken — Wegdenken. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 12, 52-60
- Toffler, Alvin, 1983: *Der Zukunftsschock*. München
- Will, Herbert, 1985: Selige Gesundheit. Systeme der Therapiegesellschaft. In: *Kursbuch* 82, 9-33
- (Weiterführung des Aufsatzes »Yin und Yang und die neuen sozialen Bewegungen. Über Capras technokratische Romantik«, in *Umweltmedizin*. Argument-Sonderband AS 125. Auszüge erschienen als Vorabdruck in der »tageszeitung« vom 13.11.1985.)



**Forum Kritische Psychologie FKP 17**

Dieser Band enthält Beiträge zur marxistischen Kritik zeitgenössischer nordamerikanischer Psychologie; zur Integrierbarkeit biologischer Fragestellungen in die physiologische Psychologie; zum Weg des Forschungsprojektes »Subjektentwicklung in der frühen Kindheit« in die Förderungsunwürdigkeit und zur Psychologisierung von Ausländerfeindlichkeit.

Argument-Sonderband AS 132  
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Veikko Pietilä

## Wissenschaftstheorie als Kampffeld\*

### Zur Problematik

Das Feld der Wissenschaftstheorie ist bunt und mannigfaltig. Ein klassischer Versuch, es zu gliedern, ist die Einteilung in »externalistische« und »internalistische« Theorien. Die erstgenannten versuchen die wissenschaftliche Entwicklung mit »äußeren« Faktoren, etwa mit Anforderungen der Technik, zu erklären, während die letztgenannten sie aus wissenschaftsinternen Faktoren ableiten wollen. Es ist jedoch schwierig, diese Theorietypen eindeutig voneinander abzugrenzen. Man könnte auch eine Unterscheidung zwischen »widerspiegelungstheoretischen« und »konstitutionstheoretischen« Ansätzen vornehmen — also zwischen Theorien, nach denen die Wissenschaftsentwicklung letzten Endes von der Realität und ihren Gegenständen abhängig ist, und Theorien, denen zufolge die wissenschaftlichen Praxen selbst ihre Erkenntnisobjekte konstituieren. Auch hier ist es schwierig, eine klare Trennungslinie zu ziehen. Ungeachtet dieser Probleme läßt sich, als analytischer Gliederungsversuch, folgendes Viererfeld konstruieren:

	<i>Widerspiegelungstheorie</i>	<i>Konstitutionstheorie</i>
Internalismus	Widerspiegelungstheoretischer Internalismus	Konstitutionstheoretischer Internalismus
Externalismus	Widerspiegelungstheoretischer Externalismus	Konstitutionstheoretischer Externalismus

Das Feld der Wissenschaftstheorie zerfällt aber nicht in homogene Traditionen, die dieser analytischen Einteilung exakt entsprechen. Wir sind daher am besten beraten, wenn wir es als ein Kampffeld verschiedener Diskurse auffassen. Mit dem »Diskurs«-Begriff möchte ich unterstreichen, daß die theoretischen Richtungen, die auf diesem Feld miteinander kämpfen, »Diskussionskomplexe« sind, die sich in einem stetigen Gärungsprozeß befinden, der ihre Grenzen diffus und veränderlich macht. Das obige Viererfeld stellt nur die Anknüpfungspunkte dar, um die sich die Diskurse bewegen.

Die wichtigsten Kämpfe auf diesem Feld sind m.E.: 1. der Kampf zwischen traditionellem »Externalismus« und »Internalismus«; 2. der Streit, den *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* von Kuhn hervorgerufen hat; und 3. der Kampf um die materialistische Erkenntnistheorie, der zwischen der sogenannten »Denkformtheorie« und der Theorie der »Doppeldeterminiertheit« von Wissen geführt wurde. Alle diese Kämpfe beziehen sich auf die Entwicklung der Naturwissenschaften, besonders auf die der Physik.

\* Grundlage für diesen Aufsatz ist mein Buch *Miten tiede kehitty? Tiedusteluretkiä tieteenteorian kentälle* (Wie entwickelt sich Wissenschaft? Exkursionen auf das Feld der Wissenschaftstheorie), Tampere 1983. Ich danke den Mitgliedern des Projekts Ideologie-Theorie (PIT) für fruchtbare Kritik und Vorschläge.

## Der Kampf zwischen Externalismus und Internalismus

Zum Diskurs des traditionellen »Externalismus« gehören u.a. die Theorien von Hessen, Bernal, Zilsel und Merton. Im obigen Viererfeld knüpft dieser Diskurs am »widerspiegelungstheoretischen« Externalismus an. Die genannten Theorien befassen sich hauptsächlich mit der Erklärung der großen Revolution in der Wissenschaft — also der Entstehung der modernen Naturwissenschaft im 16. und 17. Jahrhundert.

Hessen (1974) erklärt dieses Ereignis mit den technologischen Problemen, die seines Erachtens die Entwicklung des aufblühenden Kapitalismus behinderten: Selbst ein so abstrakt-theoretisches Werk wie Newtons *Principia* lasse sich damit erklären. Bernal (1969) hebt außerdem das Verhältnis zwischen technisch orientierten Handwerkern und wissenschaftlich orientierten Gelehrten hervor. Nach Zilsel (1976) konnte die moderne Naturwissenschaft nur deshalb entstehen, weil das Zerbrechen der sozialen Schranken, die Handwerker und Gelehrte bis in die Neuzeit getrennt hatten, die Verbindung des empirisch-experimentellen Denkens der Handwerker mit der mathematisch-logischen Denkweise der Gelehrten möglich machte. Merton hingegen (1959, 531-627; und 1970) erklärt die Geburt der modernen Naturwissenschaft aus der protestantischen bzw. puritanischen Ethik, da diese die Vereinigung von rationalistischen und empirischen Elementen des Denkens vorangetrieben hat und im übrigen für den Wissenschaftsbetrieb förderlich war.

Diesem Diskurs zufolge war die Wissenschaft vor der großen Revolution spekulativ an der Erfahrung vorbeigegangen; die neue Wissenschaft dagegen gehe empirisch, experimentierend und induktiv vor. Besonders gegen diese Auffassung richtete sich der traditionelle »Internalismus«. Seine Angriffe gründeten sich auf die wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchungen von Koyré (1968), Butterfield (1973) u.a., die zeigen, daß der entscheidende Unterschied zwischen vor- und nachrevolutionärer Physik nicht im Subjektivismus der ersteren und im Empirismus der letzteren liegt, sondern darin, daß die vorrevolutionäre Physik von einem alltäglichen Erfahrungshorizont ausgegangen war, während der Horizont der nachrevolutionären Physik beinahe entgegengesetzt ist. So beruhte z.B. die vorrevolutionäre Bewegungslehre auf der Alltagserfahrung, daß jede Bewegung irgendwann zum Stillstand kommt. Daraus ergab sich die Auffassung, Ruhe sei der natürliche Zustand der Körper. Die klassische Mechanik geht hingegen davon aus, daß Ruhe und Bewegung in gleicher Weise natürliche Zustände der Körper sind und gelangt so zu der Formulierung des Trägheitsprinzips: Ein Körper verharrt im Zustand der Ruhe oder der gleichförmig-gradlinigen Bewegung, solange keine entgegengerichteten Kräfte auftreten. Darin wird ein Phänomen eingeführt, das nicht »empirisch« zu beobachten ist — das der gleichförmig-gradlinigen Bewegung. Die nachrevolutionäre Physik bewegt sich daher nicht im Horizont alltäglicher Erfahrung.

Die Behauptung des traditionellen Externalismus, die nachrevolutionäre Wissenschaft sei empirisch und experimentell, trifft möglicherweise zu für die »Baconischen« Wissenschaften, die während der wissenschaftlichen Revolu-

tion erst anfangen, sich zu entwickeln (vgl. Kuhn 1978, 84-124). Aber für die durch diese Revolution umgewälzten »klassischen« Wissenschaften trifft sie nicht zu; der traditionelle Externalismus ist daher auch nicht in der Lage, diese Revolution zu erklären.

### Der Streit um Kuhns Theorie wissenschaftlicher Revolutionen

Der Streit, der um das Buch von Kuhn (1976) entbrannte, drehte sich letztlich darum, wie die *interne* Entwicklungslogik von Wissenschaft zu begreifen ist. Die Theorien, die dabei entstanden, kreisten um den »widerspiegelungstheoretischen« und um den »konstitutionstheoretischen« Internalismus.

Es war lange selbstverständlich, die Wissenschaftsentwicklung als kumulativen Prozeß aufzufassen. Diese Auffassung warf jedoch immer mehr Probleme auf. Vor Kuhn hat besonders Popper versucht, eine Theorie zu entwickeln, die diese Probleme überwinden kann. Er ging davon aus, daß die Entwicklungslogik von Wissenschaft die der permanenten Revolutionierung ist: Die früheren Theorien sind nicht in den späteren aufgehoben, sondern sie werden einfach beiseitegeschoben und fallengelassen. Popper behauptete jedoch, daß die Wissenschaft sich auf diese Weise der Wahrheit annähert.

Die Position von Kuhn wendet sich kritisch sowohl gegen den kumulativen wie gegen den Popperschen Ansatz. Die wissenschaftliche Entwicklung ist danach weder durch kumulative Wissensanhäufung noch durch permanente Revolutionierung gekennzeichnet, sondern durch den Wechsel von »normalwissenschaftlichen« und revolutionären Perioden. Die jeweilige »normale Wissenschaft«, die auf einem bestimmten »Paradigma« beruht, wird nach und nach mit »Anomalien« konfrontiert, zu deren Lösung sie unfähig ist. Diese Anomalien treiben sie in eine Krise, die man durch neue Betrachtungsweisen zu überwinden sucht. Eine von mehreren Ideen setzt sich schließlich durch und begründet in einer »wissenschaftlichen Revolution« eine neue »normale Wissenschaft«. Die Wahl zwischen diesen Ideen, in denen sich verschiedene mögliche »Paradigmen« manifestieren, ist nach Kuhn (1978, 421-445) nicht algorithmisch, aber auch nicht willkürlich, sondern abhängig von bestimmten Werten wie der Einfachheit der Theorieidee, dem Umfang ihres Anwendungsbereichs etc.

Lakatos, Toulmin, Feyerabend u.a. haben Kuhn in ihrer Kritik oft mißverstanden; auch können die von ihnen entwickelten Theorien die von Kuhn m.E. nicht überwinden. D.h. nicht, daß Kuhns Theorie keinerlei Probleme aufwirft. Ihr schwächster Punkt scheint mir in der Erklärung für die Lösung von Wissenschaftskrisen und -revolutionen zu liegen: Denn das Paradigma, das der in die Krise geratenen Normalwissenschaft zugrundeliegt, weist oft weniger Anomalien auf als die neuen Ideen, die vorgebracht werden.

Dieses Problem zeigt sich beispielsweise bei der Erklärung der großen Revolution der Bewegungslehre. Obwohl die aristotelische Mechanik verschiedene Anomalien aufwies, hatte die impetustheoretische Mechanik, die schon im Spätmittelalter die herrschende Bewegungstheorie war (vgl. Wolff 1978, 249-257, und auch Kuhn 1957, 114-122), nicht mit entsprechenden Anomalien zu

kämpfen. Die Annahme, daß die impetustheoretische Mechanik in eine Krise getrieben wurde, die dann zu einer Revolution mit der Entdeckung der klassischen Mechanik führte, ist daher ein wenig problematisch. Erwähnt sei auch, daß Kepler, der in gewisser Hinsicht die impetustheoretische Mechanik überwunden hat, in seiner Himmelsmechanik eine Theorie der Kräfte entwarf, die mit eklatanten Anomalien konfrontiert war. Wie Kuhn selbst zugegeben hat, muß der Anhänger eines neuen Paradigma-Anwärters »den Glauben haben, daß das neue Paradigma mit den vielen großen Problemen, mit denen es konfrontiert ist, fertig werden kann, wobei er nur weiß, daß das alte Paradigma bei einigen versagt hat« (Kuhn 1976, 168).

### **Der Kampf zwischen der Denkformtheorie und der Theorie der Doppeldeterminiertheit des Wissens**

Den verschiedenen »Denkform«-Theorien liegt die Annahme zugrunde, daß sich Denkformen aus Gesellschaftsformen herleiten lassen. So meinte z.B. Durkheim (1981), daß solche Denkformen wie Zeit, Raum, Klasse, Quantität usw. einen gesellschaftlichen Ursprung haben, weil sie kollektive Repräsentationen sind und ursprünglich verschiedene Seiten des sozialen Lebens widerspiegeln. Auch Lukács (1981) vertritt diese Theorie, wenn er die Form der modernen Naturwissenschaft aus der ökonomischen Struktur der kapitalistischen Gesellschaft ableitet. Diese Struktur ist für Lukács gekennzeichnet von zwei widersprüchlichen Faktoren: Einerseits habe sie sich den Menschen gegenüber verselbständigt, indem sie diese als »zweite Natur« dazu zwingt, im Einklang mit ihren Gesetzen zu handeln; andererseits sei sie von den Menschen selbst hervorgebracht. Ein entsprechender Zwiespalt sei kennzeichnend für die moderne Naturwissenschaft: Einerseits betrachte sie die Natur als ein von den Menschen getrenntes Objekt, dessen Gesetze zu untersuchen sind, andererseits als etwas von den Naturwissenschaften selbst konstituiertes. Lukács leitet also diese Doppelstruktur der Naturwissenschaft ab aus der Doppelstruktur der kapitalistischen Ökonomie.

Sohn-Rethel erklärt die wichtigsten Denkformen, die nach seiner Auffassung die Naturwissenschaft seit ihrer Geburt in der Antike charakterisiert haben — abstrakte Quantität, abstrakte Bewegung, absoluter Raum, absolute Zeit u.a. — aus einer Realabstraktion, dem Tausch. Der Tausch gehorche einem gesellschaftlichen Postulat:

»Es ist ein Postulat, daß der Gebrauch der Waren einzustellen und damit zu warten ist, bis der Austausch stattgefunden hat; ein Postulat, daß in den zum Tausch stehenden Waren keine physischen Veränderungen vor sich gehen ..., ein Postulat, daß die Waren in der Tauschrelation einander gleich gelten ungeachtet ihrer faktischen Verschiedenheit; ein Postulat, daß zwischen Privatigentümern die Veräußerung und Erwerbung von Dingen an die Bedingung der Austauschbarkeit geknüpft ist; ein Postulat, daß die Waren im Wege bloßer Ortsveränderungen in der Zeit die Hände wechseln, ohne daß sie davon materiell affiziert würden.« (Sohn-Rethel 1972, 103f.)

#### **Ein diesem Postulat gehorchender Tausch**

»definiert den Verlauf der Besitzübertragung im engeren Sinne als abstrakte (einförmige) Bewegung durch abstrakten (homogenen, kontinuierlichen und leeren) Raum und ebenso abstrakte Zeit von abstrakten Substanzen, welche dadurch keine materiellen Veränderungen erleiden und eine ausschließlich quantitative Differenzierung zulassen« (Sohn-Rethel 1976, 75).

Es ist leicht zu erkennen, daß Sohn-Rethel den Austauschprozeß so beschreibt, daß seinen Formelementen die oben genannten Denkformen entsprechen.

»Die Frage stellt sich ..., wie die Tauschabstraktion ins Bewußtsein tritt ... Die offenkundige Antwort auf diese Frage ist, daß die Tauschabstraktion sich dem Bewußtsein nur in dem Maße aufdrängt, als sie in Erscheinung tritt.« (Sohn-Rethel 1972, 93)

Und die Tauschabstraktion tritt in Erscheinung als Geld. Das Geld ist demnach der Vermittler, der die Formelemente des Tausches in entsprechende Denkformen »übersetzt«. Wie diese Vermittlung im einzelnen vor sich gehen soll, bleibt aber ein Problem. Für Sohn-Rethel jedenfalls genügt die Tatsache, daß die Anfänge der Münzprägung im antiken Ionien und die Anfänge des theoretischen Denkens in der Form der ionischen Naturphilosophie räumlich und zeitlich nahe zusammenfallen, als Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie.

Diese Denkformtheorie, die — in der Sprache des obigen Viererfelds — am »konstitutionstheoretischen« Externalismus anknüpft, wurde am heftigsten kritisiert von den Anhängern der Theorie der »Doppeldeterminiertheit« von Wissen (DDW-Theorie). Ihre wichtigsten Einwände sind, daß Sohn-Rethel die Determination des Wissens durch seinen Gegenstand unberücksichtigt läßt, und daß seine Ableitung der Denkformen aus dem Tausch zu mechanistisch ist (vgl. z.B. Gößler 1975, Brand u.a. 1976). Historisch wird u.a. kritisiert, daß Münzen bereits viel früher geprägt worden sind, als Sohn-Rethel annimmt, und sogar in verschiedenen Regionen. Und schließlich baut die herrschende Form der antiken Naturwissenschaft überhaupt nicht auf den Denkformen auf, die Sohn-Rethel unterstellt: Kategorien wie abstrakte Bewegung oder abstrakter Raum waren dem aristotelischen Denken völlig fremd.

Die Denkformtheorie Sohn-Rethels hält m.E. der Kritik nicht stand. Wie steht es aber mit der Theorie, von der aus sie am heftigsten kritisiert wurde, also mit der DDW-Theorie — wird sie besser mit den Problemen fertig als die Denkformtheorie? Diese Theorie geht davon aus, daß Wissenschaft einerseits durch ihren Gegenstand und andererseits durch gesellschaftlich-historische Faktoren bestimmt ist (vgl. z.B. Gößler 1973). Versucht man aber mit dieser Theorie die Wissenschaftsentwicklung zu erklären, stößt man auf erhebliche Schwierigkeiten. Nehmen wir als Beispiel wieder die große Revolution der Wissenschaft: Wie läßt sich der Übergang von der aristotelisch-scholastischen zur neuzeitlichen Wissenschaft aufgrund der DDW-Theorie erklären?

Geht man von der Idee aus, daß Wissenschaft determiniert ist durch ihren Gegenstand, dann können wissenschaftliche Revolutionen nur den Übergang von einer Schicht des Objekts zu einer tieferen bedeuten. In dieser Sicht

»erscheint die *ontologische Tiefe* als Bedingung für die Entwicklung der Wissenschaft, so daß die Erkenntnis in dem Maße wächst (und sich verändert), wie neue und tiefere Schichten der Realität identifiziert, beschrieben und erklärt werden« (Bhaskar 1981, 98f.).

Die DDW-Theorie muß also die große Revolution der Wissenschaft als den Übergang von einer »oberflächlicheren« zu einer »tieferen« Wirklichkeitssicht (bzw. -schicht) auffassen. Dieser Übergang würde dann abhängig sein von gesellschaftlich-historischen Faktoren, z.B. der Notwendigkeit, zur Lösung bestimmter technischer Probleme die Natur genauer zu betrachten als früher.

Aber bedeutet der Übergang tatsächlich, daß wir »tiefer« in die Struktur der Wirklichkeit eingedrungen sind? Spiegelt etwa das heliozentrische Weltbild eine tiefere Wirklichkeitsschicht wider als das geozentrische? Oder das Trägheitsgesetz der klassischen Mechanik eine tiefere Schicht als die aristotelische oder impetustheoretische Bewegungstheorie? Das wäre schwer zu begründen. Ein Rätsel bliebe auch, warum eine genauere Betrachtungsweise der Natur zu Vorstellungen führen kann, die — wie die Idee der »Trägheit« in der klassischen Mechanik — nicht nur keinerlei Beobachtungen widerspiegeln, sondern sich sogar konträr zu diesen verhalten.

Man könnte einwenden, daß die große Revolution der Wissenschaft noch kein derartiger ontologischer Übergang sein kann, weil darin erst der Übergang vom mythischen Denken zur echten Wissenschaft stattfindet. Aber, wie Kuhn feststellt, je sorgfältiger die Wissenschaftshistoriker die aristotelisch-scholastischen Gedanken studieren,

»desto sicherer sind sie, daß jene einmal gültigen Anschauungen über die Natur, als Ganzes gesehen, nicht weniger wissenschaftlich oder mehr das Produkt menschlicher Subjektivität waren als die heutigen. Wenn man diese veralteten Anschauungen Mythen nennen will, dann können Mythen durch Methoden derselben Art erzeugt und aus Gründen derselben Art geglaubt werden, wie sie heute zu wissenschaftlicher Erkenntnis führen.« (Kuhn 1976, 17)

Es sieht also so aus, daß nicht einmal die DDW-Theorie der Kritik standhält.

### Ansätze zu einer Synthese

Um über die vorgestellten Theorien hinauszugelangen und die in dem Vierfelder-Schema dargestellten »falschen Dichotomien« zu überwinden, habe ich versucht, eine synthetisierende Theorie zu entwickeln — zunächst in bezug auf die große Revolution der Wissenschaft. Ihr Ausgangspunkt liegt in den Problemen der Kuhnschen Theorie, besonders darin, daß sie nicht überzeugend erklären kann, wie wissenschaftliche Revolutionen ihre Lösung finden. Da die Ideen für neue »Paradigmen« nicht selten mit schwerwiegenderen Anomalien zu kämpfen haben wie das in die Krise geratene alte Paradigma, müssen die Wissenschaftler irgendeinen Grund haben, an diese Ideen zu glauben. Aus welchem Grund dies nun z.B. bei der großen Wissenschaftsrevolution geschah, dazu hat Kuhn nur wenig zu sagen.

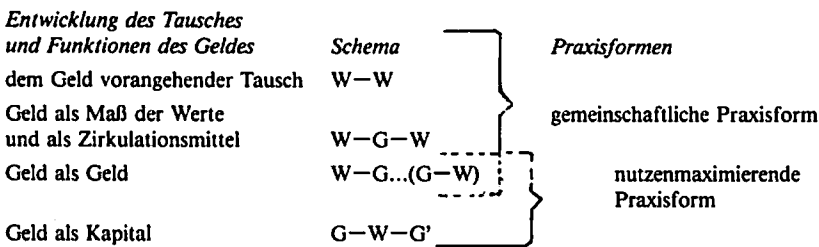
Erinnern wir uns, daß es sich bei diesem Ereignis um den Übergang von einem alltäglich-erfahrungsmäßigen Horizont zu einem der Alltagserfahrung entgegengesetzten Horizont handelte. Was ist nun der Grund für den Glauben an das Paradigma der alltäglichen Erfahrung, und warum beginnt man, an ein entgegengesetztes Paradigma zu glauben? M.E. muß man hier die Veränderungen im Verhältnis zwischen Mensch und Natur berücksichtigen. Offenbar beruht die alltäglich-erfahrungsmäßige Betrachtungsweise auf einem unmittelbareren Verhältnis zur Natur, in dem die Menschen ihr gegenüber noch keinen kritischen Abstand gewonnen haben. Der Veränderung des »Glaubens« liegt demnach ein Distanzierungs- oder Entfremdungsprozeß zugrunde — ein Prozeß also, in dessen Verlauf die anfangs von der Natur beherrschten Menschen sich über sie erheben und ihrerseits anfangen, sie zu beherrschen.

Dieser Prozeß kann wiederum damit erklärt werden, wie die Menschen je-



weils ihr Leben praktisch bewältigen. Bestimmend dabei ist die Praxisform der Produktion des materiellen Lebensunterhalts bzw. der Ökonomie (im weitesten Sinne). Die Veränderungen im Verhältnis zwischen Mensch und Natur müssen also aus den Veränderungen ökonomischer Praxen erklärt werden. Die folgende Darstellung dieser Veränderungen lehnt sich an Marx' Analyse der Wertformen im *Kapital* an.

Vor dem Auftauchen des Geldes war die Beschaffung von Gebrauchswerten Zweck der Produktion. Diese Praxisform können wir als *gemeinschaftliche* bezeichnen. Mit dem Geld wird eine andere ökonomische Praxisform möglich, deren Zweck die Vermehrung von Geld ist. Diese Form können wir als *nutzenmaximierende* bezeichnen. Um sie zu untersuchen, müssen wir die Hauptfunktion des Geldes ins Auge fassen: als Maß der Werte, als Zirkulationsmittel und als Geld (MEW 23, 106-160). Die neue nutzenmaximierende Praxisform entsteht erst, wenn man anfängt, Geld als Geld zu verwenden, und sie wird erst voll verwirklicht, wenn das Geld als Kapital zu funktionieren beginnt. Schematisch lassen sich die Beziehungen zwischen Wertform und Geldfunktionen einerseits und ökonomischen Praxisformen andererseits so darstellen:



Wie gelangt man aber von diesen ökonomischen Praxisformen zum Naturverhältnis und zur Naturauffassung des Menschen? Dafür benötigt man ein Zwischenglied — die Subjektform. Vergleichenden transkulturellen (z.B. Wulff 1979) und historischen (z.B. Müller 1977) Untersuchungen zufolge ist die herrschende Subjektform unter Bedingungen, in denen die *gemeinschaftliche Praxisform* vorherrscht, die eines unautonomen, *stark gemeinschafts- und naturgebundenen Menschen*. Andererseits ist unter solchen Bedingungen, in denen die *nutzenmaximierende Praxisform* vorherrscht, die dominierende Subjektform die eines *seinen eigenen Nutzen maximierenden Privatmenschen*, der sich als autonomes Individual-Ich anderen Individuen gegenüber sieht. Erst unter diesen Bedingungen wird die Natur

»rein Gegenstand für den Menschen, rein Sache der Nützlichkeit, hört auf, als Macht für sich anerkannt zu werden; und die theoretische Erkenntnis ihrer selbständigen Gesetze erscheint selbst nur als List, um sie den menschlichen Bedürfnissen zu unterwerfen« (Grundrisse, 313).

Menschen mit dieser Subjektform stellen sich sozusagen über die Natur und betrachten sie rein als ein von ihnen getrenntes, vorhandenes »Objekt«. Daher sind sie, im Prinzip, imstande zu einem kritischen Abstand gegenüber diesem Objekt. Und daher sind sie auch, im Prinzip, dazu fähig, *aus dem alltäglichen Erfahrungshorizont, der für die gemeinschaftliche Subjektform charakteristisch ist, auszurechnen*.

Mit dem Begriff der Subjektform scheint es uns gelungen, von ökonomischen Praxisformen zum Naturverhältnis des Menschen zu gelangen. Dieser Begriff ist aber auch unter einem anderen Gesichtspunkt wichtig: Ökonomie und Wissenschaft sind nämlich verschiedene Praxen, und die Logik der letzteren ist deshalb nicht auf die der ersteren reduzierbar. Mit dem Begriff der Subjektform läßt sich ihr Verhältnis so auffassen, daß ihre Logiken weder aufeinander reduziert werden noch einander äußerlich bleiben. Damit können wir die »falsche Dichotomie« des Inneren und Äußeren überwinden.

Historisch ist die entscheidende Bedingung für die Entstehung der nutzenmaximierenden Praxisform die Existenz einer Geldwirtschaft, deren Entwicklung wenigstens teilweise ihren eigenen Gesetzen gehorcht — eine Bedingung, die meines Wissens erstmals im antiken Griechenland des 7. und 6. Jahrhunderts v.u.Z. verwirklicht war. Die Herausbildung einer nutzenmaximierenden Praxis- und Subjektform im Rahmen dieser Geldwirtschaft blieb jedoch auf halbem Wege stecken, weil im Konflikt zwischen den verschiedenen Praxisformen die alte, gemeinschaftliche Form als herrschende fortbestand. Dabei galt

»die alte Gesellschaft, in der die Tätigkeit der Gesellschaftsmitglieder auf die Beschaffung der lebensnotwendigen Gebrauchswerte abzielt, ... als natürlich; die sich anbahnende neue Gesellschaft, in der das Ziel der Tätigkeit der einzelnen sich in erster Linie auf die Erhaltung und Vermehrung des Werts ausrichtet, als widernatürlich, verkehrt, verderblich, chaotisch, grenzenlos usw.« (Müller 1977, 121).

Die in der Antike unterdrückte »neue Gesellschaft« vermochte sich erst durchzusetzen, als die Geldwirtschaft begann sich abermals — und mit weniger großen Hindernissen — im hochmittelalterlichen Europa zu entwickeln. Die nutzenmaximierende Praxisform setzte sich dabei durch als die Grundlage, auf der die entsprechende Subjektform sich zu verallgemeinern begann, und nach und nach die geistige Haltung immer weiterer Gesellschaftskreise prägte.

Werfen wir nun wieder einen Blick in die Wissenschaftsgeschichte. Als theoretische Tätigkeit entstand die Wissenschaft im antiken Griechenland des 7. und 6. Jahrhunderts v.u.Z. Die herrschende Form antiker Naturwissenschaft blieb aber, obwohl sie die Wirklichkeit zum Objekt theoretischen Denkens machte, im Rahmen eines alltäglichen Erfahrungshorizonts. Sie war also nicht imstande zu einem kritischen Abstand gegenüber diesem Objekt. Dieser Widerspruch scheint nun verständlich, wenn wir uns an die widersprüchliche Wirtschaftsform des antiken Griechenland erinnern — also daran, daß diese Form nur eine widersprüchliche Grundlage für die Entwicklung der Subjektform und damit für die Entwicklung der Wissenschaftsform darstellen konnte. Erst die Verallgemeinerung der nutzenmaximierenden Subjektform im hochmittelalterlichen Europa führte schließlich dazu, daß man aus dem früheren, alltäglichen Erfahrungshorizont ausbrechen und Gedanken, die früher als unglaubwürdig galten, als glaubwürdig ansehen konnte.

Die Grundlage für die große Revolution der »klassischen« Wissenschaften entstand also durch den Prozeß, der die Menschen aus ihrer Unterordnung unter die Natur befreite. Wie verhält es sich aber mit den »Baconischen« Wissenschaften, die damals erst anfangen sich zu entwickeln, und die sich von den »klassischen« deutlich unterscheiden? Läßt sich ihre Entwicklung von dersel-

ben Grundlage her erklären wie die Revolution der »klassischen« Wissenschaften? Möglicherweise ja. Denn in einer wichtigen Hinsicht gleichen sie den nachrevolutionären »klassischen« Wissenschaften: Auch sie verhalten sich zur Natur, als sei diese ein von den Menschen getrenntes, rein da(runter)seiendes Objekt.

Diese Haltung kommt besonders im Experiment zum Ausdruck. Auch die vorrevolutionären Wissenschaftler führten Experimente durch — aber es handelte sich meist um Gedankenexperimente oder um die Beobachtung natürlicher Vorgänge. Das steht in Einklang damit, daß diese Wissenschaftler sozusagen noch *innerhalb* der Natur, nicht *über* ihr lebten. Die »Baconischen« Wissenschaftler dagegen machten

»Experimente, bei denen die Natur einem Zwang unterworfen wird, sich unter Bedingungen darstellen muß, die nie ohne den gewaltsamen Eingriff des Menschen eingetreten wären« (Kuhn 1978, 95).

Sie behandelten die Natur also, als sei sie nur ein ihnen untergeordnetes Objekt.

### Schlußbemerkung

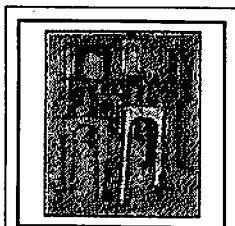
Dieser Erklärungsversuch bewegt sich auf einer sehr allgemeinen Ebene. Er schließt nicht aus, daß es viele andere Faktoren geben kann — wie die, die in den behandelten Theorien thematisiert wurden —, die sich auf einer konkreteren Ebene auf diese Revolution in der Wissenschaft ausgewirkt haben. Er stellt nur die allgemeine Grundlage dar, auf der sie möglich wurde.

Man kann natürlich die Frage stellen, ob die hier dargestellte tatsächlich die wirkliche Grundlage ist. Könnte sie nicht z.B. auch in der Entwicklung des Arbeitsprozesses liegen? Darin hat es aber weder unmittelbar vor noch während der wissenschaftlichen Revolution so tiefgreifende Veränderungen gegeben, daß sie die hier in Frage stehenden Erscheinungen erklären können. Der Arbeitsprozeß hat sich ja erst während der industriellen Revolution tiefgreifender transformiert. Oder könnte diese Grundlage nicht darin liegen, daß die neuzeitlichen Wissenschaftler sich selbst — dem Beispiel der Gesetzgebung des absolutistischen Staates folgend — als Gesetzgeber der Natur auffaßten? Der Begriff des Naturgesetzes, der sich damals in der Wissenschaftssprache einbürgerte (vgl. z.B. Zilsel 1976, 66-97), kann jedoch nicht den Übergang von einem alltäglichen zu einem von der Alltagserfahrung sich ablösenden Horizont erklären.

Das darf jedoch nicht so interpretiert werden, daß der Staat, die Gesetzgebung usw. keine bedeutsamen Faktoren sind. Sie gehören ja zu demselben gegliederten Ganzen von Praxen, zu dem auch die Wissenschaftspraxis gehört. Es ist aber die Aufgabe einer konkreteren Untersuchung, zu erörtern, wie diese verschiedenen Praxen aufeinander wirken.

## Literaturverzeichnis

- Bernal, John Desmond, 1978: Sozialgeschichte der Wissenschaft (Science in History, 1954 und ff.). Reinbek
- Bhaskar, R., 1981: Zwei Theorien wissenschaftlicher Diskontinuität: Feyerabend und Bachelard. In: Kurt Bayertz (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte und wissenschaftliche Revolution. Köln
- Brand, P., u.a., 1976: Der autonome Intellekt. Frankfurt/M.
- Butterfield, H., 1973: The Origins of Modern Science 1300-1800 (1949). London
- Durkheim, Emile, 1981: Die elementaren Formen des religiösen Lebens (1912). Frankfurt/M.
- Göbller, Kurt, 1973: Erkennen als sozialer Prozeß. In: Hans-Jörg Sandkühler (Hrsg.): Marxistische Erkenntnistheorie. Stuttgart
- ders., 1975: Der zweifelhafte »Marxismus« des A. Sohn-Rethel. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 11
- Grundrisse = Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf) 1857-1858. Berlin/DDR
- Hessen, Boris, 1974: Die sozialen und ökonomischen Wurzeln von Newtons »Principia« (1931). In: Peter Weingart (Hrsg.): Wissenschaftssoziologie, Bd. 2. Frankfurt/M.
- Koyré, Alexandre, 1968: Metaphysics and Measurement. London
- Kuhn, Thomas S., 1957: The Copernican Revolution. Cambridge
- ders., 1976: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (1962). Frankfurt/M.
- ders., 1978: Die Entstehung des Neuen. Hrsg. v. Lorenz Krüger. Frankfurt/M.
- Lukács, Georg, 1981: Geschichte und Klassenbewußtsein (1923). Darmstadt und Neuwied
- Merton, Robert K., 1959: Social Theory and Social Structure (1949). Glencoe
- ders., 1970: Science, Technology and Society in Seventeenth Century England (1938). New York
- MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR
- Müller, Rudolf Wolfgang, 1977: Geld und Geist. Frankfurt/M., New York
- Popper, Karl R., 1969: Logik der Forschung (1935). Tübingen
- Sohn-Rethel, Alfred, 1972: Geistige und körperliche Arbeit. Frankfurt/M.
- ders., 1976: Das Geld, die bare Münze des Apriori. In: Paul Mattick u.a.: Beiträge zur Kritik des Geldes. Frankfurt/M.
- Wolff, Michael, 1978: Geschichte der Impetustheorie. Frankfurt/M.
- Wulff, Erich, 1979: Grundfragen transkultureller Psychiatrie (1969). Argument-Studienheft SH 23. West-Berlin
- Zilsel, Edgar, 1976: Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft (1940-44). Hrsg. v. Wolfgang Krohn. Frankfurt/M.



MICHAEL JÄGER:  
DIE METHODE DER  
WISSENSCHAFTLICHEN  
REVOLUTION

### Michael Jäger: Die Methode der wissenschaftlichen Revolution. Band 1: Die Regeln der Entdeckung

Dieses Buch bricht mit der verbreiteten Auffassung, wiss. Revolutionen könnten auf die Psychologie großer Männer, gesellschaftliche Umwälzungen oder einfach auf Zufälle reduziert werden. Der 1. Band, der mit einer Kritik der Popper-Kuhn-Kontroverse um die »logische Lücke« in wissenschaftlichen Revolutionen schließt, dient als Grundlage einer umfassenden Studie zur Rolle Galileis bei der Entstehung der modernen Physik (ersch. 1986 als AS 147).

Argument-Sonderband AS 137

17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Michael Weingarten

## Ideologieproduktion in den Naturwissenschaften

### Polemische Aufforderung zur einer ernsthaften Auseinandersetzung

Die Bestimmung des Verhältnisses von Wissenschaft (insbesondere Naturwissenschaft) und Ideologie gehört zu den ungelösten Problemen in der marxistischen Theorie-Diskussion. Zwar glaubt niemand mehr, daß es eine »marxistische« im Unterschied zur »bürgerlichen Naturwissenschaft« geben könnte. Daß aber die gegenwärtige Naturwissenschaft doch irgendwie mit ideologischen Momenten belastet, daher durch eine andere, nicht- oder anti-ideologische Naturwissenschaft zu ersetzen sei, dies vermuten viele.

Liest man Texte zu diesem Problembereich, fällt eigentlich als erstes auf, daß die Naturwissenschaften selbst bzw. das Tun der Naturwissenschaftler hier überhaupt nicht vorhanden sind. Vielmehr bewegt sich der gesamte Diskurs auf einer Ebene, die als Reden *über* die Naturwissenschaften zu charakterisieren ist; und häufig ist das Wissen über diese auch noch angeeignet aus dritter oder vierter Hand. Nicht die Naturwissenschaften selbst, sondern die Theorien über die Naturwissenschaften — Naturphilosophien oder Wissenschaftstheorien — sind also die eigentlichen Gegenstände des Diskurses über »Naturwissenschaft und Ideologie«. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß das Ideologische an den Wissenschaften als eine äußerliche, sekundäre Überformung erscheint: Es gelte bloß, die Wissenschaften von solchen Einflüssen zu reinigen, und schon habe man eine nicht-ideologische Wissenschaft. Zumeist wird diese Meinung abgesegnet mit dem bekannten Marx-Zitat:

»Einen Menschen aber, der die Wissenschaft einem nicht aus ihr selbst (wie irrtümlich sie immer sein mag), sondern von außen, ihr fremden, äußerlichen Interessen entlehnten Standpunkt zu akkomodieren sucht, nenne ich 'gemein'.« (MEW 26.2, 112)

Ließe sich das Problem »Wissenschaft und Ideologie« wirklich darauf reduzieren — dann, ja dann gäbe es dieses Problem überhaupt nicht, denn bisher konnte sich noch keine in dieser Form ideologisierte Wissenschaft auf Dauer durchsetzen. Nimmt man aber das Problem ernst, dann muß auch schon die Leitfrage transformiert werden: Nicht mehr Wissenschaft *und* Ideologie in solch fataler Nebeneinanderordnung ist Gegenstand der Untersuchung. Vielmehr müßte gefragt werden, was in der Erzeugung naturwissenschaftlichen Wissens selbst als ideologisch zu kennzeichnen ist.

Dieser Schritt weg von Untersuchungen zur Distribution und Zirkulation von Wissen hin zu Untersuchungen über die Genese und Produktion von Wissen wird leider auch von den Mitarbeitern des »Projekt Ideologie-Theorie« (PIT) und insbesondere von Veikko Pietilä nicht vollzogen, so daß also auch hier systematisch unklar bleibt, was eigentlich als Ideologisches in oder an den Naturwissenschaften auszumachen sei. So heißt es in den »Theorien über Ideologie«:

»Der Wissenschaftsprozess ist in seinem Kern *arbeitsförmige Produktion von Erkenntnissen*, über deren Regeln und Resultate *horizontal* kommuniziert und unabgeschlossen kontrovers be-

funden wird. *Von sich aus ist diese Kernstruktur anti-ideologisch.* Historisch tritt sie auf mit frontaler Ablehnung aller autoritativen Setzung von oben.« (PIT 1979, 200; Hervorheb. v. Verf.)

Abgesehen davon, daß »arbeitsförmige Produktion von Erkenntnissen« nirgendwo erläutert wird und somit auch keine Definition von Wissenschaft vorliegt, sind die Aussagen schon historisch falsch bzw. sogar ideologisch, insofern sie die Auffassung *bürgerlicher* Intellektueller über die Genese der neuzeitlichen Wissenschaft reproduzieren: Denn die Ablehnung autoritativer Setzungen von oben im Prozeß der Konstituierung und Institutionalisierung dieser Wissenschaftsform bezog sich bloß auf die Ablehnung des Einflusses der feudalen Mächte; es standen also, wenn man so will, Partikularinteressen gegen Partikularinteressen. Insbesondere aber nach der gelungenen Institutionalisierung haben Wissenschaftler gerne nach »der Polizei« gerufen, um wissenschaftliche Alternativen auszuschalten (ein Beispiel wäre etwa die Etablierung der modernen technikzentrierten Medizin und die weitgehende Ausschaltung homöopathischer Heilverfahren). Und die auch heute noch gern angerufene Autonomie der Wissenschaften — dies sollten doch alle Auseinandersetzungen um Schwerpunktsetzungen in der Grundlagenforschung und den daraus resultierenden Technologien gezeigt haben — dient eigentlich nur dazu, die subjektiven Interessen der Wissenschaftler einer gesellschaftlichen Kontrolle und Rechenschaftsgebung zu entziehen (was zur Zeit gerade demonstriert wird in den Auseinandersetzungen um die Gentechnologie).

Nachdem so festgelegt wurde, daß Wissenschaft in ihrem »Kern« anti-ideologisch sei, heißt es weiter:

»Die Wissenschaft ist gleichwohl in dem Maße ideologisch bestimmt, in dem die ideologischen Mächte sie vom Produktionsprozeß und von der Entscheidung und Gestaltung gesamtgesellschaftlicher Bedingungen abschneiden. (...) Diese Umregelung der Wissenschaft ideologisiert diese nun doch. In der Wissenschaftsphilosophie ... hat Althusser treffend die ideologische Instanz aufgewiesen, die entsprechende Klassenkämpfe in der Theorie ausficht und methodische Regelungen in der *ideologischen Vertikale* in die Wissenschaften hineinzutragen versucht.« (ebd.; Hervorheb. v. Verf.)

Hier haben wir nun wieder genau den oben geschilderten Fall: Etwas wird (vertikal) in die Wissenschaften *hereingebracht*, wodurch dies eigentlich horizontale Gewerbe letztlich doch ideologisiert wird. Und will man sich in dieser Weise ideologieanalytisch mit der Wissenschaft auseinandersetzen, dann beschäftigt man sich natürlich nicht mit der Wissenschaft selbst, sondern mit der für sie zuständigen ideologischen Instanz, eben der Wissenschaftsphilosophie. Nach demselben Muster baut auch Pietilä seine Argumentation auf:

»Wenn wir also das Ideologische in den Wissenschaften untersuchen wollen, geht es *zunächst* [Hervorheb. v. Verf.] nicht so sehr etwa um ihre Inhalte, ihre Denkformen, sondern um die Verhältnisse dieser Wissenschaften zu anderen Praxen und zur Natur im Rahmen des oben beschriebenen Ganzen. Dies impliziert eine historische Untersuchung über die Entwicklung der Struktur dieses Ganzen und über die Position von Wissenschaften darin.« (Pietilä 1984, 164; Hervorheb. bei Pietilä getilgt)

Die Logik einer solchen Argumentation ist bemerkenswert: Wenn das Ideologische in den Wissenschaften untersucht werden soll, muß man die *Beziehungen* der Wissenschaften zu *anderen* Praxen untersuchen. Warum eigentlich

nicht die Wissenschaften selbst? Wer oder was hindert daran? Oder weswegen ist Pietilä so sicher, daß es in den Wissenschaften selbst — unabhängig von ihren Beziehungen zu anderen Praxen — nichts Ideologisches auszumachen gäbe? Könnte es nicht sein, daß erst eine solche Untersuchung erklärbar macht, warum Wissenschaften von ideologischen Instanzen »umregelt« werden können? Aber weiter im Text, denn Pietilä will ja nur *zunächst* von den Inhalten »usw.« der Wissenschaften absehen.

»Die oben dargelegte Auffassung vom Verhältnis zwischen Ideologie und Wissenschaft unterscheidet sich von den bisherigen vor allem darin, daß sie Ideologie und Wissenschaft *nicht primär als Bewußtseinsphänomene* versteht und die Ideologieproblematik nicht ausdrücklich mit der Wahrheitsproblematik verbindet. Sie versteht Wissenschaft als gedankenproduzierende *Tätigkeit*, als *Handlungsform*, die in verschiedenartigen, d.h. in ideologischen oder anti-ideologischen, Beziehungen zur Natur und zu produktiven Praxen stehen kann. *Die Ideologiehafte einer Wissenschaft wird also durch die Art ihrer Beziehungen zur Natur und zu produktiven Praxen und nicht primär durch den Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen bzw. Theorien bestimmt.*« (ebd. 165; Hervorheb. v. Verf.)

Zu erwarten wäre nun eigentlich, daß genau bestimmt wird, was die verschiedenen Arten der Beziehung zwischen Wissenschaft und Natur sind, worin diese (oder einige von ihnen) ideologisch sind und insbesondere, was es heißt, daß Wissenschaft nicht primär ein Bewußtseinsphänomen ist, sondern eine »Handlungsform«. Nach meinem Verständnis gehört zu einer »Handlungsform« ein Subjekt, das fähig ist zu handeln, ein Objekt, an dem sich die Handlung vollzieht, und Mittel, mit denen das Subjekt seine Fähigkeiten zum Handeln an Objekten realisiert (dies ist nur eine Aufzählung von Momenten einer Handlung, aber keine Definition; siehe hierzu Furth 1985). Dazu aber nicht die Spur einer Andeutung bei Pietilä! Vielmehr erweckt er den Anschein, daß »Handlungsform«, »Experiment«, »usw.« — also die notwendigen Bestimmungsstücke für eine Definition des Verhältnisses von Menschen als erkennenden Subjekten zu den Gegenständen der Erkenntnis — evident sind und keiner weiteren Explikation bedürften. Daß es aber völlig konträre Handlungs- und Arbeitstheorien gibt, scheint Pietilä entgangen zu sein.

Völlig unverständlich ist dann, wie Pietilä behaupten kann, in seiner Theorie sei die Trennung zwischen Ideologischem und Wissenschaftlichem scharf (ebd., 167) — und dies im Unterschied zu allen anderen Ansätzen! Sieht er sich doch vielmehr selbst zu folgendem Eingeständnis gezwungen:

»Wie eine derartige anti-ideologische Wissenschaft aussehen würde, kann nicht *am Schreibtisch* entworfen werden. Von unserer Position aus ist ihre Realisierung eine Kampffrage, und von diesen Kämpfen hängt es ab, wie sie jeweils aussehen wird.« (ebd., 180; Hervorheb. v. Verf.)

Was kann dies anderes heißen, als daß Pietilä gerade nicht ideologische und anti-ideologische Formen/Momente in den Wissenschaften unterscheiden kann — weil er eben keine nicht-ideologische Wissenschaft kennt bzw. umgekehrt nur ideologische Wissenschaften kennt. Die Vermutung drängt sich auf, daß er wieder auf das »ganz andere« im Sinne Marcuses abhebt und damit auch wieder der problematischen Unterscheidung von »bürgerlicher« und »sozialistischer« Wissenschaft sehr nahe kommt.

Nach dem bisher Gesagten kann nicht mehr überraschen, daß Pietilä als das Kampffeld für die Entwicklung einer anti-ideologischen Wissenschaft allein

die Wissenschaftstheorie bestimmt (Pietilä 1986; in diesem Heft). Für ihn ist »das Feld der Wissenschaftstheorie bunt und mannigfaltig« (ebd., 57). Vergleicht man aber die von ihm in seiner Analyse beachteten Positionen mit dem wirklichen Diskussionsfeld, dann fällt auf, daß er historische Auseinandersetzungen neu belebt (Marcuse, Sohn-Rethel, Göbner, Kuhn usw.), und daß er gerade die *handlungs- und arbeitstheoretischen* Ansätze in der Wissenschaftstheorie außer acht läßt (Husserl, Schütz, den »Erlanger Konstruktivismus«, aber auch und gerade das beachtliche Spektrum der marxistischen Ansätze bei Ruben, Mocek, Laitko, Fritsch/Stier, Wahsner u.a.). Ich möchte nun nicht diskutieren, welche Veränderungen an dem Strukturschema des wissenschaftstheoretischen Diskursfeldes bei Pietilä vorgenommen werden müssen, sondern gleich auf seinen theoretischen Ansatz zu sprechen kommen.

Zunächst behauptet er, daß Veränderungen im Verhältnis zwischen Mensch und Natur aus Veränderungen der ökonomischen Praxen erklärt werden müssen (ebd., 69). Die für die Genese der neuzeitlichen Wissenschaft entscheidende Veränderung im Bereich der ökonomischen Praxis sei der Übergang von einer »gemeinschaftlichen« ökonomischen Praxisform (Absicht der Produktion = das Beschaffen von Gebrauchswerten) zu einer nutzenmaximierenden.

»Die neue nutzenmaximierende Praxisform entsteht erst, wenn man anfängt, Geld als Geld zu verwenden, und sie wird erst voll verwirklicht, wenn das Geld als Kapital zu funktionieren beginnt.« (Ebd.)

Wie das Schema (ebd.) verdeutlicht, ist für Pietilä nur die *Zirkulation* des Geldes relevant, die verschiedenen Formen des *Austausches also, nicht aber die Genese des Standards »Geld«*. Letzteres, also die Geldform als allgemeine Äquivalentform und ihre Entstehung, wird von Pietilä als quasi natürlicher Sachverhalt akzeptiert und bloß im Hinblick auf die daraus sich ergebenden Konsequenzen für die Subjektform analysiert. Es heißt dann:

»Unter Bedingungen, wo die nutzenmaximierende Praxisform vorherrscht, (ist) die herrschende Subjektform die eines seinen eigenen Nutzen maximierenden Privatmenschen...« (Ebd.)

Für die Naturauffassung bedeute eine solche Subjektform, daß Natur als ein von diesen Subjekten völlig getrenntes, ihnen subordiniertes und zu ihrer freien Verfügung stehendes Objekt erscheint. Einen Anspruch auf Originalität kann eine solche Erkenntnis nun wirklich nicht erheben, findet sie sich doch in allen den Buchmarkt seit Jahren überschwemmenden »New-Age«-Philosophien à la Capra, Bateson, Vester usw. Der Verweis hierauf ist nicht ohne Grund. — Doch zunächst noch einmal zum Problem der Geldform. Ist mein Vorwurf richtig, dann gilt auch für Pietilä folgende kritische Aussage von Marx aus dem »Kapital«:

»Es ist aber eben diese fertige Form — die Geldform — der Warenwelt, welche den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeiten und daher die gesellschaftlichen Verhältnisse der Privatarbeiter sachlich verschleiert, statt sie zu offenbaren. (...) Derartige Formen bilden eben die Kategorien der bürgerlichen Ökonomie. *Es sind gesellschaftlich gültige, also objektive Gedankenformen* für die Produktionsverhältnisse dieser historisch bestimmten gesellschaftlichen Produktionsweise, der Warenproduktion.« (MEW 23, 90)

Das Begreifen dieser objektiven Gedankenformen als Resultate einer bestimmten Produktionsweise, damit als historisch gewordene und nur transitorisch gültige Formen, hat zur Voraussetzung das Begreifen der Geldform.



»Die Schwierigkeit im Begriff der Geldform beschränkt sich auf das Begreifen der allgemeinen Äquivalentform, also der allgemeinen Wertform überhaupt, der Form III. Form III löst sich rückbezüglich auf in Form II, die entfaltete Wertform, und ihr konstituierendes Element ist Form I: 20 Ellen Leinwand = 1 Rock oder  $x$  Ware A =  $y$  Ware B. Die einfache Warenform ist daher der Keim der Geldform.« (ebd., 85)

Der analytische Ausdruck für die allgemeine Wertform ist:  $b = a$  und  $c = a$  und  $d = a$  und ..., wobei  $a$  als allgemeines Äquivalent fungiert und  $b$ ,  $c$ ,  $d$  usw. wertgleiche Quanta von verschiedenen Waren darstellen. Und genau diese Form von Äquivalentengleichungen finden wir auch in den Naturwissenschaften, besonders in der Physik (Notwendigkeit eines Meßstandards für Raum, Zeit und Masse). Für beide Bereiche, den Warentausch und die Meßvorgänge in den Naturwissenschaften, müssen für die jeweiligen Standards (mindestens) zwei Bedingungen erfüllt sein: Sie müssen (im Prinzip) unbeschränkt vielfältigbar sein, und die jeweiligen Standards sowie ihre Kopien müssen »identisch« sein (in gewisser Weise muß also gelten:  $a = a$ ; wobei aber die beiden  $a$  nicht dieselben Dinge darstellen, sondern im Verhältnis von Original und Kopie stehen, sachlich es sich also um zwei Dinge handelt. Nötig ist eine Konstruktionsvorschrift, die die Herstellung von dem Original gleichen Kopien sichert). Bekanntlich finden die Naturwissenschaften solche Standards in der Natur ihrer Objekte ebensowenig vor wie die Ökonomie, wenn die Wertformanalyse von Marx als richtig unterstellt wird. Und wenn solche Standards nicht natürlich und unausweichlich vorgegeben sind, muß die (unbestreitbare, weil faktisch konstaterbare) Geltung dieser Standards aus ihrer Genese begriffen werden.

Nun dürfte verständlich werden, warum sich Physiker in der Tradition von Newton verzweifelt bemüht haben, die Existenz eines absoluten Raumes und einer absoluten Zeit zu beweisen und eine nicht-zirkuläre Definition des Massebegriffes zu formulieren; denn daran hing die Gültigkeit der klassischen Mechanik. Und die mit der Relativitätstheorie verbundene Entdeckung, daß es die gesuchten Standards in der Natur nicht gibt, erklärt die Heftigkeit der Debatte um diese Theorie, aber auch die Verzweigung der relativistischen Physiker und insbesondere der Wissenschaftstheoretiker: Denn auch in der modernen Physik wird Vergleichsarbeit geleistet, sind also Meßstandards für räumliche und zeitliche Verhältnisse unverzichtbar. Woher aber solche Standards nehmen, wenn sie in der Natur nicht auffindbar sind?

Interessant ist, daß einer der weniger bekannten »New-Age«-Philosophen, nämlich David Bohm, genau an diesem Punkt ansetzt. Als Physiker, der in die Diskussionen um die Grundlagenkrise in der Physik verstrickt ist und hier auch eigene (wenn auch nicht akzeptierte) Vorschläge gemacht hat, schildert er die Problematik wie folgt:

»So wurde das Maß allmählich als eine Art Richtschnur gelehrt, die man dem Menschen von außen anzulegen hätte, und dieser legte seinerseits körperlich, gesellschaftlich und seelisch — in jedem Zusammenhang, in dem er tätig war — das entsprechende Maß an. *Als eine Folge davon wurden die geltenden Maßbegriffe nicht mehr als Ansichten betrachtet. Sie erscheinen vielmehr als 'absolute Wahrheiten über die Realität wie sie ist'*, die die Menschen wohl zu allen Zeiten gekannt hätten und deren Ursprünge oft mythisch als bindende Weisungen der Götter erklärt wurden, die in Frage zu stellen ebenso gefährlich wie sündhaft sei. Mehr und mehr sank das Maßdenken in den Bereich unbewußter Gewöhnung ab, und infolgedessen wurden die Formen, die

dieses Denken in der Wahrnehmung hervorrief, *als direkt beobachtete objektive Realitäten angesehen*, die im wesentlichen unabhängig davon seien, wie man über sie dachte.« (Bohm 1985; Hervorheb. v. Verf.)

Fast könnte man dieser Skizze zustimmen — wenn nicht schon deutlich würde, daß die Ansichten, unter denen man die Natur betrachten kann, von Bohm bloß als Sache des Denkens, der ideellen Fähigkeiten des erkennenden Subjektes bestimmt werden. Anders formuliert: Erkenntnismittel, wie es z.B. Meßstandards sind, sind für ihn rein ideelle, nicht aber materiell-gegenständliche Mittel, wie sie im konkreten Handeln benutzt werden (letztere stellen sich vielmehr nur dar als ein »Ausfluß«, eine Vergegenständlichung des Geistigen). Bohm kann dann auch nur als Alternative anbieten, daß man intuitiv das »innerste Wesen« der Dinge verstehen soll, um zu einer harmonischen Lebensweise zu kommen.

Aber was heißt das nun für unser Thema »Ideologieproduktion in den Naturwissenschaften«? Im Diskurszusammenhang der Wissenschaftstheorien lassen sich zunächst zwei Hauptströmungen unterscheiden: Die eine unterstellt den Menschen als ein mittelloses Subjekt, um sich dann die Frage zu stellen, wie dessen Aussagen über die Natur mit der »wirklichen« Natur zur Deckung zu bringen bzw. welches die Wahrheitskriterien für solche Aussagen sind (Naturalismus, wie er etwa von Bohm kritisiert wird; Subjekt und Objekt als völlig getrennt, wie Pietilä es geschildert hat). Die andere Tradition unterstellt hingegen, daß das Erkenntnissubjekt omnipotent über die Naturgegenstände verfügen kann, daß die Erkenntnismittel rein aus seiner Idealität abzuleiten sind, und daß der Einsatz bzw. die Auswahl der Erkenntnismittel von seinem subjektiven Wollen abhängig ist (»New-Age«-Philosophie und das, was Pietilä die Subjektform des seinen eigenen Nutzen maximierenden Privatmenschen nennt). Beide Ströme sind »objektive Gedankenformen«, die die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft begleiten, und die sich in den unterschiedlichsten Wissenschaftstheorien kristallisieren können. Beide können sich berufen auf Widersprüche bzw. widersprüchliche Theorien in den Naturwissenschaften selbst. Insofern hat Pietilä recht und unrecht zugleich, wenn er die Wissenschaftstheorie als ideologisches Kampffeld auszeichnet. Denn sicherlich werden dort gewichtige Entscheidungen darüber getroffen, welche naturwissenschaftliche Theorie »hegemonial« wird. Aber daß überhaupt ein solcher Kampf stattfinden kann, hat zur Voraussetzung, daß die *Naturwissenschaften kein homogener Block sind — weder als Gesamtdisziplin, noch in ihren einzelnen Bereichen*. Die Frage nach der Ideologieproduktion in den Naturwissenschaften hat daher anzusetzen an den heterogenen Theorien bzw. Praxen der wissenschaftlichen Tätigkeit in den Naturwissenschaften selbst. Ein bloßes abstraktes Rasonnieren über diese Disziplinen hilft nicht weiter. Und läßt man sich auf die Naturwissenschaften ein, dann merkt man, daß die Frage nach den Erkenntnismitteln und die damit verbundene Vorstellung, was Wissenschaft sei und wie sie zu verfahren hat, der Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung ist. Die Frage nach den Erkenntnismitteln und die Bestimmung dieser Mittel als materiell-gegenständliche Mittel (was hier nicht weiter ausgeführt werden kann; vgl. Furth 1985), schafft sofort zwanglos (frei nach Habermas)

die Verbindung zur Marxschen Arbeitstheorie. Und erst von dieser Rekonstruktionsleistung her läßt sich die Ideologieproduktion in den Naturwissenschaften begründet analysieren.

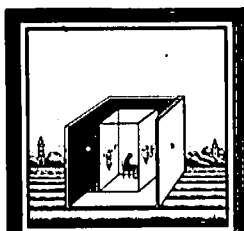
Von diesem Ansatz aus ist es nicht nur blauäugig bezüglich der naturwissenschaftlichen Erkenntnispraxis, wenn Pietilä schreibt:

»Man kann natürlich fragen, ob die hier [in seinem Aufsatz; d. Verf.] dargestellte tatsächlich die wirkliche Grundlage ist. Könnte sie nicht z.B. auch in der Entwicklung des Arbeitsprozesses liegen? Darin hat es aber weder unmittelbar vor noch während der wissenschaftlichen Revolution so tiefgreifende Veränderungen gegeben, daß sie die hier in Frage stehenden Erscheinungen erklären könnten. Der Arbeitsprozeß hat sich ja erst während der Industriellen Revolution tiefgreifender transformiert.« (Pietilä 1986, 65)

Sondern es handelt sich hier gleichzeitig, und theoretisch entscheidend, um eine ökonomistische Verkürzung des Arbeitsbegriffes.

## Literaturverzeichnis

- Bohm, David, 1985: Die implizite Ordnung. München  
 Fritsch, Heinz, und Gunther Stier, 1978: Der wissenschaftliche Arbeitsprozeß. Berlin/DDR  
 Furth, Peter, 1985: Eine konservative Verteidigung des Marxismus. In: Düsseldorfer Debatte 10  
 Laitko, Hubert, 1979: Wissenschaft als allgemeine Arbeit. Berlin/DDR  
 MEW = Marx-Engels Werke. Berlin/DDR  
 Mocek, Reinhard, 1980: Gedanken über die Wissenschaft. Berlin/DDR  
 Pietilä, Veikko, 1984: Ideologie und Wissenschaft. Eine theoretische Skizze. In: Projekt Ideologie-Theorie: Die camera obscura der Ideologie. West-Berlin  
 ders., 1986: Wissenschaftstheorie als Kampffeld (in diesem Heft)  
 Projekt Ideologie-Theorie (PIT) 1979: Theorien über Ideologie. West-Berlin  
 Ruben, Peter, 1978: Dialektik und Arbeit der Philosophie. Köln  
 Schramm, Engel, und Michael Weingarten, 1985: Ein »neues Weltbild« in der Geschichte. In: Wechselwirkung 3  
 Wahsner, Renate, 1981: Das Aktive und das Passive. Berlin/DDR  
 Weingarten, Michael, 1985: Zur Funktion der Evolutionären Erkenntnistheorie im Weltbild der »Neuen Rechten«. In: Dialektik 10



**DIE  
CAMERA OBSCURA  
DER  
IDEOLOGIE**

**Projekt Ideologie-Theorie  
Die Camera obscura der Ideologie  
Philosophie — Ökonomie — Wissenschaft**  
 Bereichsstudien von Hall, W.F. Haug und  
 Pietilä. Haug skizziert die Herausbildung des  
 bürgerlichen Bewußtseinsdiskurses und  
 zeigt, wie dessen Wiederkehr im Marxismus  
 die Lösung aktueller Probleme blockiert. Hall  
 analysiert das Ineinandergreifen  
 ökonomischer Erfahrungen und politischer  
 Ideologien. Pietilä setzt sich mit  
 verschiedenen Theorien zum Verhältnis von  
 Ideologie und Wissenschaft auseinander.  
 Argument-Sonderband AS 70  
 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Regine Rundnagel

## Frauen in Naturwissenschaft und Technik

### Ein Literaturbericht

#### Einige Fragwürdigkeiten

Gibt es überhaupt in nennenswertem Maße Frauen in Naturwissenschaft und Technik, in dieser so ausgesprochen »männlichen« Domäne? Sind es nicht bloß exotische Einzelgängerinnen, die höchstens einmal auf der Frauenseite irgendeiner Zeitschrift auftauchen? Und sind das dann noch »richtige« Frauen, wenn sie als Ingenieurinnen mit »harter Technik und harten Männern« umgehen müssen? Die etablierte Sozialwissenschaft in der BRD hat sie bis heute nicht zur Kenntnis genommen. Frauen sind aber keineswegs so selten in diesem Bereich: 100% der Ingenieurassistent/inn/en sind Frauen, allerdings 95 bis 99% der Ingenieure/innen Männer. All die Helferinnen, Laborantinnen, technischen Assistentinnen und technischen Zeichnerinnen werden ganz selbstverständlich als Frauen und in ihrer fachlichen Kompetenz akzeptiert. Nur werden sie im Alltagsbewußtsein nicht dem Bereich Naturwissenschaft und Technik zugeordnet, sondern der Kategorie »Frauenberufe«. Zuverlässige und genaue Mitarbeit, Zuarbeit, Unterordnung und freundliches Klima sind die Kriterien für die Berufsarbeit dieser Frauen, obwohl ohne ihre naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse die ach so ingenieurmäßigen, wissenschaftlichen, mathematisch-logisch-abstrakten Denkleistungen der Männer gar nicht möglich wären. Wieviele Chemiedoktoranden sind heilfroh, daß die Chemielaborantin »durchblickt«! Die Arbeitsteilung zwischen »männlicher Wissenschaft« oben und »weiblicher Mithilfe« unten stellt sich als »natürliche« ein, und kein Mann hat damit Probleme. Diese geschlechtliche Arbeitsteilung findet sich nicht nur zwischen den Berufen, sondern in jedem Beruf und auf jeder Hierarchiestufe. Die Chemie-Doktoren sind nach ihrer Industriekarriere in lukrativen Abteilungsleiter- und Managementpositionen wiederzufinden, die Chemie-Doktorinnen dagegen in Fachbibliotheken oder als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen in universitärer Forschung und Lehre.

Frauen in Naturwissenschaft und Technik konzentrieren sich auf die Berufe des mittleren Qualifikationsniveaus. Um diese soll es hier nicht gehen; vgl. dazu etwa:

Ulrike Hellmann, Volker Volkholz: Mädchen in Männerberufen. Eine empirische Streitschrift. Hamburg 1985

Ich möchte mich den Frauen in Berufen zuwenden, für die eine Fachhochschul- oder Hochschulausbildung notwendig ist: Das sind vor allem Biologinnen, Pharmazeutinnen, Architektinnen und Lehrerinnen für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer. In diesen Disziplinen haben sie Anteile von 30 bis 50%. (Extrem unterrepräsentiert sind Frauen nur in den Ingenieurwissenschaften.) Sie arbeiten häufiger als ihre männlichen Kollegen in untergeordneten Positionen und sogar in Positionen unterhalb ihres Qualifikationsniveaus. Sie sind häufiger arbeitslos als die Männer und haben, verglichen mit dem weiblichen Durchschnitt, eine sehr hohe Erwerbsquote. Außerdem sind sie weniger oft verheiratet als andere Frauen — vor allem die älteren unter ihnen.

Warum bleiben die Frauen auf den unattraktiveren Positionen? Warum werden sie lieber Architektin als Bauingenieurin? Warum ziehen sie den öffentlichen Dienst der Industriekarriere vor? Liegt eine Integration in die »Männerberufswelt« in ihrem Interesse? Wie schaffen sie es, sich darin durchzusetzen? Wie verbinden sie Beruf und Familie? Zur Beantwortung all dieser Fragen hilft uns die vorhandene Literatur — ich habe mich auf die deutsch- und englischsprachigen Publikationen beschränkt — ein Stück weiter. Die gesellschaftlich definierte geschlechtliche Arbeitsteilung, die Männer dem Berufsreich und Frauen dem Familienbereich zuordnet, bleibt für mich aber der entscheidende

Hintergrund, vor dem die besondere Situation von Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Männerberufen erklärt werden muß. Für diese Frauen stellen sich die Probleme in verschärfter Form: Nicht nur die Familie gerät in Konflikt mit der Berufstätigkeit, auch der Gegensatz zwischen den als männlich geltenden Tätigkeiten und Verhaltensmustern und dem eigenen Selbstverständnis als Frau ist zu bewältigen. Darin liegt das Hauptkonfliktpotential. Entweder wird die beruflich-wissenschaftliche Kompetenz der Frau anerkannt, aber ihr Geschlecht gelehnet, oder sie wird als weiblich akzeptiert, aber ihre beruflichen Fähigkeiten und Leistungen werden bezweifelt, abgewertet oder nicht wahrgenommen.

Frauen erleben diese Konfliktebenen sehr vermittelt: Als Außenseiterin in der Männerwelt erfahren sie Benachteiligung und Zweifel, sind sich selbst ihrer Kompetenzen nicht sicher, meiden deshalb extreme Konkurrenz- und Leistungssituationen, kämpfen sich trotz allem aber durch; ihr Kollege-Ehemann hat es dagegen schon geschafft, außerdem sind da noch die Kinder, und jeder hat Verständnis für den fehlenden Berufserfolg. Daran wird deutlich, daß es nicht nur darum gehen kann, die Diskriminierungen aufzuzeigen. Offensichtliche Benachteiligungen, wie z.B. fehlende Aufstiegsmöglichkeiten, können von Frauen ganz verschieden wahrgenommen werden. Die verbaute Karriere durch Kinderversorgung ist nur dann nachteilig, wenn sie am männlichen Berufsverhalten gemessen wird. Karriereverzicht kann ebensogut positiv sein, wenn damit die Interessen an den Kindern auch lebbar werden und der Streß leitender Positionen umgangen werden kann — und für Frauen ist dies leichter zu legitimieren als für Männer.

### Zum Forschungsstand

In den USA wird das Thema »Women in Science and Engineering« schon seit Anfang der 60er Jahre diskutiert. Dagegen blieb es in der BRD bei einigen Hinweisen des Vereins Deutscher Ingenieure (VDI) zu »Frauen im Ingenieurberuf« Ende der 60er Jahre. Die einzige deutschsprachige sozialwissenschaftliche Untersuchung entstand Anfang der 70er Jahre in Österreich (Gaudart 1975; s.u.) auf Anregung der UNESCO. Hier spielten die Bemühungen um die Bildungsreform und den Anschluß an den technologischen Vorsprung der USA eine Rolle. Praktische Folgen hatte dies aber nicht — es blieb bei Appellen an die Frauen (mehr Mut zur Technik) und an die Arbeitgeber (Frauen haben auch Vorteile). In den USA fand die Diskussion im Zusammenhang mit der Forschung zu Geschlechtsunterschieden, Rollenproblematik und Situation der »middle-class-women« statt. Die Bildungsinvestitionen in Frauen galt es sinnvoll zu nutzen, denn viele der Naturwissenschaftlerinnen gaben damals spätestens mit der Mutterschaft ihren Beruf auf. In einer Reihe von konkreten Maßnahmen seit Anfang der 70er Jahre, z.B. Gesetzesauflagen (Antidiskriminierung) oder Programmen von Universitäten, Institutionen, öffentlichen Arbeitgebern zur Unterstützung und Förderung von »Women and Minorities« schlugen sich die Aktivitäten der amerikanischen Frauenbewegung nieder; aber auch Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen selbst hatten begonnen, ihre Problematik an die Öffentlichkeit zu bringen, sich gegen Diskriminierung und Ausgrenzung zu wehren. In den amerikanischen Sozialwissenschaften wurde verstärkt über qualifizierte Berufstätigkeit von Frauen, über deren Leistungen, Motivationen und Orientierungen geforscht. In diesem Zusammenhang fand auch die Diskussion um Frauen in Naturwissenschaft und Technik statt.

In der BRD wurden die Forschungen zur Situation von Frauen in Studium, Beruf und Familie vor allem durch die Frauenbewegung forciert und von Frauen durchgeführt. Gegen Ende der 70er Jahre gab es die ersten Veröffentlichungen über Frauen in Männerberufen, im Zusammenhang mit den sozialwissenschaftlich begleiteten Modellversuchen zur Integration von Mädchen in gewerblich-technische Berufe. Um diese Zeit wur-

den die Naturwissenschaftlerinnen, Ingenieurinnen und Technikerinnen selbst aktiv und begannen auf ihre Probleme aufmerksam zu machen. Seit 1976 finden jährlich nationale Treffen statt. Im Dezember 1984 wurde der Verein GRANAT — Gruppe aktiver Naturwissenschaftlerinnen und Technikerinnen — gegründet. Aber erst seit den letzten Jahren zeichnen sich auch in den Sozialwissenschaften Veränderungen ab: Examens- und Diplomarbeiten wurden geschrieben, Forschungsprojekte in Berlin und Dortmund sind angelaufen, die ersten Buchveröffentlichungen erschienen.

### Die Erfahrungen der Frauen im Beruf

Als Einstieg in die Literatur eignen sich besonders Erfahrungsberichte. Die Auseinandersetzungen und Kämpfe, die Umgangsformen und Verhaltensweisen im Betrieb, die Strategien des Sich-Einrichtens, Arrangierens, Anpassens, Widerstände und versteckte Gegenwehr werden darin sehr plastisch. Ob sie nun ihre Isolierung überwinden, indem sie aus ihrer Auffälligkeit Bestätigung ziehen, ob sie auf die »weibliche Tour« versuchen, bei Professoren, Chefs oder Kunden leichter anzukommen, oder ob sie sich abrackern, um das »Manko« ihres Geschlechts mit Überleistung auszugleichen — all dies zeigt, wie schwierig es ist, sich als Frau in einem Männerstudium oder -beruf selbst wiederzufinden und zu verwirklichen. Aber auch die befriedigende Arbeit in einer ruhigeren »Nische«, ohne große Ambitionen, ist möglich. Oft führt dies zu gebrochenen Formen beruflicher Identität. Diese Problematik wird vollends deutlich in der Situation berufstätiger Mütter.

Betsy Ancker-Johnson: Women's Lib and Physics. In: *The Physics Teacher* 9/1972

Vera Kistiakowski: Women in Physics: Unnecessary, injuries and out of place? In: *Physics Today* 2/1980

Ruth B. Kundsinn (Ed.): *Successful Women in the Sciences: An Analysis of Determinants*. Annals of the New York Academy of Science, Vol.208. New York 1973 (darin die verschiedenen Lebensberichte)

Evelyn F. Keller: The Anomaly of a Woman in Physics. In: S. Ruddick, P. Daniels (Ed.): *Working it out*. New York 1977

Erika Bock-Rosenthal, Christa Haase, Sylvia Streeck: Wenn Frauen Karriere machen. Frankfurt/M. 1978 (darin die Interviews mit der Architektin, der Biologieprofessorin und der Chefärztin)

Mary K. Gaillard: Report on Women in Scientific Careers at CERN. CERN/DG-11. Genf 1980

Richard Sietmann: Die seltenen Frauen in der Physik. In: *Bild der Wissenschaft* 11/1981 (darin die beiden Interviews mit Physikerinnen)

Fakultätsvertretung NAWI (Hrsg.): *Frauen in Naturwissenschaft und Technik*. Wien 1982

Cornelia Edding: Einbruch in den Herrenclub. Von den Erfahrungen, die Frauen auf Männerpositionen machen. Reinbek 1983 (darin die Berichte der Elektrotechnikprofessorin und der Pharmazieberaterin)

Sabine Berghahn, Kirsten Aaroe, Gabriela Schuchalter-Eicke, Beatrix Tappeser (Hrsg.): *Wider die Natur? — Frauen in Naturwissenschaft und Technik*. West-Berlin 1984

Mechthild Immenkötter, Margarete Pauls (Hrsg.): *Frauen im Ingenieurberuf*. Bericht eines Symposiums. Verein Deutscher Ingenieure. Düsseldorf 1985

Angela Sonntag: Arbeitsbeschreibung. In: Bettina Baumgärtel u.a. (Hrsg.): *Frauen und Technik*. Bonn 1985/86 (Ausstellungskatalog)

Ingeborg Twesten: Nur Alltag ist Wirklichkeit. Beobachtungen als technische Assistentin. In: Bettina Baumgärtel u.a. (Hrsg.): *Frauen und Technik*. Bonn 1985/86 (Ausstellungskatalog)

Im Gegensatz zu den kritischen Diskussionen neueren Datums finden sich in der älteren amerikanischen Literatur häufig recht positive Einschätzungen der beruflichen Möglichkeiten in Verbindung mit den typischen Sozialisationsdefizit-Argumentationen. Über die Probleme und Benachteiligungserfahrungen dieser Frauen wird zwar ausführlich berichtet, sie haben es aber »geschafft«, sind erfolgreich und wollen nun euphorisch auch an-

dere Frauen ermutigen. Was aber ist der »Erfolg«? Bei *Kundsin* ist das Kriterium: Beruf + Ehe + Kinder! Von diesen Frauen kann einiges gelernt werden — es kann aber nicht unser Ziel sein, für Kinder und Ehemann liebende Mutter und treue Gattin zu sein und währenddessen als wissenschaftliche Aktivistin von Kongreß zu Kongreß zu eilen. Die Emanzipationsvorstellungen amerikanischer Mittelschichtfrauen verbinden sich hier mit dem ungebrochenen Glauben an den wissenschaftlichen Fortschritt und mit naiver Blindheit gegenüber den Strukturen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Bei *Bock-Rosenthal u.a.* sind Interviewausschnitte eingebettet in eine Auseinandersetzung über Karrierebedingungen und -verläufe. Diese Perspektive, die von vielen amerikanischen Publikationen eingenommen wird, führt leicht zu psychologisierenden Erklärungen: Motivation, Leistungsverhalten oder Karrierebindung werden entscheidende Faktoren.

Das Buch von *Berghahn u.a.* ist die erste Veröffentlichung in der BRD, die sich explizit mit Frauen in Naturwissenschaften und Technik auseinandersetzt. Es enthält eine Fülle von Berichten und Interviews und einige Überlegungen von Sozialwissenschaftlerinnen. *Edging* bietet eine umfassende Analyse, ohne besonders soziologisch zu werden; sie bezieht sich allerdings nicht nur auf Naturwissenschaft und Technik. Wie wenig sich bis heute an den Arbeitsbedingungen der Frauen in diesem Bereich verändert hat, zeigt der Bericht der Wissenschaftlerinnen bei CERN, dem europäischen Nuklearforschungsinstitut. Hier arbeiten Frauen aufgrund ihrer familiär bedingten Immobilität sogar ohne Gehalt.

### Erfahrungsaustausch

Den besten Einblick bieten die Dokumentationen der jährlich stattfindenden nationalen Treffen von Frauen in Naturwissenschaft und Technik. Sie sind allerdings nicht veröffentlicht und so nur schwer zugänglich. In einigen Zeitschriften wird darüber berichtet, z.B.:

Margarete Maurer: Frauen in Naturwissenschaft und Technik. In: *Wissenschaft und Zärtlichkeit* 6, 1980

Regine Rundnagel: 11. Nationales Treffen der Frauen in Naturwissenschaft und Technik vom 16. bis 19. Mai in Gießen. In: *SOZNAT* 2, 1985

Die Frauen diskutieren auf diesen Treffen ihre Erfahrungen, den Umgang mit Kollegen oder Vorgesetzten, das Verhalten bei Bewerbungen und im Betrieb, die Frage nach Mutterschaft oder beruflichen Alternativen. In den Fachgruppen kritisieren z.B. Physikerinnen den Einfluß militärischer Interessen auf die universitäre Grundlagenforschung und die rigiden Lern- und Prüfungsbedingungen im Studium, Architektinnen und Planerinnen fordern die Berücksichtigung der Interessen von Frauen in der Stadt- und Bauplanung, Mathematikerinnen und Informatikerinnen diskutieren die Überwachungsgefahren der EDV. Auf solchen Treffen gründeten sich überregionale Selbsthilfegruppen, die durch Erfahrungsaustausch und gegenseitige Kontakte das Zurechtkommen im Beruf erleichtern. Isolation, fachliche Unsicherheit und diskriminierende Erfahrungen bei Einstellungen oder am Arbeitsplatz lassen sich gemeinsam besser angehen, eigene Schwierigkeiten leichter durchschauen, Lösungsstrategien diskutieren und Mißerfolge auffangen. Auch Verhaltenstraining zur Verbesserung der Selbstsicherheit wird in diesen Gruppen diskutiert. Siehe dazu auch:

Dagmar Kahnes, Doris Wedlich: Wenn ich ein Junge wär' ... wär' alles halb so schwer? In: *Wechselwirkung* 18/1983

Monico Greif: Das Treffen von Frauen in Naturwissenschaft und Technik. In: *Immenkötter/Pauls* 1985 a.a.O.

Neben diesen jährlichen Treffen haben sich Frauengruppen gebildet, die entweder überregional mehrmals im Jahr zu verschiedenen Themen arbeiten oder als regional begrenzte offene Treffpunkte dienen. Einige Kontaktadressen:

Arbeitskreis berufstätiger Frauen in Naturwissenschaft und Technik. Kontakt: Claudia Kappen, Berrentather Str. 162a, 5000 Köln 41  
 Kontaktstelle »Baufachfrau« für Baufachfrauen aus Handwerk und Architektur. Frauenbildungs- und -ferienhaus Osteresch, Zum Osteresch 1, 4447 Hopsten-Schale  
 GRANAT. Gruppe aktiver Naturwissenschaftlerinnen und Technikerinnen. Kontakt: Julia Osterhoff, Tel. 0511/57 86 33, und Annette Brockob, Tel. 0511/62 52 72

### Erfahrungen im Studium

Viele dieser aktiven Frauen befinden sich noch in ihrem Studium und wollen sich nicht mehr als Einzelkämpferinnen durchbeißen, wie es die älteren noch tun mußten. Der gegenseitige Austausch in universitären Frauengruppen oder auf den Treffen hilft ihnen bei der Überwindung ihrer Studienschwierigkeiten und macht es möglich, die Berufssituation zu antizipieren. Mit der Studiensituation setzen sich die folgenden Artikel auseinander:

Hamburger Gruppe: »Frauen in Naturwissenschaft und Technik« — Frauen im »Männerberuf«. In: Lottemi Doormann: Keiner schiebt uns weg. Weinheim 1979  
 Margarete Pauls: Zur Situation der Studentinnen in den Natur- und Ingenieurwissenschaften. In: Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.): Frauenstudium. Hamburg 1979  
 Christiane Erlemann: Stationen — Die Geschichte eines Weges zur Dipl.-Ing. In: Frauen — Räume — Architektur — Umwelt. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 4/1980  
 Uta Herz, Monika Gawol, Romy Klupsch: Frauen im Technik-Studium. In: Wechselwirkung 8/1981  
 Frau und Technikstudium. Bericht über ein Seminar am 3. und 4. Juni 1981 in Wien, hrsg. vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Wien 1981  
 Technische Universität Berlin (Hrsg.): Frauen und Ingenieurstudium. West-Berlin o.J.

### Wissenschafts- und Berufskritik

Vor allem die in der Frauenbewegung aktiv gewordenen Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen gehen über die Problematisierung der eigenen Situation hinaus und hinterfragen nicht nur die Anwendung von Naturwissenschaft und Technik, sondern auch das wissenschaftliche Theoriegebäude. Sie erkennen in dessen hierarchischen Modellen, in der Zerstückelung der Disziplinen und dem Beherrschungsprinzip im Umgang mit der Natur das Patriarchat, den männlichen Kriegs- und Machthunger wieder. Andere Positionen wenden sich gegen das Ausbeutungsverhältnis zur Natur, das für sie gleichzeitig die Ausbeutung der — nach bürgerlicher Ideologie der Natur nahestehenden — Frauen und die Selbsterhöhung der Männer bedeutet. Mit der spezifisch weiblichen Sozialisations- und Körpererfahrung sehen sie sich, anders als Männer, in der Lage, die selbstunterdrückenden und selbstbescheidenden Werte und Normen (Leistung, Funktionalität, Abstraktion = Reduktion) in ihren Arbeits- und Lebensweisen zu verändern. Das naturerhaltende Prinzip der weiblichen Produktivität wird dabei betont.

Liliane Stehelin: Science, Women and Ideology. In: H. Rose, S. Rose (Ed.): The Radicalisation of Science. Ideology of/in the Natural Sciences. London 1976

*Stehelin* stellt einen Zusammenhang her zwischen der naturwissenschaftlichen und der sexistischen Ideologie als den zwei Seiten des »Produktionscodes«. Diesen begreift sie als Männlichkeitscode, als phallisch (»no-penis-is-no-knowledge«). Jede Form von Liberalisierung, welche die Naturwissenschaft auch den Frauen zugänglich macht (z.B. öffentliche Kinderversorgung), käme nach Stehelin nur einem Akzeptieren der vorhandenen Strukturen gleich. Es geht ihr um die Anerkennung des Unterschieds zwischen männlichem und weiblichem Handeln, und sie wendet sich gegen den Anspruch der modernen Wissenschaft auf geschlechtliche Neutralität der naturwissenschaftlich-technischen Tätigkeiten. Die Mutterschaft diene letztlich nur der Absicherung des naturwissenschaftli-



chen Produktionscodes; der Ausgrenzung der Frauen und ihrer Degradierung zum Fußvolk. Ein weibliches Leben in der Naturwissenschaft ist demnach strukturell unmöglich, es wäre eine Sackgasse und muß zur Krise führen, oder aber zur Anpassung und zur Verinnerlichung des Männlichkeitscodes. In den Frauen, die Probleme im Beruf haben, die sich nicht anpassen können und im Hintergrund bleiben, sieht sie aber die Chance für eine Veränderung der Wissenschaft und die Untergrabung des männlichen Produktionscodes. — Weitere Beiträge zur feministischen Kritik an Naturwissenschaft und Technik finden sich bei:

Christiane Erlemann: Frauen und Technik. In: Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität für Frauen. West-Berlin 1978

Wechselwirkung 8/1981: Berechnen oder begreifen? Feministische Kritik an Naturwissenschaft und Technik

Christiane Erlemann: Was ist feministische Architektur? In: Luise Pusch (Hrsg.): Feminismus. Inspektion der Herrenkultur. Frankfurt/M. 1983

Sarah Jansen: Ritual und Technik. Ansätze für feministische Utopien zur Naturnutzung. In: Frauenzukünfte, Ökologbuch 3. Weinheim, Basel 1984

Rosemarie Rübsamen: Der Wolf hat Kreide gefressen — bewahrt euer Mißtrauen gegenüber der Wissenschaft! In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 12/1984

Christiane Frougny, Jeanne Peiffer: Der mathematische Formalismus — eine Maschine, die Wahres aussondert. In: Naturwissenschaftlerinnen: Einmischung statt Ausgrenzung. Feministische Studien. Weinheim, Basel 1985

Verhexte Natur? Erika Hickel, Historikerin der Naturwissenschaften und Bundestagsabgeordnete der Grünen im Gespräch mit Rosemarie Rübsamen. In: Naturwissenschaftlerinnen: Einmischung statt Ausgrenzung. a.a.O.

Der Zusammenhang zwischen den bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen und dem heutigen Wissenschafts- und Naturverständnis (Vernunft als Gebot) kommt in einigen der Beiträge etwas zu kurz. Die Veränderungen des Umgangs mit der Natur und des gesellschaftlichen Naturbegriffs in ihren Wechselwirkungen nicht nur mit ökonomischen Strukturen, sondern vor allem mit den Bedingungen des weiblichen Lebenszusammenhangs und des Weiblichkeitsbildes bis zum 18. Jahrhundert zeigt sehr umfassend und detailreich:

Carolyn Merchant: The Death of Nature. Women, Ecology and the Scientific Revolution. San Francisco 1983

In der Naturwissenschaftskritik des neuen Spiritualismus wird die zukunftsweisende und weltrettende Bedeutung weiblicher Werte betont. Auf die Gefahren eines zu platten Bezugs auf »sanfte Weiblichkeit« verweist:

Christina Thürmer-Rohr: Wendezeit — Wendedenken — Wegdenken. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 12/1984

Nicht die bloße Ablehnung alles Technischen, wie sie lange in Teilen der Frauenbewegung bestand und nur bloße Forderungen nach mehr Menschlichkeit, Wärme und Emotionalität hervorbrachte, sondern konkretere und konstruktivere Kritik ist hier zu finden. Mit einer Flucht aus Naturwissenschaft und Technik können wir nicht mehr eingreifen in diese Bereiche, die doch unsere Lebensbedingungen so entscheidend bestimmen. Die Gefahren einer Anpassung an die technischen Rationalitäts- und ökonomischen Effektivitätskriterien sollten allerdings immer bewußt bleiben. Auch ist es wichtig, aus den Defizitgefühlen herauszufinden, die eigenen Fähigkeiten positiv zu werten und nicht mehr nur an den vorhandenen (männlichen) Standards zu messen. Die Erfahrungen, die Frauen in alternativen Betrieben und Projekten machen, können dabei hilfreich sein und die Veränderung des normalen Berufsalltags vorantreiben.

Es ist aber verständlich, wenn Naturwissenschaftlerinnen oder Ingenieurinnen »aussteigen«, weil sie die männlichen Wissenschafts- und Berufsstrukturen als unvereinbar mit ihren eigenen Vorstellungen und einer feministischen Praxis bewerten. Ein prakti-

sches Beispiel ist die Gründung der FOPA (Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen) 1982 oder PlanFam, ein Frauen-Architektur- und Statik-Büro in Münster.

PlanFam: Am liebsten hätte ich eine lesbische Statikerin zur Freundin. In: *Courage*, Sonderheft 8: Arbeitsplätze selber schaffen. West-Berlin 1982

### Überblick über die sozialwissenschaftliche Diskussion

Nachdem bisher Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen selbst zu Wort kamen, möchte ich jetzt die sozialwissenschaftliche Literatur darstellen und die wichtigsten Ergebnisse kommentieren. Der bisher beste Überblick findet sich in drei Diplomarbeiten (wegen des schwierigen Zugangs sind mir weitere nicht bekannt):

Janine Berg-Peer: Ausschluß von Frauen aus den Ingenieurwissenschaften. *Bildung und Gesellschaft* Bd.7, hrsg. von der Technischen Universität Berlin. West-Berlin 1981

Regine Rundnagel: Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Berufen. Unveröff. Diplomarbeit. Marburg 1983

Hugo Kopanitsak: Zur Situation von Studentinnen in ausgewählten Ingenieurstudiengängen (Eine Pilotstudie am Beispiel der Technischen Hochschule Darmstadt). Unveröff. Diplomarbeit. Darmstadt o.J. (1984)

Schwerpunkt der Arbeit von *Berg-Peer* ist zum einen die Diskussion um die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fähigkeiten und Leistungen von Frauen im Vergleich zu Männern, zum anderen die Berufssituation von Ingenieurinnen. Sie gibt einen kritischen Überblick über die Geschlechtsunterschieds-Diskussion. Sie weist auf die Außenseitersituation von Ingenieurinnen hin und zeigt die Konsonanz von Fach- und Persönlichkeitsstruktur auf, d.h. den Zusammenhang zwischen dem naturwissenschaftlich-technischen Sozialisationstyp und den Wissenschaftsstrukturen (Sachbezug, Isolation, Personenunabhängigkeit). Sie zeigt die Wirkungen des »tokenism«, d.h. die Bedingungen und Verhaltensmöglichkeiten dieser Frauen als »token«, als antizipierte »Andere«, als einzige und Ausnahmen in einer Gruppe von Männern.

In meiner Diplomarbeit geht es um die individuellen Auseinandersetzungs- und Bewältigungsformen. Die Untersuchung geht von der Frage des »spezifisch weiblichen Arbeitsvermögens« aus. Durch die gesellschaftliche Zuordnung von Frauen zum Familienbereich ist es etwas gänzlich Verschiedenes, ob die berufstätige Ehefrau Kinder zu versorgen oder der berufstätige Ehemann auch Kinder hat. Verantwortungsgefühle, Verpflichtungen, Interessenschwerpunkte, Beurteilungen durch Außenstehende, Belastungserwartungen des Arbeitgebers und tatsächliche Belastungen sind völlig unterschiedlich. Da nun die Bedingungen der naturwissenschaftlich-technischen Berufstätigkeit in extremer Weise auf männliche Muster von Berufsverhalten und -verlauf (Präsentationsformen von Leistung, zeitliche Belastung, Konkurrenz, informelle Strukturen, Kontinuität) zugeschnitten sind, tritt das Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Familie hier schärfer auf als in anderen Berufen. Gleichzeitig »verdoppelt« es sich durch die gesellschaftliche Definition der Berufsinhalte und -tätigkeiten als »männliche«. Die Bewältigung solcher Problemstrukturen hängt sehr von spezifischen Berufsbedingungen ab: Ingenieurinnen in der Industrie sind hohen Zeitbelastungen ausgesetzt, so daß der Öffentliche Dienst bevorzugt wird, weil er geregelte Arbeitszeiten und überschaubarere Leistungsanforderungen ermöglicht. Eventuell verzichten Frauen in diesen extrem harten Fachdisziplinen eher auf Kinder. Dagegen lassen sich bei Architektinnen Arbeitszeiten und -belastungen leichter flexibel und erträglich gestalten, freiberufliche Mitarbeit oder Teilzeitarbeit gibt es in diesem Beruf häufiger. Auch selbständiges Arbeiten mit anderen Frauen ist hier möglich. Die Suche nach einer ruhigen Nische ohne ständigen Konkurrenzdruck im Berufsalltag und die Zufriedenheit auch mit unattraktiveren Positio-

nen wird unter der Perspektive der Familienarbeit verständlicher. Außerdem ist es auch oft gerade das fachliche Interesse, das Frauen leitende Positionen mit den dort geforderten organisatorisch-dispositiven Tätigkeiten ablehnen läßt.

*Kopanisak* kommt mit Hilfe einer Studienverlaufs-Statistik und einer Fragebogenerhebung zu dem Schluß, daß es an der TH Darmstadt in den Fachrichtungen Bau, Elektrotechnik und Maschinenbau zwar quantitativ keine geschlechtsspezifischen Unterschiede im Abbruchverhalten der Studierenden gibt, daß Studentinnen aber aus anderen Gründen ihr Studium aufgeben als ihre männlichen Kommilitonen — bei Studentinnen findet sich häufiger die endgültige Studienaufgabe, bei Studenten häufiger der Hochschul- bzw. Fachwechsel. Er zeigt, daß die typischen Persönlichkeitsmerkmale von Ingenieurstudenten in dem als unterkühlt geltenden Studienklima (starker Sachbezug, Kontaktarmut) von den Studentinnen nicht angenommen werden können — sie sind stärker an sozialen Kontakten interessiert und diesbezüglich auch aktiver.

### Quantitative Erfassung

Die Sozialwissenschaften, und hier beziehe ich mir vor allem auf die US-amerikanische Literatur, beschäftigen sich mit der Situation dieser Frauen zum einen unter dem Gesichtspunkt der quantitativen Erfassung ihrer Studien- und Berufssituation, zum anderen unter dem Gesichtspunkt der sozialen, ökonomischen und psychologischen Erklärungsvariablen.

Jacquelyn A. Mattfeld, Carol G. Van Aken (Eds.): *Women and the Scientific Professions. The M.I.T. Symposium on American Women in Science and Engineering*. Cambridge, Mass. 1965

Carolyn C. Perrucci: *Minority Status and the Pursuits of Professional Careers: Women in Science and Engineering*. In: *Social Forces* 2/1970

Eva R. Kashket et al.: *Status of Women Microbiologists*. In: *Science* 183/1974

Dorothea Gaudart: *Zugang von Mädchen und Frauen zu technischen Berufen*. Beitrag Österreichs zu einer auf internationaler Ebene gestellten Frage. Wien 1975

Anne M. Briscoe, Sheila Pfafflin (Eds.): *Expanding the Role of Women in the Sciences*. *Annals of the New York Academy of Science* 323. New York 1979

Betty M. Vetter: *Women Scientists and Engineers. Trends in Participation*. In: *Science* 214/1981

Die Untersuchung von *Gaudart* ist eine Totalerhebung unter Technikerinnen und Naturwissenschaftlerinnen in Österreich, die die Verteilung auf Fachrichtungen, Qualifikationshöhe, Beschäftigungsbereiche, Positionen, Familienstand und soziale Herkunft ausführlich wiedergibt. Sie stellt z.B. eine hohe familiäre Tradierung technischer Berufe fest (Vaterberuf = Beruf der Frau = Beruf des Ehemanns). Auf der Suche nach Hindernissen für den Zugang zu naturwissenschaftlich-technischen Berufen beläßt es *Gaudart*, wie auch die anderen Autorinnen, bei Hinweisen auf die Vorurteile bei Kollegen und Arbeitgebern und das Berufsverhalten der Frauen (Defizite der typischen Mädchensozialisation). Damit bleiben diese Untersuchungen oberflächlich und deskriptiv, ebenso wie diejenigen Analysen, die die verschiedenen Variablen der Berufssituation untereinander in Beziehung setzen und diese Korrelationen als Erklärung »verkaufen«. So hängt dann beispielsweise die Einkommensdifferenz zwischen Männern und Frauen von der Kinderzahl und vom Familienstatus ab, der Berufserfolg von der wissenschaftlichen Produktivität, die erreichte Position von der Beschäftigungssituation oder der beruflichen Aufstieg von der Mobilität. Dies sind zwar wichtige Zusammenhänge, aber keineswegs die Ursachen der beruflichen Zweitrangigkeit der Frauen. Die Gefahr liegt darin, daß sich die Diskriminierung von Frauen einfach »herausrechnen« läßt, indem für jedes gemessene Merkmal eine Erklärungsvariable gefunden wird. Eine Erklärung liefert diese aber nur, wenn die vorhandenen Mechanismen des Berufssystems als »richtig« akzeptiert werden — nur dann sind die Schlußfolgerungen auf das »falsche« Berufsverhalten der Frauen logisch. Ein sehr aufschlußreiches Beispiel dafür gibt:

Jonathan R. Cole: Fair Science. New York 1979,

der in seiner Analyse des amerikanischen Science-Betriebs eine Diskriminierung von Frauen nur in solch geringem Ausmaß »errechnet«, daß er die Wissenschaft als »fair« bewerten kann.

Dagegen kommt die umfangreiche Bestandsaufnahme von *Briscoe/Pfafflin* zu dem Schluß, daß sich zwar leichte Verbesserungen in Richtung auf steigende Frauenanteile in den natur- und ingenieurwissenschaftlichen Fachrichtungen abzeichnen, daß die Probleme aber trotz Fördermaßnahmen und Antidiskriminierungsgesetzen in den USA oder trotz vieler Selbsthilfemaßnahmen (Berufsverbände für Frauen, Netzwerke) immer noch bestehen und »scientific sexism« nicht ausgeräumt ist.

### *Soziale und psychologische Faktoren*

In der Fülle sozialpsychologischer Untersuchungen reichen die angeführten Faktoren von der Befähigung zu mathematischem, logisch-abstraktem Denken, räumlichem Vorstellungsvermögen über Leistungsmotivation und -verhalten, Durchsetzungsformen, Selbstdarstellungsweisen bis zum Umfang des zeitlichen Engagements oder der Einbindung in die betrieblichen und professionellen Strukturen. Dabei werden je nach theoretischer Position Anlagen, Sozialisationsfaktoren oder Geschlechterrollen als Ursachen für die besondere Situation der Frauen betrachtet.

Nicht erst seit dem Aufschwung der Soziobiologie Mitte der 70er Jahre in den USA gibt es die biologistische Variante. Zur Erklärung der Unterrepräsentation und untergeordneten Stellung der Frauen wurde schon immer besonders hartnäckig auf die »natürliche« Schranke der fehlenden Begabungen und »unpassenden« Intelligenzstrukturen verwiesen, um letztlich den Status quo zu legitimieren. Siehe dazu die Beispiele in:

Rudolf Amthauer: Psychologische Grundfragen der Berufswahl — Die Unterschiede der Geschlechter in der Intelligenzstruktur. In: VDI-Informationen 19/1969

Eleanor E. Maccoby: Feminine Intellect and the Demands of Science. In: Impact of Science on Society. Special Issue: Women in the Age of Science and Technology 1/1970

Die Autoren beim VDI geben sich aufgeschlossen — man will ja Frauen nicht ausschließen, vielmehr ihre Vorteile herausstellen: Ausdauer, Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Genügsamkeit, Freundlichkeit. Das Auffinden von Geschlechtsunterschieden, ob es sie nun gibt oder nicht — und darüber streiten sich ja noch Psychologen und Mediziner —, gibt nur den Schein einer Erklärung für die berufliche Situation der Frauen und kann so immer mißbraucht werden zur Absicherung der bestehenden Leistungsstrukturen. Kritischer sind:

Alison Kelly: Girls and Science. An International Study of Sex Differences in School Science Achievement. Stockholm 1978

Irmgard Eckelt: Mathematik — nix für Frauen?! Sozialisationswirkungen im Mathematikunterricht und -studium. Frankfurt/M. 1981

Wenn schon der Einfluß geschlechtlicher Variabilität von Anlagen und Begabungen auf Berufswahl und -verhalten untersucht wird, dann müßte daraus die Frage entstehen, wie denn die Gestaltung der Berufsbedingungen auszusehen hat, um allen die volle Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu ermöglichen. Dies ist aber selten die Forschungsperspektive; vielmehr wird das System der Berufsarbeit und des Wissenschaftsbetriebs meist unkritisch vorausgesetzt, und es geht ausschließlich um die Probleme der Frauen bei ihrer Einpassung in dieses System. Dies gilt auch für den größten Teil der sozialisations- und rollentheoretischen Forschungen. Beispiele sind zu finden in den erwähnten Bänden von Mattfeld/Van Aken 1965, Kundsinn 1973, Briscoe/Pfafflin 1979 oder auch in:

Judith A. Ramaley (Ed.): Covert Discrimination and Women in the Sciences. Boulder, Col. 1978

Helen Weinreich-Haste: What Sex is Science? In: O. Hartnett, C. Boden, M. Fuller (Eds.): Sex — Role — Stereotyping. London 1979

Trotzdem ist die Analyse der beruflichen Mikrostrukturen nützlich. Ob es nun die Mechanismen der Wirkung von Vorurteilen und Stereotypen im Umgang mit Kollegen und Vorgesetzten oder in der Leistungsbewertung sind, die Ausgrenzungsstrategien der informellen Männercliquen im Betrieb und in der professionellen »Gemeinde«, die die Integration der Frauen verhindern, oder die spezifisch männlichen Kompetenz- und Leistungspräsentationsformen, die fehlende Selbstbehauptung und Verhaltensunsicherheit bei Frauen in ihrer Wirkung auf Selbstbild und Fremdbeurteilung oder die Entwicklung von Karrieredistanz und Interessenverschiebung durch familiäre Verantwortung — all diese Forschungsergebnisse können uns helfen, die Probleme in der beruflichen Situation der Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen besser zu verstehen und Ansatzpunkte für eine Veränderung zu finden.

Wenn allerdings die Analyse bei den problematischen Verhaltensmustern stehenbleibt, wie in dem größten Teil der amerikanischen Literatur, und diese Muster (»self-fulfilling-prophecy«, »fear of success«, »double-bind-situation« etc.) dann mit der Wirkung der Geschlechter-Rollen »erklärt« werden, ist die Gefahr der ideologischen Legitimierung groß. Sicher, die Wirkung kultureller Wert- und Verhaltensmuster macht die Inkongruenz zwischen »männlicher« Berufswelt und »weiblicher« Lebenswelt erst deutlich. Verstehbar wird sie aber nur durch die Berücksichtigung der familiären Reproduktionsfunktionen der Frauen. Die geschlechtliche Arbeitsteilung bleibt in diesen Forschungen ebenso ausgeblendet wie die Problematisierung der Berufsstrukturen. Mit den Geschlechtsrollen läßt sich zwar der Wirkungszusammenhang beschreiben, eine Ursachenanalyse aber kann der rollentheoretische Ansatz nicht leisten. Kritik daran übt:

Judith L. Laws: Work Aspiration of Women: False Leads and New Starts. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society 3/1976

Sie zeigt, wie sich hinter diesen sozialpsychologischen Forschungsergebnissen unausgesprochen die Vorstellungen vom Mann als Versorger, vom Beruf als Männerdomäne und der Familie als Frauendomäne, von männlichen Standards des Berufsverlaufs usw. verstecken. — Auf die Bedeutung des »naturwissenschaftlichen Lebensstils« (Besessenheit, Lust am Beherrschen, Zerlegen und Zerstören, Konkurrenzkampf und Priorität der Karriere) für den Ausschluß von Frauen aus der Naturwissenschaft sowie auf die persönlichen Kosten der Frauen, die es »schaffen«, verweist:

Ina Wagner: Die weibliche Alternative? Frauen in den Naturwissenschaften. In: dies. (Hrsg.): Frauen und Naturwissenschaft. Zeitschrift für Hochschuldidaktik 4/1983

Ein anderer Beitrag zeigt, wie schon in der Schule die Geschlechtertrennung in den Fächerpräferenzen und -interessen festliegt und Mädchen gegenüber der Mathematik und Naturwissenschaft regelrechte Angstgefühle entwickeln können:

Rainer Brämer, Georg Nolte: Das Männlichkeitssyndrom — über das beiderseitige Angstverhältnis von Naturwissenschaft und Frauen. In: dies. (Hrsg.): Die heile Welt der Wissenschaft. SOZNAT, Reihe Mythos Wissenschaft. Marburg 1983

Wenn dann Schülerinnen, so Brämer/Nolte, in technische Ausbildungsberufe oder naturwissenschaftlich-technische Studiengänge hineingehen, liegt dem häufig der Wunsch nach sozialem Aufstieg zugrunde. Die naturwissenschaftliche Fachsozialisation ist für Studentinnen dann ebenso wirksam wie für ihre Kommilitonen; auch sie übernehmen die typische männliche Naturwissenschaftlerrolle.

Doris Janshen bezieht sich ebenfalls auf den mathematisch-naturwissenschaftlichen Sozialisationstyp und auf das kommunikative Konzept der Technikwissenschaft (intellektuell-mentale Haltung, die sich auf Objektivität verpflichtet und die Unsicherheitsfaktoren menschlicher und zwischenmenschlicher Kommunikation ausschaltet), das zu den Kommunikationsstilen traditionell weiblicher Identität im Gegensatz steht.

Doris Janshen: Technik und Beziehung. In: SOZNAT 3. Marburg 1985

Sie findet unter den von ihr befragten Technikstudentinnen häufig Frauen, für die ein familiärer Hintergrund mit sparsamen Gefühlsäußerungen und Vermeidung von offenen Konflikten typisch ist — Bedingungen also, die auch dem typischen Habitus des Naturwissenschaftlers und Ingenieurs zugrundeliegen. Studentinnen, die nicht die typische Technikerangst vor den Sozial- und Geisteswissenschaften haben, engagieren sich dagegen häufig politisch und werden auch in ihrem künftigen Beruf eher widerständiges Verhalten zeigen. In der Familiensituation, wo Trennungsfähigkeit (väterliches Vorbild: Leistungsanspruch) und Beziehungsfähigkeit (kommunikationsstiftende Instanz der mütterlichen Liebe) gelernt werden, sieht Janshen die Wurzel für die ambivalente Haltung von Ingenieurinnen.

### Veränderungen

Wie können Frauen ermutigt, unterstützt werden, wie kann mit Diskriminierung umgegangen, wie kann sie verhindert werden? Verschiedene Aktionsformen werden vorgestellt bei:

Sheila M. Humphreys (Ed.): *Women and Minorities in Science. Strategies for Increasing Participation*. Boulder, Col. 1982

Ziel ist hier häufig allein die Erhöhung des Frauenanteils in Mathematik- und Naturwissenschaftskursen an Colleges und Universitäten. Eine intensive mathematische Ausbildung wird als wichtigste Voraussetzung zur Verbesserung späterer Berufschancen in Naturwissenschaft und Technik angesehen. So sind die Meetings, Kongresse, Kurse, Workshops und Trainings daraufhin angelegt, Frauen zu einer solchen Ausbildung zu ermutigen (z.B. durch Rollenvorbilder berufstätiger Frauen), Erfahrungsaustausch zu gewährleisten, das Lehrpersonal für die Probleme von Frauen zu sensibilisieren, zu informieren, die Möglichkeit zum Ausprobieren zu geben. Ein kritischer Bezug zu den Inhalten und Strukturen naturwissenschaftlicher Studiengänge und Berufe aber fehlt. Der Erfolg dieser Aktivitäten wird an der steigenden Anzahl der Teilnehmerinnen gemessen. Obwohl aus diesen Aktionen wichtige Anregungen zu ziehen sind — ohne eine Kritik der Berufsstrukturen und der familiären Verantwortlichkeiten und ohne Überlegungen zur Bewältigung des Gegensatzes zwischen den »männlichen« Berufsstrukturen und dem Frau-Sein kann nicht einfach die Erhöhung des Frauenanteils in Naturwissenschaft und Technik gefordert werden. — Kritische Hinweise auf Veränderungsmöglichkeiten, auf neue Lern- und Arbeitsformen sind zu finden bei:

Women in Research. Women in Science: Working together to vitalize Research. In: *Women's Studies Program: Papers in Women's Studies*, The University of Michigan 1/1976

Anne Briscoe: Phenomenon of the Seventies: The Women's Caucuses. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 1/1978

Salomé Bentick: Frauenstudien an der Architektur-Fakultät der Technischen Universität in Delft (Holland). In: *Frauen — Räume — Architektur — Umwelt. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 4/1980

Anne Fausto-Sterling: Women's Studies und Naturwissenschaften. In: R. Duelli-Klein, M. Nerrad, S. Metz-Göckel (Hrsg.): *Feministische Wissenschaft und Frauenstudium*. Hamburg 1982

Cynthia Cockburn: Weibliche Aneignung von Technik. In: *Das Argument* 144/1984

Cockburn verweist darauf, wie wichtig reine Frauenkurse und Frauenlehrgänge vor allem in Schule und Ausbildung sind — Frauen können sich so ohne die Konkurrenz von Männern technisches Wissen aneignen und darüber hinaus Strategien entwickeln, um sich kritisch in die »männliche und kapitalistische Arbeitswelt« einzuschalten.

Die Frauen in Naturwissenschaft und Technik sind immer noch darauf angewiesen, sich durch die Konflikte und Problemstrukturen ihrer beruflichen Situation selbst durchzuarbeiten. Alternative Berufsbedingungen sind rar — auch wenn in den selbstver-

walteten Ingenieurkollektiven Frauen häufiger anzutreffen sind. Eine befriedigende Verbindung von materieller Existenzsicherung und fachlichen Interessen mit Interaktionsformen, die noch genügend Raum für außerberufliche Alternativen läßt — davon ist die Mehrheit der Frauen weit entfernt. Sie stellt aber ein Stück konkreter Utopie dar, und die Frauengruppen, die Studienprojekte, die jährlichen Treffen, die Selbsthilfefaktivitäten und die alternativen Berufsprojekte sind die Grundlagen für eine Umsetzung dieser Utopie.

Im Vergleich mit der Situation der »historischen Frauen« sind heute doch einige Erfolge zu verzeichnen. Ihre Kämpfe blieben immer unsichtbar, sie waren stets allein und konnten sich nur durch die Unterstützung des Bruders, Vaters oder Ehemanns halten. Und nur die Genialsten von ihnen hat die (Männer-)Geschichtswissenschaft überhaupt zur Kenntnis genommen.

H.J. Mozans: *Woman in Science* (1913). Cambridge, Mass. 1974

Lynn M. Osen: *Women in Mathematics*. Cambridge, Mass. 1974

Rosemarie Rübsamen: *Bescheiden im Hintergrund*. In: *Emma* 1/1979

Renate Feyl: *Der lautlose Aufbruch*. *Frauen in der Wissenschaft*. Darmstadt 1983

Barbara Duden, Hans Ebert: *Die Anfänge des Frauenstudiums an der Technischen Hochschule Berlin*. In: R. Rürup (Hrsg.): *Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879-1979*. West-Berlin 1979

Anna-Pia Köppel: *Eröffnetes Cabinet Deß Gelehrten Frauen-Zimmers / Darinnen Die Berühmtesten dieses Geschlechts umbständlich vorgestellt werden*. In: *Feministische Studien* 1/1985

Anna Maria Stuby: *Sofja Kovalevskaja — »Prinzessin der Naturwissenschaften«*. Ein Beitrag zur Enteroisierung. In: *Feministische Studien* 1/1985

Desanka Trbuhović-Gjurić: *Im Schatten Albert Einsteins. Das tragische Leben der Mileva Einstein-Marić*. Bern, 2. Aufl. 1983, Stuttgart

Auguste Dick: *Emmy Noether*. Beiheft zur Zeitschrift »Elemente der Mathematik«, 13. Basel, Stuttgart 1970

Die in diesen Artikeln und Büchern beschriebenen Frauen mußten sich erst einmal den Zugang zu Naturwissenschaft und Technik, die Möglichkeiten zu Studium und wissenschaftlicher Arbeit erkämpfen. Heute sind wir einen Schritt weiter und fragen nach den Bedingungen und den Inhalten von Wissenschaft und Beruf.

Zum Abschluß möchte ich auf die beiden wichtigsten Bibliographien zu diesem Thema hinweisen:

Mary S. Henifin: *Bibliography: Women, Science, and Health*. In: R. Hubbard, M.S. Henifin, B. Fried (Eds.): *Women look at Biology looking at Women*. Cambridge, Boston 1979

Else Høyrup: *Women and Mathematics. Science and Engineering. A partially annotated Bibliography with Emphasis on Mathematics and with References on related Topics*. Roskilde 1978



**FRAUEN:  
ERFAHRUNGEN  
MYTHEN  
PROJEKTE**

**Frauen: Erfahrungen - Mythen - Projekte**  
Hrsg. v. Anna Maria Stuby

Lebenserfahrungen von Frauen im 19. Jh.;  
Probleme der Mythologisierung des  
Weiblichen im Bild der Sirene; neue Trends  
in den feministischen Theorieledebatten in den  
USA und in der feministischen Theaterszene  
in England. Fragen einer feministischen  
Perspektive im Unterricht (mit Textvor-  
schlägen). Beiträge von C.Gdaniec, C.Harzig,  
M.Hellinger, D.Landry, A.M.Stuby, M.Vicinus,  
M.Wandor u.a.

Gulliver 18, AS 133

17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Brita Rang

## Männlicher Bewußtseinsdiskurs und existenzielles Weiblichkeitskonzept

### Zur Thematisierung und Konstituierung des weiblichen Subjekts in der Pädagogik des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts

»Die Schönen können den Cartesius seine Wirbel immer drehen lassen, ohne sich darum zu bekümmern ...«  
(Kant, 1764)

Die Distanz der Frauen zum cartesianischen Bewußtseinsdiskurs, die Kant in seiner 1764 veröffentlichten Schrift »Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (852) unterstellt, ist die bestimmende Komponente pädagogisch theoretischer und praktischer Anstrengungen gegenüber Mädchen seit dem 17. Jahrhundert gewesen. Dies galt nicht nur für Deutschland, sondern auch für die in der bürgerlichen Entwicklung fortgeschritteneren Länder: England, die Niederlande, Frankreich. Das erkennende Ich, das »Ich denke«, welches Descartes als Ausgangspunkt jeder Erkenntnis bestimmte und damit zu einer eigenen Kraftquelle machte, die sich im Zentrum alles Seienden wußte, galt nicht umstandslos für Mädchen und Frauen. Dort, wo diese selbst, sich auf Descartes berufend, im »Ich denke« substantiell auch die Gleichheit der Geschlechter begründet sahen (vgl. u.a. Marguerite Buffet 1668; Marie Crons 1641; Philemon 1753; Anna Maria van Schurman 1641; Dorothea Cur. Leporin 1742; vgl. auch Charlotte de Branchart 1604; Marie Le Jars de Gournay 1622; F. Poullain de la Barre 1673), trat ihnen recht bald eine fast durchgängige und insbesondere von Pädagogen getragene Abwehr dieses Anspruchs entgegen.<sup>1</sup> Im Kern lief dessen Zurückweisung darauf hinaus, weibliches Denken nicht als Ausgangspunkt, sondern allenfalls als Resultat, abgeleitet aus etwas anderem, zu begreifen. Dieses Andere wurde als »Natur«, »weibliche Natur«, »natürliche weibliche Bestimmung« umschrieben. Durch sie erhalte der weibliche Verstand, weibliches Handeln und Fühlen, die entscheidende Prägung. Der Satz des Descartes »Cogito ergo sum« schien bezogen auf Frauen keine Geltung zu besitzen. Für sie traf eher zu: »Femina sum ergo muliebre cogito et ago« — ich bin Frau, folglich denke und handele ich weiblich. Biologisch-soziales Frausein galt als das prägende, bestimmende für alle »fräulichen« Denk- und Handlungsvorgänge und eben nicht — wie für Männer — der Denkvorgang als das Agens und Movens der Welt. Damit — so scheint es — ist dem Bewußtseinsdiskurs von Beginn an sein Widerspruch hinzugefügt gewesen. Dieser auf Frauen bezogene »Gegendiskurs« umfaßte einerseits alte, seit Jahrhunderten vorhandene Elemente, enthielt jedoch andererseits gerade auch die neuen, aus der Zurückweisung des Vernunftkonzepts herrührenden Bestimmungen. So scheint, fürs weibliche Geschlecht, ein entscheidendes Moment mittelalterlicher Philosophie in neuer Form gültig zu bleiben: die Vorrangigkeit des Seins vor der reflexiven Aktivität.



Ich will durch die Diskussion der auf Frauen gerichteten pädagogischen Diskursorganisation I. zeigen, welche vorrangigen Elemente der den Mädchen und Frauen zugewiesene Raum enthält. In diesem Zusammenhang will ich darstellen, wie sich existentiell gefaßte weibliche Qualitäten zu denen des Lernens und Handelns verhielten; II. untersuchen, in welcher Verbindung dieser pädagogische Weiblichkeitsdiskurs zu dem der Bewußtseinsphilosophie stand und damit die Frage klären, ob es sich hier um alternative oder komplementäre Subjektkonzepte handelte. So geht es schließlich insgesamt darum, aus dieser historischen Erfahrung für die ideologietheoretische Diskussion des bürgerlichen Subjektkonzepts Einsichten zu gewinnen, denn der hier vorgestellte existentielle Diskurs erweist sich als nicht minder ideologisch als der bewußtseinsorientierte.

### I.

»Einfach ist die Bestimmung des Weibes, einfach auch sein Bildungsbedürfnis. Vollkommen ist das Weib, welches in allen diesen Stücken seiner wahren Bestimmung entspricht. Männer! Lasset es uns mit einem Munde ausrufen, daß wir keine andere Bildung als gerade diese von dem anderen Geschlechte verlangen. Nicht glänzen sollen unsere Töchter und Frauen, sondern nur gefallen. Je mehr man weiß, was man wissen soll, desto mehr gefällt man. Mit der Einhaltung dieser Grundsätze werden wieder goldene Zeiten kommen.« (H. Stephani, Pädagoge, 1813)

Es kann hier nicht darum gehen, eine Geschichte der pädagogischen Diskussion um Mädchenbildung zu schreiben. Eine solche müßte nicht nur zeigen, welche Wirkung dieser pädagogische Weiblichkeitsdiskurs bis in die Gegenwart hinein hat, sondern auch belegen, daß er nicht gleichgültig gegenüber den Klassenverhältnissen formuliert wurde. Es ist insbesondere die kleine Bourgeoisie gewesen, von den Pädagogen als »mittlerer Stand« oder »glücklicher Mittelstand« bezeichnet, die die Propagierung und Umsetzung übernahm. Ihr leisteten die Pädagogen Formulierungs- und Anleitungshilfe. Mit der These, daß »die Bestimmung des Weibes in der Hütte wie im Palaste sich völlig gleich ist« (Stephani 1813), versuchten sie über die soziale Schicht hinaus die Allgemeingültigkeit des Weiblichkeitsdiskurses zu behaupten. Dazu gehört jedoch auch, daß sie, bezogen auf die Unterschichten, einräumten, daß dort wegen der »gleichen Lebensbestimmung« von Mann und Frau die Verschiedenheit der Geschlechter nicht so »hervorstech« (Brandes 1802; I, 50). Ebenso gehört dazu, daß sie gegen qualifizierte Frauen und Mädchen des höheren Bürgertums und des Adels gleichsam eine Schlacht gegen die naturwidrige »Verbildung« führten. In dieser Stoßrichtung wurden die Pädagogen einhellig von den Philosophen des deutschen Idealismus unterstützt.

»Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studierzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschöne und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sei: Damit es die Würde der Bürgerinnen und Hausmütter und Ehegattinnen und Erzieherinnen erreiche, damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab ...« (Herder 1767 [Fragmente])

Welche Elemente enthält der pädagogische Weiblichkeitsdiskurs? Ausgangspunkt ist die »von der Natur angewiesene Bestimmung« (Stephanie 1813, 151) der Frau. Diese ist also nicht wie der Mann »der erste Freigelassene der Schöpfung« (Herder) bzw. der Natur, sondern sie entstammt ihr und lebt in ihr: »Wie hat sie doch Natur noch unter ihre genauere Obhut genommen.« (Ziegenbein 1809, 204) Natürliche Bestimmung meint: Von Natur her ist die Frau in dreifacher Weise bestimmt, nämlich Ehefrau, Mutter und Hausfrau zu sein.

Diese Naturverhaftung habe bestimmende Wirkung auf das Denken und die Handlungsfähigkeit von Mädchen und Frauen. Bezogen auf die Denkfähigkeit heißt es in der Regel recht umstandslos: »Das Weib ist nicht zu einer eigentlichen Denkerin bestimmt.« (Ewald 1798; I, 19) Nicht minder deutlich wird die Handlungsfähigkeit eingegrenzt: »Das weibliche Geschlecht hat offenbar mehr Empfänglichkeit als kraftvolle Selbsttätigkeit.« (Ziegenbein 1809, 203)

D.h. nicht, daß Frauen überhaupt nicht als Handlungszentren imaginiert werden — sie sollen vielmehr, bezogen auf die Familie, mit spezifischen Kompetenzen ausgestattet sein. Dort brauchen und haben sie eine »eigentümlich praktische Geistigkeit« (Ewald 1798; I, 19), einen »Hausverstand« oder »Kernverstand« (Campe 1789, 70). Antithetisch werden gegenüber den begrenzten Verstandeskraften mimetisch-einfühlende Fähigkeiten hervorgehoben: »Sie soll erblicken, ahnden, empfinden, nicht forschen, grübeln, Begriffe spalten. Sie empfängt Wahrheit nicht durch Schlüsse, sondern durch einen gewissen Takt, eine gewisse Inspiration des Gefühls.« (Ewald 1798; I, 19) Wie deutlich hier ein Rückzugshandeln den Pädagogen vor Augen steht, zeigt beispielhaft die folgende Äußerung Ziegenbeins, des Leiters einer landesweit bekannten Mädchenschule in Blankenburg bei Göttingen. Er hebt besonders die »günstige Anlage des weiblichen Geschlechts zur Religiosität, zur Ergebung und Genügsamkeit, zur Demuth und Bescheidenheit, zur Sanftmuth und Geduld, zur Keuschheit, Schamhaftigkeit und Sittsamkeit« hervor (Ziegenbein 1809, 212).

Dieser nur paradox als »passive Handlungsfähigkeit« zu charakterisierende Zuschreibung entspricht — bezogen auf die Ausbildung — die Propagierung eines spezifischen weiblichen Unterrichtskanons und eine eigentümliche Vorstellung vom weiblichen Lernen.

Der Unterrichtskanon schließt Gegenstände und Gegenstandsbereiche aus, die nur für die »große Welt taugen«, d.h. für die Gesellschaft jenseits der Familie und des privaten Hauses.

»Nicht Künste und Wissenschaften sollen ihnen hier [in der »höhern Jungfrauenschule«; B.R.] gelehret werden, um damit in der Welt zu glänzen, Männer zu bethören und eine Herrschaft über sie zu behaupten, die ihnen nicht gehört; aber das sollen sie hier lernen können, was jeden Menschen überhaupt verständiger, gefühlvoller und weiser, und was insbesondere das Weib zur Ausübung ihres herrlichen Berufes in dem Kreise des Familienhauswesens vollkommen tüchtig macht.« (Stephani 1813, 370)

Der Unterrichtskanon für Mädchen des Bürgertums umfaßt: sittlich-religiöse Bildung (Religion), literarische Erziehung (Deutsch), ästhetische Bildung (Kunst, Musik, Tanzen), Rechnen, Geschichte, Französisch und den weiten Bereich der »weiblichen Arbeiten«. Gelernt werden sollte: spielend, unsyste-

matisch, das »Herz« berücksichtigend. So bot sich in den Mädchenschulen häufig folgendes Bild: »Der Unterricht ... war spielend und süßlich; es wurde sehr viel Stoff ohne sonderliche Ordnung herbeigetragen; ernste Geistesarbeit wurde nicht verlangt.« (Gleim 1819, zit. b. Blochmann 1966, 71)

Der die weibliche Bestimmung prägende Gegensatz von Öffentlichkeit und Privatheit findet sich auch bezogen auf das Problem der Auswahl eines geeigneten Ausbildungsortes. »Das elterliche Haus ist die Heimat wahrer Bildung« für Mädchen (Schwarz 1836, 183). Die Mutter wird zur natürlichen Lehrmeisterin ernannt, der Lehrerin die Mütterlichkeit abverlangt. Die Ausbildung der Mädchen soll erfolgen und erfolgte: in der Familie, der Töchterschule mit Familiencharakter, dem Pensionat. Versuche, auch für die Mädchen des Bürgertums ein öffentliches und allgemeines Schulwesen durchzusetzen, die in Deutschland mit der Französischen Revolution, unter napoleonischer Herrschaft, nach der Niederlage des preußischen Absolutismus bei Jena und Auerstedt unternommen wurden, hatten keinen dauerhaften Erfolg. Die kleine Privatschule blieb bzw. wurde — von wenigen Ausnahmen abgesehen — die Normalschule für die Mädchen des Bürgertums bis fast zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der im Knabenschulwesen so aktive Staat überließ in diesem Bereich den dezentralisierten elterlichen und gemeindlichen Initiativen vollen Bewegungsspielraum.

## II.

»Sie ist unter der Herrschaft, folglich muß sie dieselbe zu ertragen wissen; sie nimmt aber theil an der Herrschaft über Kinder, Hausgenossen und Gesinde; sie muß also auch die Gaben und Tugenden einer häuslichen Regentin besitzen.« (Basedow, Pädagoge, 1770)

»Kann sie einem Mann das Leben veräußern? Kann sie ihm Erholung nach der Arbeit verschaffen? Kann sie selbst glücklich seyn, sich in Zeit und Umstände klüglich schicken? Nein — wo konnte sie das aber auch lernen?« (J.D. Hensel, Pädagoge, 1787)

Hatte der Bewußtseinsdiskurs seine historische Quelle in dem bürgerlichen Anspruch auf politische Selbstbehauptung gegen Feudalmacht und Kirche und in dem Interesse gehabt, aus eigenem Vermögen die ökonomischen Geschäfte der Welt regeln zu können, so folgt der pädagogische Weiblichkeitsdiskurs weder diesem noch jenem Motiv. Und doch sind beide deutlich miteinander verknüpft. Dies wird dann sichtbar, wenn man nicht nur deren Komplementarität feststellt, sondern insbesondere danach fragt, was dieser Komplementarität zugrundelag — und zwar sowohl auf der Seite des Bewußtseinsdiskurses als auch auf der Seite des existentiellen Weiblichkeitsdiskurses. Beide zusammen und jeder für sich sind Ausdruck von nur eingeschränkter Handlungsfähigkeit. Der Weiblichkeitsdiskurs enthält mit Recht Sozialität und Emotionalität als unabdingbare Komponenten für angemessenes Handeln. Aber beide Qualitäten sind insofern gebrochen und entschärft, als sie Geltung allein für die Familie haben sollen, die explizit als gesonderter, privater, nicht gesellschaftlicher,

gleichwohl gemeinschaftlicher Ort bestimmt wird. Hinzukommt, daß emotional-soziale Fähigkeiten nicht einfach nur von denkerischen abgekoppelt werden, sondern eine polarisierende Entgegensetzung von Denken und Fühlen stattfindet.<sup>2</sup> Die politische und individuelle Entschärfung sozialer und emotionaler Potenzen zeigt sich vollends in der Aufforderung, Mädchen und Frauen möchten sich bereitwillig in die familialen Unterstellungsverhältnisse einfügen.

Sozialität, Emotionalität und mimetische Fähigkeiten kennt dagegen das Subjekt-konzept des männlichen Bewußtseinsdiskurses nicht. Handlungsfähigkeit umfaßt hier denkende, zwecksetzende, planende, Handlungen antizipierende Kompetenzen. Aber weil konzeptionell weder die Sozialität der Zwecke und Handlungen noch die des Subjekts zur Diskussion stehen, fehlt auch hier eine entscheidende Potenz für gemeinschaftlich-gesellschaftliches Handeln. Die isoliert, nicht kooperativ eingesetzte Subjekt-fähigkeit muß notwendig mit Zielen und Zwecken anderer Subjekte kollidieren. Es geht also nicht um geplante gemeinschaftliche Kontrolle gesellschaftlicher Lebensbedingungen, sondern allenfalls um deren anarchische Wirkungsweise. Die bürgerliche Theorie hat dieser Situation auch Ausdruck gegeben, indem sie die Herstellung des Gemeinwohls einer »invisible hand« überließ.

Dieser prekären Situation des männlichen Subjekts gibt der Weiblichkeitsdiskurs Ausdruck. Die Aufgabe der Frau liegt primär in der Stabilisierung des männlichen Status, dessen Labilität sie auszugleichen hat: Er geht hinaus ins feindliche Leben. »Kann sie einem Mann das Leben versüßen? Kann sie ihm Erholung nach der Arbeit verschaffen?« Die zitierten Pädagogenausprüche verweisen jedoch auf mehr. In ihnen ist zugleich von der bereitwilligen Unterordnung der Frau und damit der Überordnung des Mannes die Rede. Eben dies zeigt, daß die Aufhebung von Subordination, die das Subjekt-konzept — aber auch die naturrechtlichen Entwürfe im 17. und 18. Jahrhundert — forderte, so nicht gelang. Das Subjekt in beiderlei Gestalt richtete sich vielmehr in einem Geflecht von sozialen Über- und Unterordnungen ein. Während aber das männliche bürgerliche Subjekt sein Leben als autonom imaginieren kann — und dadurch in der Tat auch einen selbständigeren Handlungsspielraum aufbaut —, ging und geht es für die Frauen allenfalls darum, sich selbständig zur Unselbständigkeit zu entschließen.

Es scheint nicht zufällig, daß vor allem Pädagogen den Weiblichkeitsdiskurs mitorganisiert haben. Unterderhand, dies versuchte ich durch Zitate zu belegen, wird sichtbar, daß der Natürlichkeit des Unterstellungsverhältnisses nicht volle Wirkung zugetraut wird. Die Frauen müssen erst »lernen«, sich »in Umstände klüglich zu schicken«. Mag dem die jahrhundertealte Lage der Frauen entgegengekommen sein und ihr Sich-Schicken zur Alltagspraxis gehört haben, die Auseinandersetzungen, die seit dem Aufkommen des Vernunftdiskurses und der Naturrechtsdiskussion um die Aufhebung des Geschlechtergegensatzes geführt wurden, lassen den sozialen Bedarf an ideologischer Praxis zur Aufrechterhaltung der Mann/Frau-Asymmetrie erkennen. Aber warum führte gerade jene mittlere Bourgeoisie stellvertretend diesen Kampf? Sie, so ist vielleicht die schlichte, aber nicht belanglose materialistische Erklärung, ist jene soziale Gruppe, die einerseits die Frau von Erwerbsarbeit freistellen und ande-

rerseits doch auch wieder ökonomisch nicht völlig auf deren Mitarbeit im Haushalt verzichten kann. Der geringe Grad der Vergesellschaftung der Hausarbeit, der über die Industrielle Revolution hinaus andauert, verlangt Hausarbeit im traditionellen, vorbürgerlichen Sinne. In dieser Situation gilt es, die Frau durch eine ideologische Praxis zu befrieden, die die hierfür erforderlichen Kompetenzen/Inkompetenzen ausbaut.

Die den Frauen restriktiv zugestandenen und vermittelten (anerzogenen) Fähigkeiten ermöglichen es (bzw. sollen es ermöglichen), die Kinder emotional zu stabilisieren und auf eine ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit vorzubereiten. Diese Fähigkeiten ermöglichen es auch, den gesellschaftlich-ungesellschaftlich arbeitenden Männern jenen Ausgleich zu verschaffen, den diese in ihrer eigenen Tätigkeit nicht finden können.

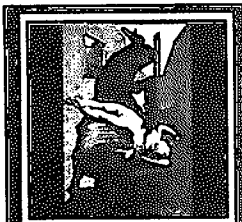
### Anmerkungen

- 1 Diese Diskussion kann leider hier nicht eingehender dargestellt werden. Sie zeigt jedenfalls, daß ein wichtiges Stück der Geschichte der Frauenemanzipation mit der Bewußtseinsphilosophie verbunden ist.
- 2 Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dem beginnenden 19. Jahrhundert in Deutschland vielfach propagierte und ausdifferenzierte Vorstellung von einer weiblichen Natur einerseits und einer männlichen andererseits gruppierte sich um die Kategorien Aktivität, Rationalität (männlich) und Passivität, Emotionalität (weiblich). Die pädagogische Diskussion über den angeblich geschlechtsspezifisch begründeten Gegensatz zwischen Denken und Fühlen berief sich vor allem auf Rousseaus 'Emile'. D.h. nicht, daß tatsächlich mit Rousseau diese Geschichte dieser Dichotomie und des polaren Denkens über Männer und Frauen begann, wie es insbesondere die neuere feministische Literatur unterstellt. Diese Dichotomie reicht in ihrer bürgerlichen Gestalt vielmehr zurück bis in die Renaissance und hat bereits da eine lange Vorgeschichte. Interessant ist, auf welche sozialen Gruppen sie jeweils im Verlauf ihrer Geschichte zugeschnitten ist und mit welchen neuen Akzenten sie jeweils verbunden wurde. Für die Diskussionen im 17. und 18. Jahrhundert ist besonders auffällig, wie naturrechtlich begründete Gleichheit einerseits mit den traditionellen Konzepten verknüpft wird (vgl. dazu meinen Beitrag in dem in Kürze erscheinenden Buch »Frauenkörper — Medizin — Sexualität«, hrsg. von A. Kuhn und J. Meyer-Kordes, Düsseldorf).

### Literaturverzeichnis

- Basedow, J.B., 1880: Das Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker (1. Ausg.: 1770). In: J.B. Basedow's ausgewählte Schriften. Hrsg. von H. Göring. Langensalza, 1-225
- Blochmann, E., 1966: Das »Frauenzimmer« und die »Gelehrsamkeit«. Heidelberg
- Branchart, Ch.de, 1604: Harengue faite par Damoiselle Charlotte de Branchart surnommée Aretuze qui s'adresse aux hommes qui venillent deffendre la science aux femmes ... Chalon sur Saône
- Buffet, M., 1668: Nouvelles observations sur la langue françoise ... Avec les éloges des illustres scavantes, tant anciennnes que modernes. Paris
- Campe, J.H., 1789: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet. Braunschweig
- Crous, M., 1641: Abbregé recherché de Marie Crous pour tirer la solution de toutes propositions d'Arithmetique, Paris
- Descartes, R., 1906: Regeln zur Anleitung des Geistes. Leipzig
- Ewald, J.L., 1798: Die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter. 2 Bde. Bremen

- Gleim, B., 1810: Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts. Ein Buch für Eltern und Erzieher. Leipzig
- Gournay, M. le Jars de, 1910: *Egalité des hommes et des femmes*. (1622). Reprint in: M. Schiff, *La fille d'alliance de Montaigne, Marie de Gournay*. Paris
- Hensel, J.D., 1787: System der weiblichen Erziehung, besonders für den mittlern und höhern Stand (ein Versuch). 1. Theil. Halle
- Kant, I., 1960: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764). In: Kant, *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. v. W. Weischedel. Bd. 1. Wiesbaden
- Leporin, D.Ch., 1742: Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten. Darin deren Unerheblichkeit gezeigt, und wie möglich, nöthig und nützlich es sey, daß dieses Geschlecht der Gelahrtheit sich befeisse, umständlich dargelegt wird. Berlin
- Philemon (Pseud. - anonyme[r] Verfasser[in]), 1753: Abhandlung von der Nothwendigkeit des Studirens insonderheit des Frauenzimmers. Worinnen die vornehmsten Fehler des weiblichen Geschlechts mit freymüthiger, doch aufrichtiger Feder zugleich entdeckt, und die dienlichsten Mittel zu deren Verbesserung vorgeschlagen werden. Leipzig
- Poullain de la Barre, F., 1673: *De L'égalité des deux sexes, discours physique et moral, ou l'on voit l'importance de se défaire des préjugez*. Paris
- Schurman, A.M. van, 1641: *Dissertatio de Ingenio Muliebris ad Doctrinam, & meliores Litteras aptitudine (Accedunt quaedam Epistolae, ejusdem Argumenti)* — (Erörterung über die Tauglichkeit des weiblichen Verstandes für die Gelehrsamkeit und die schönen Künste [mit Beifügung einiger Briefe zum gleichen Argumentationszusammenhang; B.R.]). Leyden
- Schwarz, F.H.Ch., 1836: Grundsätze der Töchtererziehung für die Gebildeten. 2. völlig umgearbeitete Auflage. Jena (1. Aufl. unter dem Titel: Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittleren Stände. Jena 1792)
- Stephani, H., 1813: System der öffentlichen Erziehung. Ein nöthiges Handbuch für alle, welche an derselben zweckmäßigen Antheil nehmen wollen. Zweite verbesserte Ausgabe. Erlangen (1. Ausg. 1804)
- Ziegenbein, J.W.H., 1809: Schulschriften über Gegenstände aus dem Gebiet der weiblichen Erziehung und Bildung. Blankenburg



**SUBJEKT  
FRAU**

**Subjekt Frau**  
Hrsg. v. Frigga Haug und Kornelia Hauser

Wie kann die Kritische Psychologie feministisch nutzbar gemacht werden? Welche Forschungsanordnungen und Befreiungsperspektiven sind mit ihr zu erarbeiten? Auf diese Fragen geben die Autorinnen thematisch bezogene Antworten: Probleme mit weiblicher Identität — Sexualität und Herrschaft — Familie als von außen und innen geknüpftes Beziehungsnetz — Arbeit und Handlungsfähigkeit. Die kollektive Erinnerungsarbeit wird weiterentwickelt und liefert den Stoff, aus dem Veränderungen wachsen.

Argument-Sonderband AS 117  
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Mervyn Hartwig und Rachel Sharp

## Die südafrikanische Gesellschaft in der organischen Krise: Gibt es einen Ausweg?\*

Wie lange kann Südafrika noch überleben? In den letzten Monaten wurden die westlichen Fernsehzuschauer in einem bislang kaum dagewesenen Maße mit Berichten eingedeckt, die eine Gesellschaft in der Krise vorführen. In unseren Wohnzimmern wurden wir Zeuge politischer Unruhen in den schwarzen »Townships« [Wohngebiete, die nur von Schwarzen bewohnt werden dürfen; Anm.d.Ü.]. Wir haben gesehen, wie die Zahl der Toten zunahm, wie die Polizei bei Beerdigungen in die Menge feuerte, wie Frauen, alte Menschen und Kinder mit Peitschen geschlagen wurden — und wie Studenten vor Straßensperren niedergeschossen wurden ... Wir sind empört ... Überall wird von der Notwendigkeit wirtschaftlicher Sanktionen gesprochen ... Unterdessen bereisen eine Reihe südafrikanischer Führungspersonlichkeiten die westlichen Metropolen, um ihre jeweiligen Anliegen vorzutragen: Außenminister Pik Botha, Präsident Botha, Friedensnobelpreisträger Bischof Tutu, Chief Buthelezi, Helen Suzman von der oppositionellen Progressiven Föderativen Partei (PFP), der Vorsitzende von Anglo-American. Sogar Oliver Tambo, dem Präsidenten des gebrandeten Afrikanischen Nationalkongresses (ANC), den (zusammen mit Moskau) der südafrikanische Staat für die Unruhen verantwortlich macht, wird großes öffentliches Interesse entgegengebracht. Der Pressezensur zum Trotz wird ein Interview mit ihm in Südafrika selbst veröffentlicht. Westliche Staatsoberhäupter, unter ihnen auch Präsident Reagan, fordern die Freilassung von Nelson Mandela; die Vereinten Nationen, die EG, das britische Commonwealth und sogar die USA diskutieren und verhängen eine Vielzahl freiwilliger und bindender Sanktionen. Präsident Botha wird aufgefordert, den Reformprozeß zu beschleunigen und wegen seiner unversöhnlichen Haltung scharf kritisiert.

Wir sind Zeuge einer zweifachen Krise: der Krise der »totalen Strategie« des südafrikanischen Regimes und der ihres Gegenstücks — der Politik des »konstruktiven Engagements«, die in erster Linie von den USA, Großbritannien und der BRD verfolgt wird. Seit den späten 70er Jahren war die »totale Strategie« (dieser Begriff wurde von den südafrikanischen Streitkräften geprägt), die gemeinsam formulierte Antwort von Monopolkapital, Staat und Armee auf die allgemeine gesellschaftliche Krise, die sich seit Anfang des Jahrzehnts entwickelt hatte. Sie war Ausdruck einer politischen Neuordnung der verschiedenen Fraktionen einer herrschenden Klasse, die ihre eigene Hegemonie, aber auch die Lebensfähigkeit der kapitalistischen Produktionsverhältnisse insgesamt vielfältig bedroht sah. Die Rezession Mitte der 70er Jahre war Ausdruck einer tiefen Krise der Kapitalakkumulation in einem semiperipheren Wirtschaftssystem, das mit strukturellen Hindernissen zu kämpfen hat, die einem fortgesetzten Wirtschaftswachstum entgegenstehen. Zugespitzt wurde diese Krise durch die wachsende gewerkschaftliche Organisation der schwarzen Arbeiterklasse und eine beispiellose Welle der Militanz schwarzer Industriearbeiter. Diese Militanz war nur ein Aspekt einer zunehmenden Politisierung von städtischen Schwarzen, die in einer Vielzahl von Bereichen zum Ausdruck kam und ihren Höhepunkt in landesweiten Unruhen fand, ausgelöst durch den Schulboykott in Soweto und die Brutalität der staatlichen Gegenreaktion: 1976/77. Die »Soweto-Unruhen« sollten für viele jüngere Schwarze einen Punkt bezeichnen, von dem an es kein Zurück mehr gab. Angola, Mozambik und Zimbabwe hatten gezeigt, daß der Imperialismus und seine neokolonialen Staaten angesichts von Massenaktionen und bewaffnetem Kampf keineswegs unangreifbar sind.

\* Aus dem Englischen übersetzt von Frank Schulze und Hanno Egner.

### Das Scheitern der »Reformen«

Die »totale Strategie« war die vielschichtige Reaktion des südafrikanischen Staates auf die sich abzeichnende organische Krise eines rassistisch strukturierten Kapitalismus. Sie war Ausdruck einer richtigen Erkenntnis, zu der insbesondere die Militärstrategen des Landes gekommen waren, die zusammen mit den Führungskräften der Großkonzerne entscheidenden Einfluß in den staatlichen Entscheidungsgremien erlangt hatten: daß die Gewichtung der Klassenkräfte im südlichen Afrika nur einen Weg aus den Widersprüchen der kapitalistischen Aneignung des Mehrprodukts unter den in Südafrika vorherrschenden Bedingungen zuließ. Die drohende Gefahr für die Kapitalakkumulation und die kapitalistische Hegemonie, mit der sich der Staat konfrontiert sah, trat keineswegs zum ersten Mal auf. Aber zum ersten Mal hatte es die herrschende Klasse nicht nur mit einem Aufstand gegen den rassistischen Charakter der Gesellschaftsordnung und der Staatsorgane zu tun, sondern auch mit einer offenbar weitverbreiteten gegenhegemonialen Entlegitimierung des Systems der Privatwirtschaft als solchem. Nach Soweto schien sich in den obersten Rängen der Staatsbürokratie, in der Armee und in den Aufsichtsratssetagen der wichtigsten Konzerne ein Konsens herauszubilden, daß der Bildung einer neuen abhängigen Schicht höchste Priorität einzuräumen sei, da sich das System nicht länger durch militärische Maßnahmen allein aufrechterhalten ließ. Einschneidende Veränderungen im rassistisch geprägten System der Arbeitsteilung und eine Umorganisation des Staates selbst sollten die selektive Einbeziehung einer Schicht von Schwarzen erleichtern, deren Interessen mit der Aufrechterhaltung des Status quo verknüpft sind. Die Kontinuität mit früheren Strategien des Teilens und Herrschens, die auf ethnische und rassische Spaltungen setzten, sollte gewahrt bleiben. Neu war jedoch die Entscheidung, die Bevölkerungsgruppen der Coloureds und Inder durch die Aufnahme ihrer Führer in einen umstrukturierten Staat zu bestechen und die Klassenspaltungen innerhalb der ethnischen Gruppen, einschließlich der Afrikaner, zu verschärfen, um so in den bürgerlichen und kleinbürgerlichen Rängen der nicht-weißen Bevölkerungsgruppen verlässliche Verbündete gegen die nicht miteinbezogene Mehrheit zu schaffen. Dies sollte durch die verschiedensten Maßnahmen erreicht werden: Einführung der Schulpflicht für die nicht-weiße Bevölkerung und Erweiterung der sozialen Aufstiegsmöglichkeiten; Beseitigung der Rassenschranken im Berufsleben; verbesserte Wohnbedingungen und Eigentumsrechte an Grund und Boden; Abschaffung der »kleinen Apartheid«; Einbindung der schwarzen Gewerkschaften in den korporatistischen Staatsapparat zur Kontrolle der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit; Erweiterung des Selbstverwaltungsrechts für nicht-weiße Gemeinden; Verfassungsänderungen, die getrennte Kammern für Coloured und Inder vorsahen; Ausweitung des schwarzen Geschäftslebens und dauerhaftes Wohnrecht für wichtige Teile der schwarzen Bevölkerung in den städtischen Gebieten. Durch diese und andere Maßnahmen hoffte man, breitere Unterstützung in den nicht-weißen Gruppen zu finden und so der wachsenden antikapitalistischen Politisierung entgegenwirken zu können.

Nichts von alledem zerstörte die Schlüsselemente der Apartheid: den »Group Areas Act«, das Einwanderungskontrollsystem in den Städten, das Paßsystem und die »Homeland«-Politik. In Wirklichkeit sollte die mit der Verwaltung dieser Strukturen betraute Staatsmaschinerie modernisiert und effektiver gemacht werden. Obwohl die Arbeitslosigkeit unter den Nicht-Weißen bereits ein ernstes Problem darstellte, sollten die Politik der Zwangsumsiedlungen und die Einwanderungskontrollen in den Städten beibehalten und schärfere Kontrollen der Arbeitsgenehmigungen von Wanderarbeitern eingeführt werden; die sogenannten »Homelands« sollten weiterhin am Leben erhalten werden, um die steigende Zahl von »überflüssigen« Schwarzen unter Kontrolle zu halten und zu isolieren, die sich nicht in das Arbeitskräfteheer der kapitalistischen Unterneh-



men oder in die Ideologie des privatwirtschaftlichen Kapitalismus eingliedern ließen. — Die »totale Strategie« konnte nur erfolgreich sein, wenn sie einherging mit einer Verstärkung der militärischen Schlagkraft des Staates und seiner Bereitschaft, den Repressionsapparat an den verschiedensten Orten gleichzeitig einzusetzen. Ende der 70er Jahre wurden die Streitkräfte beträchtlich ausgebaut und viele Bereiche des zivilen Lebens militarisiert. Eine enge Koordination zwischen den Teilstreitkräften, Großunternehmen und den wichtigsten Teilen der zivilen Staatsbürokratie wurde aufgebaut, der Wehrdienst erweitert, die Bürgermiliz als Reservearmee ausgebaut und die Bevölkerung ideologisch auf die innere wie äußere »marxistische Bedrohung« vorbereitet. In diesem Maßnahmenpaket war auch die Destabilisierung der Frontstaaten, besonders von Angola und Mozambik, enthalten sowie ökonomischer und militärischer Druck auf die Nachbarstaaten, um sie davon abzuhalten, dem ANC Hilfe zu gewähren und um ihre wirtschaftliche Abhängigkeit zu verstärken.

Das sind die »Reformen«, die im Westen als das Ende der Apartheid und als Grundlage für ein »konstruktives Engagement« verkündet wurden! Worum es in Südafrika ging, war, den Fortbestand von Kapitalinvestitionen und kapitalistischer Ausbeutung zu sichern und eine sozialistische Revolution abzuwenden. Das systematische Unterlaufen des Waffen- und Ölembargos der Vereinten Nationen und der Widerstand gegen die Verhängung von Sanktionen haben ihre Wurzeln in den riesigen Auslandsinvestitionen in der südafrikanischen Wirtschaft, aber auch in der strategischen Bedeutung des Landes — sowohl hinsichtlich der Ost-West-Beziehungen als auch hinsichtlich der Zukunft des Kapitalismus im gesamten Subkontinent.

Diese Politik ist inzwischen gescheitert. Sie wurde einerseits dadurch zunichte gemacht, daß der südafrikanische Staat unfähig war, die in allen Bereichen der Wirtschaft aufgetretene Akkumulationskrise zu lösen — was angesichts der Tatsache, daß die »Reformen« ja finanziert werden müssen, von größter Bedeutung war. Andererseits hat der Staat eine politische Niederlage erlitten, da es ihm nicht gelungen ist, den Kampf um die Hegemonie gegen die politisierten Massen zu gewinnen und die Bedingungen zu schaffen für die Existenz einer kollaborierenden Klasse in den nicht-weißen Bevölkerungsgruppen. Südafrika erlebt zur Zeit die tiefste Depression seit den 30er Jahren, die einhergeht mit wachsenden Zahlungsbilanzdefiziten, einer hohen Inflationsrate, einem Sturz des Rand und negativen Wachstumsraten, rasch ansteigender Arbeitslosigkeit für Weiße und Schwarze, internationaler Verschuldung, einer wachsenden Zahl von Bankrotten, sinkenden Warenpreisen sowie einem Kapitalabfluß, der in neun der letzten zehn Jahre den Zufluß an Kapital überstieg. Die Hälfte der Exporteinnahmen des Landes geht auf Gold zurück, dessen Preis heute um 60% niedriger liegt als 1980; auf technologischem Gebiet ist es immer noch auf den Import von Investitionsgütern angewiesen, die von zentraler Bedeutung sind für die Modernisierung des Produktionssektors (was dessen internationale Wettbewerbsfähigkeit erhöhen soll). Südafrika weist so all die klassischen Strukturprobleme eines semiperipheren Wirtschaftssystems auf. Diese wurden nach Soweto noch dadurch verschärft, daß das Land den Ruf politischer Stabilität verlor, der es zu einer attraktiven Anlagesphäre gemacht hatte. Obwohl der Staat eine monetaristische Politik verfolgte, die eine Kürzung der öffentlichen Ausgaben sowie eine Hochzinspolitik beinhaltete, und die Privatisierung von Staatskonzernen und halbstaatlichen Unternehmen in die Wege leitete, gelang es ihm nicht, das Vertrauen der Unternehmer in seine Wirtschaftspolitik zu erhalten. Es gelang ihm auch nicht (was noch wichtiger war), das Mehrprodukt zu schaffen, von dem die Aufnahme und Eingliederung nicht-weißer abhängiger Schichten abhängt. Der drastische Sturz des Rand, die daraufhin wiedereingeführten Währungskontrollen und der einseitig verkündete Rückzahlungsstop von Auslandsschulden sind lediglich die sichtbarsten Anzeichen einer tiefgehenden wirtschaftlichen Lähmung. Die zunehmende Repression in den »Homelands«, besonders in Trans-

kei, Ciskei und Venda, ist die unvermeidliche Folge ihrer mangelnden ökonomischen Überlebensfähigkeit sowie der Tatsache, daß der Staat nicht in der Lage ist, ihnen die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen, um die überzähligen Schwarzen, die er ihnen durch den »Export« von politischem Dynamit aus den »weißen« Gebieten aufgebürdet hat, auf andere Weise zu isolieren und zu kontrollieren.

### Formierung des Widerstands

Der Apartheidstaat war aber auch nicht in der Lage, die Gegenreaktion der weißen Arbeiterklasse und des weißen Kleinbürgertums zu verhindern, die die soziale Basis von Bothas Nationalistischer Partei stellen. Durch die Inflation schwer getroffen, im Beruf nicht länger durch die Rassenschranken geschützt, von Lohnkürzungen und geringeren Arbeitsmöglichkeiten bedroht (all dies Folgen der staatlichen Austeritätspolitik), haben sich diese Schichten immer stärker der »Herstigte Nationale Partei« (HNP — »Wiederhergestellte Nationale Partei«) oder der Konservativen Partei zugewendet (die sich von der Nationalen Partei abgespalten hat, weil sie die »Reform«-Elemente in der »totalen Strategie« ablehnt). Auch die kleinen Geschäftsleute und die Farmer leiden unter den normalen Auswirkungen einer Akkumulationskrise, letztere darüber hinaus noch an den Folgen einer langanhaltenden Dürreperiode. Bei den kürzlich abgehaltenen Nachwahlen gab es eine Stimmenverschiebung von 20% zugunsten der Rechtsparteien. (Die Architekten des neuen Zusammenschlusses innerhalb der herrschenden Klasse und der Verfassungsänderungen hatten diese Gegenreaktion jedoch vorausgesehen. Botha braucht sich nicht länger auf diese Klassen zu stützen. Der umorganisierte Staat funktioniert nicht mehr nach dem Westminster-Modell einer parlamentarischen Demokratie.)

Beim Kampf um den hegemonialen Einfluß auf wichtige Teile der nicht-weißen Bevölkerung zeigt sich der Bankrott der »totalen Strategie« am deutlichsten. Einen vorläufigen Höhepunkt erreichte er mit der Boykottkampagne gegen die Wahlen zu den in der neuen Verfassung vorgesehenen Kammern für Coloured und Inder, die ein zentrales Element des Reformprogramms der Regierung darstellen. Möglicherweise leichtfertig (wie sich rückblickend sagen läßt) erlaubte der Staat den oppositionellen Kräften, sich zu organisieren und gegen die Wahlen zu mobilisieren. Dies geschah hauptsächlich durch die Gründung der Vereinigten Demokratischen Front (UDF), der 600 bis 700 Organisationen beitraten. Sie konnte sich auf ein ausgedehntes Netzwerk von Basisgruppen in den Gemeinden und andere Organisationen stützen, die eine dynamische Rolle im Alltagsleben der schwarzen Townships in den städtischen »weißen« Gebieten spielen (über die meist zu wenig berichtet wird), und bezog ihre ideologische Stärke aus der Freiheitscharta. Es gelang ihr, die Frage der Kollaboration mit dem Apartheidstaat ganz oben auf die politische Tagesordnung der Schwarzen zu setzen — mit dem Ergebnis, daß weniger als 20% der Coloureds und Inder an den Wahlen im August 1984 teilnahmen und die gewählten Vertreter keinerlei nennenswerte Legitimität bei ihren Volksgruppen besaßen. Die Boykottbewegung setzte eine lange Tradition der Nicht-Mitwirkung im Staat fort, die sich über viele Jahrzehnte herausgebildet hatte und in den 70er Jahren im Kampf gegen die verschiedenen Pläne für lokale Verwaltungskörperschaften neue Aktualität gewann. Die übergroße Mehrheit der Bevölkerung, die Schwarzafrikaner, wurde aus dem umstrukturierten Staatswesen vollständig ausgeschlossen; ihre einzigen Möglichkeiten zur politischen Willensbildung sollten die ökonomisch nicht lebensfähigen »Homelands« und umorganisierte, aber finanziell immer noch sehr schlecht ausgestattete örtliche Verwaltungskörperschaften sein. Dieses Problem spielte zusammen mit der Tatsache, daß die Gewährung politischer »Rechte« an Coloureds und Inder mit einer Wehrpflicht für diese Bevölkerungsgruppen verbunden werden sollte, um die wachsende Personalkrise in den Streitkräften zu beseitigen, die Schlüsselrolle in der Kampagne der

UDF. Kurz vor den Wahlen wurden viele der UDF-Führer interniert oder angeklagt; diese Manöver kamen aber zu spät, um die weitverbreitete Politisierung, die die Kampagne gegen die Kollaboration hervorgerufen hatte, noch rückgängig machen zu können — sie förderte diese sogar noch. Trotz der massiven Ablehnung, auf die die Verfassungsvorschläge bei der großen Mehrheit der Bevölkerung stießen, setzte der Staat diese Politik in der Hoffnung fort, daß die Gesichter der schwarzen Kollaborateure in den neuen Kammern und Ausschüssen mit der Zeit größere Respektabilität in ihren Bevölkerungsgruppen erlangen und so dem Staat die erhoffte »reformerische« Legitimität verleihen würden. Dies sollte jedoch nicht geschehen.

Der Zorn der schwarzen Bevölkerung war wachgerufen. Die Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Lage durch die normalen Auswirkungen einer Akkumulationskrise, die Verschärfung der Austeritätspolitik, zu der sich der Staat gezwungen sah, um mit der Wirtschaftskrise fertig zu werden, die Unfähigkeit des Staates, spürbare Verbesserungen im Wohnungsbereich, im Schulwesen und bei den Sozialleistungen zu erreichen, und schließlich eine Arbeitslosenquote, die in einigen Townships zwischen 40 und 50% erreichte und landesweit bei 30% lag: all dies bildet die Grundlage der gegenwärtigen Unruhen. Die Verfassungsfrage wirkte zweifelsohne als wichtiger Katalysator, aber die hohe Inflationsrate und die Miet- und Fahrpreiserhöhungen 1984 waren die eigentliche Ursache für eine richtiggehende Explosion des organisierten Protests, der in Mietstreiks, Bus- und Schulboykotts sowie »Stayaways« (kurzen, örtlich begrenzten Generalstreiks) seinen Ausdruck fand. Der Staat reagierte mit zunehmender Repression und Brutalität, was die Unruhen noch weiter entfachte. Seit der Verkündung der neuen Verfassung Anfang September 1984 ließ sich die Situation nur unter Kontrolle halten, indem immer häufiger auf staatliche Gewalt gegen die schwarze Bevölkerung zurückgegriffen wurde: mehr als 850 Tote wurden offiziell gezählt (wahrscheinlich eine bei weitem zu niedrige Zahl), und Tausende von Menschen wurden verletzt. Die Verhängung des Ausnahmezustands im Juli 1985 und die Einrichtung einer totalen Pressezensur haben nicht ausgereicht, um den Aufstand niederzuschlagen; möglicherweise haben sie sogar den entgegengesetzten Effekt.

Die Offensive der schwarzen Bevölkerungsmehrheit richtete sich keineswegs auf beliebige Ziele. Sie richtete sich gegen den zentralen Stützfeiler der »totalen Strategie« — die Kollaborateure, von denen der Erfolg einer Politik des Teilens und Herrschens abhängt. Betroffen waren in erster Linie Polizisten, schwarze Gemeinderäte, Regierungsbeamte, Armeeangehörige und mutmaßliche Spitzel. Junge Leute, unter ihnen viele Schüler, spielten die führende Rolle. Der Einsatz der Armee zur Unterstützung der in Bedrängnis geratenen Polizeikräfte, die Ermordung führender Aktivisten durch staatlich unterstützte »Bürgerwehren« und eine rapid angestiegene Zahl von Menschen, die in Polizeihaft »starben« oder plötzlich verschwanden, kennzeichnen die Reaktion des Staates. Die seit der Verhängung des Ausnahmezustands Internierten waren meist Mitglieder der UDF oder ihr angeschlossener Organisationen; besonders in der ersten Phase des Aufstands wurde jedoch auch eine beträchtliche Zahl von Gewerkschaftern verhaftet (diese waren meist keine Mitglieder der UDF, wobei sich hier aber ein Wandel abzeichnet). An die Stelle der internierten Führer oder ihrer verbotenen Organisationen sind andere getreten, die an vorderster Front den Kampf weiterführen.

Die fortgesetzten Angriffe auf Kollaborateure haben eine Welle paramilitärischer Gewalt ausgelöst, die die direkte staatliche Repression ergänzt. Dies besonders in der östlichen Kap-Provinz, wo paramilitärische Gruppen, die oft von Organisationen wie Buthelezi Inkatha-Bewegung<sup>1</sup> organisiert und finanziert werden, die Aktivisten der UDF und anderer fortschrittlicher Basisorganisationen systematisch aus den Townships verdrängt oder auch ermordet haben. Tiefgehende und erbittert ausgetragene Differenzen trennen die UDF und rechte schwarze Führer wie Buthelezi voneinander; Hauptstreitpunkt ist

die Frage der Kollaboration. Unterdessen versucht der Staat, die UDF lediglich als Frontorganisation des ANC bzw. der Kommunistischen Partei hinzustellen und ihre Aktivitäten und die ihr angeschlossenen Organisationen zu diskreditieren. Er wird hierin von der »Coloured Labour Party« und denjenigen indischen Gruppen unterstützt, die sich für die neue Verfassung und den Ausnahmezustand ausgesprochen haben.

### Optionen von Kapital und Staat

Obwohl es dem Staat bisher gelungen ist, die Gewalttätigkeiten im großen und ganzen auf die schwarzen Townships und »Homelands« begrenzt zu halten, sind auch viele kleinere Landstädte in »weißen« Gebieten zum ersten Mal von den Unruhen betroffen. In einigen Fällen haben sie auch auf weiße Vorortgebiete in den großen Städten übergegriffen. Die Unruhen sind weitverbreitet und langanhaltend wie nie zuvor, und nichts läßt darauf schließen, daß sie in nächster Zeit abklingen werden. Obwohl schärfere Pressegesetze der Polizei und der Armee noch freiere Hand bei der Niederschlagung der Proteste lassen, haben die Dauer und Zielgerichtetheit der Unruhen eine akute Führungskrise des Staates ausgelöst. Sie beruht nicht zuletzt darauf, daß wieder einmal der Verdacht genährt wird, Südafrika mangle an langfristig an politischer Stabilität, und es stelle deshalb keine sichere Anlagesphäre für zukünftige Kapitalinvestitionen mehr dar.

Das ist es, was westliche Investoren und Regierungen beunruhigt, und was hinter der Sanktionsdiskussion steckt. Eine Politik des »Disinvestment« ist in einer Situation, in der ausländisches Kapital sowieso dazu neigt, die Flucht anzutreten, durchaus schmerzhaft, wie aus der Energie, den Finanzmitteln und der Erfindungsgabe deutlich wird, die in die Kampagne gegen Sanktionen gesteckt werden. Das Kapital und seine Verbündeten sind allerdings in der unangenehmen Lage, daß von den prominenten Schwarzen nur die »Homeland«-Führer und einige andere Kollaborateure (der wichtigste von ihnen ist Buthelezi) ihre Sache unterstützen. Tatsächlich ist die Frage von Sanktionen jedoch mehr oder weniger der einzige Punkt, an dem innerhalb der herrschenden Klassen in Südafrika noch Übereinstimmung besteht. Denn die Gewalt im Land selbst hat zu einer Strategie- und Vertrauenskrise hinsichtlich der Sicherung der allgemeinen Langzeitinteressen des Kapitals geführt. Dies verstärkt natürlich die Besorgnis westlicher Investoren und Regierungen. Sanktionen, seien sie auch von noch so geringem Umfang oder symbolischer Bedeutung, stellen eine dringende Aufforderung dar, etwas zu tun, um die kapitalistische Herrschaft und die Hegemonie in der Region zu sichern. Was getan werden muß, ist jedoch innerhalb und außerhalb Südafrikas äußerst umstritten, wobei die verschiedenen Positionen nicht immer klar umrissen sind.

Tatsache ist, daß *alle* Optionen, die dem südafrikanischen Staat noch offen stehen, mit großen Schwierigkeiten verbunden sind. Hierin liegt der Grund für die tiefgreifenden Konflikte innerhalb der weißen herrschenden Klasse, zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen und in diesen Gruppen selbst. Sie spiegeln sich in der Verwaltungsmaschinerie der staatlichen Exekutive ebenso wider wie im Justizapparat und in der Armee, in den Medien wie an den Universitäten. Diese tiefgreifende organische Krise des Staates ist ein Ausdruck der Verschärfung der Widersprüche in den bisher angewendeten Methoden zur Aufrechterhaltung des Akkumulationsprozesses und zur Vermeidung von Unruhen in einem rassistisch geteilten und zutiefst repressiven System der Arbeitsteilung. Auch ohne die politischen Unruhen hätten diese Widersprüche in Verbindung mit den Auswirkungen der weltweiten Rezession auf ein semiperipheres Wirtschaftssystem zu einer ernststen strukturellen Krise geführt. Sie stellen heute die Rahmenbedingungen dar, innerhalb derer sich jede Lösung der Krise im Sinne des Kapitals bewegen muß. Was sind also die Optionen, die Kapital und Staat offen stehen, und welche Aussichten auf Erfolg haben sie?

Die erste Möglichkeit besteht darin, den bisherigen Kurs der »totalen Strategie« fortzusetzen, den »Reform«-Prozeß jedoch zu beschleunigen und auf irgendeine Weise die politischen Bestrebungen der Schwarzen im Rahmen einer geänderten Verfassung in das bestehende System einzubinden. Trotz der langwierigen Beratungen eines Präsidialrats-Komitees zur sozialökonomischen und verfassungsrechtlichen Verbesserung der Lage der schwarzen Stadtbevölkerung stehen konkrete Vorschläge immer noch aus. In Erwägung gezogen wurde die Schaffung einer eigenen Kammer für Schwarze neben den bereits bestehenden für Coloureds und Inder (mit einer allmählichen Ausweitung des Wahlrechts), ein bundesstaatliches System, das die »weißen« Gebiete und die »Homelands« umfaßt und/oder die Einführung einer vielrassischen Form der »Machtteilung« auf städtischer und regionaler Ebene. Diese Vorschläge werden jedoch wahrscheinlich ebensowenig wie andere bereits ins Spiel gebrachte Lösungsmöglichkeiten — wie die Rückgabe der südafrikanischen Staatsbürgerschaft an alle Schwarzen (mit doppelter Staatsbürgerschaft für die den »Homelands« zugeordneten Schwarzen), die Einführung »nichtrassischer« Personalausweise als Ersatz für die Paßgesetze, die Einstellung der Zwangsumsiedlungen und die Ersetzung der Einwanderungskontrollmaßnahmen in den Städten durch Maßnahmen, die eine »geordnete Stadtentwicklung« gewährleisten sollen — die zentralen Forderungen der Schwarzen erfüllen: gleiches Stimmrecht für alle in einem einzigen nichtrassistischen Staat und Lösung der Landfrage. Die Schwächen dieser Strategie sind deshalb trotz aller Übertüchtungsversuche bereits deutlich erkennbar. Der »Group Areas Act« und die »Homelands« blieben weiter bestehen, und die meisten anderen Veränderungen wären rein kosmetischer Natur; darüber hinaus sind die Institutionen, die die Kollaboration der Schwarzen ermöglichen sollten (von der die Erfolgchancen dieser Option wesentlich abhängen), in vielen Gebieten weitgehend zerstört. Außerdem bietet diese Option keine Lösungsmöglichkeit für die Strukturprobleme eines Wirtschaftssystems, in dem zuwenig besteuerbare Gewinne erwirtschaftet werden, um wirkliche Reformen finanzieren zu können — die wiederum die notwendige Voraussetzung für die Bildung einer größeren Gruppe von Kooperationswilligen in den nicht-weißen Bevölkerungsschichten darstellen. Wenn die »totale Strategie« weiter verfolgt werden soll, wird dies nur mit Hilfe fortgesetzter und verschärfter Repression möglich sein, die sich dann möglicherweise auch gegen enttäuschte weiße Gruppen richten wird, die sich als ausverkauft betrachten.

Eine zweite Option wäre, mit Schwarzen, die das System der Privatwirtschaft unterstützen, über eine Machtaufteilung auf gesamtstaatlicher Ebene zu verhandeln. Eine solche Strategie liegt möglicherweise Bothas jüngsten Vorschlägen für ein nationales Verhandlungsforum zugrunde, an dem der ANC mitbeteiligt sein könne, falls er der Gewalt entsage und den bewaffneten Kampf einstelle. Die intensiviertere Zusammenarbeit von Inkatha-Bewegung und PFP sowie deren Forderung nach Einberufung einer verfassungsgebenden Versammlung weisen möglicherweise in dieselbe Richtung. Die Problematik einer solchen Politik liegt darin, daß nur der ANC und die radikaleren Führer der Coloureds und Inder, die nicht mit dem Regime zusammenarbeiten, eine nennenswerte Legitimität bei den nicht-weißen Massen besitzen (in begrenztem Maße stellt die Inkatha-Bewegung hier eine regional beschränkte Ausnahme dar). Eine Aufteilung der Macht, die auf eine Mitwirkung von Kollaborateuren hinausläufe, könnte — selbst wenn einige schwarze Gesichter in der Regierung auftauchen — wenig dazu beitragen, die Wut und Enttäuschung der schwarzen Stadtbevölkerung oder der »Homeland«-Bewohner zu entschärfen, die jetzt schon Opfer der Repression schwarzer Marionettenregime sind. Buthelezi könnte Ambitionen haben, der Bischof Muzorewa Südafrikas zu werden (und länger als dieser an der Macht zu bleiben!). Die Inkatha-Bewegung könnte sich mit der PFP zusammenschließen und das Großkapital weiter nach zahmen Schwarzen Ausschau halten, denen es die Unterdrückung der schwarzen Mehrheit anvertrauen kann. Aber wür-

den sie wirklich *eine ausreichende Zahl* von Kollaborateuren finden, um die staatliche Hegemonie wiederherstellen zu können, oder müßte der Staat auf paramilitärischen Terror zurückgreifen, der in der veränderten Lage, in der sich das Land heute befindet, eine Gegenreaktion auslösen würde, die die Volksbewegung noch weiter nach links drängen müßte? Diese zweite Option ist letztlich nur eine Variante der ersten, mit der sie die meisten Probleme und Gefahren gemein hat. Sie würde zweifelsohne eine intensive Reaktion der Schwarzen auslösen, die ihre eigenen Führer selbst demokratisch bestimmen wollen.

Eine dritte Option bestünde darin, auf ein Abkommen mit der Führung des ANC hinzuwirken und einen Einheitsstaat mit allgemeinem Wahlrecht, ein gewisses Maß an Umverteilung von Land und an Verstaatlichung sowie eine dann notwendig werdende Umstrukturierung der Streitkräfte zu akzeptieren. Es gibt Anzeichen, daß Teile des Kapitals dies ernsthaft als Ausweg aus der Krise in Erwägung ziehen. Diese Politik baut auf der Überlegung auf, daß sich der ANC bewußt ist, daß möglicherweise noch viele Jahrzehnte des Kampfes nötig sind, um den endgültigen Zusammenbruch des Kapitalismus und seines Staatsapparats in Südafrika zu erreichen, und daß bis dahin noch Tausende von Menschen ums Leben kommen könnten. Deshalb könnte der ANC bereit sein, sich mit bürgerlich-demokratischen Rechten und der mittelfristigen Abschaffung der *rassistisch* strukturierten Teile des Staates und des Systems der Arbeitsteilung abzufinden. Eine solche Politik ist jedoch äußerst riskant. Es gibt keine Garantie dafür, daß der ANC die revolutionäre Dynamik in seiner Massenbasis unter Kontrolle halten kann, und es steht keineswegs fest, daß ein bürgerlich-demokratischer Staat besser in der Lage ist, ein kapitalistisches Wirtschaftssystem (auch in der Form einer »gemischten« Wirtschaft) in Gang zu halten und dessen strukturell bedingte Akkumulationsprobleme zu lösen — was unabdingbare Voraussetzung für eine dauerhafte Massenbasis ist. Außerdem könnten die Probleme mit den einstigen schwarzen Kollaborateuren und mit den Teilen der weißen Arbeiterklasse und des weißen Kleinbürgertums, die diese Politik nicht akzeptieren, den ANC zwingen, eine gänzlich antikapitalistische Position einzunehmen, und so das herbeizuführen, was das Kapital unter allen Umständen verhindern will: eine tiefgreifende sozialistische Revolution. Da die jüngere, militantere »Soweto-Generation« inzwischen die Mehrzahl der Kader des ANC stellt, ist es sehr unwahrscheinlich, daß das Kapital das Risiko einer solchen Strategie auf sich nehmen würde — es sei denn, die politischen Unruhen wären überhaupt nicht mehr unter Kontrolle zu bringen. Falls dies eintreten sollte, hätten sich die Bedingungen, unter denen eine solche (oder irgendeine andere) Option möglich gewesen wäre, jedoch vollständig geändert.

Schließlich gibt es noch die Möglichkeit eines Putsches der Rechten mit Einführung des vollen Kriegsrechts, Aufhebung der Verfassung und aller bürgerlichen Rechtsformen und direkter Herrschaft mittels totaler militärischer Repression. Selbst diese Option würde jedoch das Problem der schwarzen Militanz nicht unbedingt kurz- oder mittelfristig aus der Welt schaffen; darüber hinaus würde dies die finanziellen Ressourcen des Staates mit einer kostspieligen Ausweitung des staatlichen Zwangsapparats belasten, der bereits jetzt mit Personalmangel und übermäßiger Beanspruchung in Namibia, Angola, Mozambik, den Grenzgebieten und den schwarzen Townships zu kämpfen hat. Die gegenwärtige Politik, die sich auf die Wehrpflicht und auf die Aufnahme von Indern und Coloureds in die Armee stützt (für deren Loyalität niemand garantieren kann), birgt bereits eine Reihe möglicher Probleme in sich.<sup>2</sup> Bei den Weißen deutet die Kampagne für ein Recht auf Wehrdienstverweigerung und gegen die allgemeine Wehrpflicht sowie die zunehmende Zahl derer, die sich dem Wehrdienst entziehen oder aus der Armee desertieren, darauf hin, daß auf Teile der Armee bei einer langanhaltenden militärischen Repression gegen eine feindlich eingestellte Mehrheit kein Verlaß wäre. Auch könnte eine solche Strategie keinerlei Grundlagen für die selektive Miteinbeziehung und Aufnahme

einer Schicht von Schwarzen schaffen, von der die Überlebensfähigkeit der kapitalistischen Klassenverhältnisse langfristig abhängt. In jedem Fall ist eine erfolgreiche Aufrechterhaltung des Kriegsrechts über einen längeren Zeitraum (was zweifelsohne notwendig wäre) von einer in sich geschlossenen Armee abhängig, die so in Afrika nicht existieren könnte. Selbst unter dem jetzigen Regime gibt es tiefgehende Konflikte zwischen »Verligten« und »Verkrampften«, und die kulturellen und ethnischen Spaltungen sowohl innerhalb der Weißen als auch innerhalb der Schwarzen würden eine wirklich verlässliche Geschlossenheit der Streitkräfte sehr unwahrscheinlich machen.

### **Unsichere Zukunft des Kapitalismus in Südafrika**

Die Widersprüche, mit denen jede dieser Optionen belastet ist, scheinen der Hauptgrund für die Lähmung des Staates und für seine Unfähigkeit zu sein, etwas anderes zu unternehmen, als sich immer stärker von seiner repressiven Seite zu zeigen. Andererseits steht das Ergebnis des Kampfes der schwarzen Bevölkerungsmehrheit, der nicht unbedingt erfolgreich enden muß, keineswegs fest. Der südafrikanische Staat und sein Militärapparat sind ungeheuer mächtig und haben bisher bei weitem noch nicht ihre gesamten Machtmittel in den schwarzen Townships eingesetzt (z.B. Kampfhubschrauber, Bomben, Maschinengewehre usw.). Ebenso wenig kann man davon ausgehen, daß der Westen stillschweigend einen wirklichen sozialistischen Wandel in der am höchsten entwickelten Industriegesellschaft Afrikas zulassen würde, ohne noch viel stärker als bisher in konterrevolutionärer Weise zu intervenieren. Darüber hinaus sind die Schwarzen uneinig. Zwar haben die gegenwärtigen Unruhen zu einem bisher nicht dagewesenen Maß an Übereinstimmung hinsichtlich zentraler Aspekte der »totalen Strategie« geführt, aber die Klassenkonflikte und die ethnischen und politischen Spaltungen, die vom Apartheidstaat und vom Kapital gefördert und institutionalisiert werden, haben ebenso ideologische und politische Auswirkungen wie die Erfahrungen, die durch das Alltagsleben in einem rassistisch strukturierten System sozialer Beziehungen vermittelt werden. Der ANC hat zwar die Mehrheit der Bevölkerung auf seine Seite gebracht; nichtsdestoweniger gibt es Kräfte, die Vorbehalte gegenüber seiner Strategie und Taktik sowie gegen die klassenmäßige Zusammensetzung seiner Führungsspitze haben. Sie vertreten die Ansicht, seine Politik sei von einem gefährlichen Abenteuererturn geprägt, das angesichts einer breiten staatlichen Gegenoffensive den Kampf der Schwarzen um Jahrzehnte zurückwerfen und eine Demoralisierung der Massen zur Folge haben könnte. Gerade die Tatsache, daß keine der Optionen wirklich erfolversprechend ist, läßt eine solche Großoffensive möglich erscheinen, trotz der unvorhersehbaren Auswirkungen auf die Situation im Inneren, die Dritte Welt, die Beziehungen des Regimes zum Westen und die Ost-West-Beziehungen. Der ANC ruft zwar die Massen dazu auf, das Land unregierbar zu machen; ob er indes wirklich in der Lage ist, ein landesweites Untergrund-Netzwerk zu organisieren und die Massenspontaneität zu lenken, anstatt von ihr gelenkt zu werden, muß dahingestellt bleiben. Darüber hinaus ist die gewerkschaftlich organisierte schwarze Arbeiterklasse, die eine zentrale Rolle beim Zusammenbruch des bürgerlichen Staates spielen müßte, noch nicht stark genug, um die Herrschaft des Kapitals in den Bergwerken, im Industriesektor und in der Landwirtschaft unwiderruflich in Frage stellen zu können. Obwohl die Forderungen der Gewerkschaften oft über unmittelbar ökonomische Ziele hinausgingen, hat der heftige Widerstand der Unternehmer und des Staates, aber auch der Druck der riesigen Armee von Reservearbeitskräften dafür gesorgt, daß sich die Kämpfe der Arbeiter bisher in Grenzen hielten, die mit der Herrschaft des Kapitals vereinbar sind. Wenn jedoch die Mehrheit der schwarzen Arbeiter weiterhin durch den »Group Areas Act« gezwungen wird, in den Townships zu leben, und wenn sich dort auf die Macht der Volksbewegung gestützte Basisorgane aufbauen lassen, die die Kapi-

talistenklasse daran hindern, dort die Kontrolle zurückzugewinnen, könnte eine Situation entstehen, die nicht nur den entscheidenden Sturmangriff auf den *rassistischen* Charakter der Staatsorgane und der Strukturen kapitalistischer Ausbeutung möglich macht, sondern auch den auf den Kapitalismus selbst.

Die Möglichkeit einer solchen Entwicklung ist es, die hinter den Debatten über Sanktionen und den Sorgen westlicher kapitalistischer Staaten steckt, die scheinbar das System der »freien Marktwirtschaft« von einem anrühigen Paria befreien möchten, den sie bis jetzt am Leben erhalten haben. Die Zukunft des Kapitalismus in Südafrika wird von der Entwicklung der Klassenkämpfe innerhalb des gesamten Subkontinents abhängen, aber auch vom Erfolg des Kampfes um ein wirklich »konstruktives Engagement«, der von fortschrittlichen Kräften im Rest der Welt geführt wird. Wenn Sanktionen wirklich die fortschrittliche Mehrheit stärken sollen, müssen sie sehr viel ausgedehnter sein als die zur Zeit angewendeten, die von genau den Klassenkräften verhängt wurden, die von einem Ende der schwarzen Unruhen profitieren würden. Es gilt, diese Kräfte daran zu hindern, ihre eigenen staatlichen Gewaltapparate einzusetzen, um sicherzustellen, daß es ein kapitalistisches Südafrika sein wird, das aus den gegenwärtigen Kämpfen hervorgeht.

### Anmerkungen

- 1 Die Inkatha-Bewegung hat eigenen Angaben zufolge fast eine Million Mitglieder (ca. 4% der schwarzen Bevölkerung), die auch aus Gegenden außerhalb ihrer Hochburg im Kwa-Zulu-»Homeland« stammen. Buthelezi blieb zwar nichts anderes übrig, als die neue Verfassung abzulehnen, da sie die ihn unterstützende Basis ausschloß, seine gewalttätige politische Taktik hat sich jedoch stets gegen die Kräfte des Volksaufstands gerichtet.
- 2 In Namibia werden zur Zeit alle erwachsenen Männer bis zum Alter von 54 Jahren zur Armee des kürzlich geschaffenen Marionettenregimes eingezogen.



**OTTO BAUER-  
THEORIE  
UND POLITIK**

### Theorie und Politik bei Otto Bauer Hrsg. v. D.Albers, H.Heimann, R.Saage

Dieser Sammelband dokumentiert die Beiträge einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung und den Stand der theoretischen und politischen Auseinandersetzung mit Otto Bauer. Schwerpunkte sind die Politik und Programmatik Bauers in der ersten Republik, die Aktualität von austromarxistischen Positionen, Bauer und die Sowjetunion.

Die Autoren: Albers, Euchner, Haug, Heidenreich, Heimann, Leser, Meyer, Miller, Pelinka, Saage, Schöler, Walter, XuYi.

Argument-Sonderband AS 129

17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



Detlev Albers

## **Eurolinks als bloße Modernisierung?**

### **Anmerkungen zum »Europa-Manifest« von Peter Glotz\***

Ohne Zweifel, das Thema »Europa« ist wieder aktuell. Mit atembeklemmender Konsequenz läßt die zweite Amtszeit der Reagan-Administration diesseits des Atlantik niemand mehr der Frage entgehen, was zu tun ist, um nicht zum willenlosen Spielball Washingtons gemacht zu werden. Und wird der Westen des alten Kontinents zum bloßen Anhängsel der USA, wer wollte dann noch über eigenständige, mehr denn defensiv-nachholende Entwicklungen innerhalb und zwischen den sozialistischen Staaten seiner östlichen Hälfte rechten? Dabei ist eines völlig klar: Das globale militärisch-strategische Kräftemessen der USA mit der Sowjetunion, in dem heute die nationale Selbstbehauptung der europäischen Staaten zerrieben zu werden droht, liefert nur die eine Seite der Medaille. Es ist selbst nur der zugespitzte Ausdruck eines auf allen Bühnen der Weltarena, von der Wirtschaft über die Politik bis zur Kultur, ausgetragenen Ringens um die Köpfe, die Zukunft, ja vielerorts in einem elementaren Sinne um die Überlebenschancen der Menschheit. So nötigt die Standortbestimmung Europas links wie rechts, Progressive nicht anders als Konservative dazu, Farbe zu bekennen, die Grundausrichtung des eigenen politischen Kampfes offenzulegen.

Es ist daher der Sache nach nur folgerichtig, wenn Peter Glotz das Thema »Europa« noch vor der heißen Wahlkampfphase '87 für die Linke neu zu besetzen versucht. Er tut dies in einer, alles in allem genommen, prekären Situation der traditionellen westeuropäischen Arbeiterbewegung. Wo sie mit großen Hoffnungen antrat, wie 1981 in Frankreich oder wenig später in Griechenland, hat längst ein Machertum die Oberhand gewonnen, das mit der Spätphase der sozialliberalen Ära in Bonn (wo nicht deren Ende) viel, mit sozialistischem Aufbruch jedoch nichts mehr zu tun hat. Und anderswo sieht es selbst in der Opposition nicht viel rosiger aus.

Überall frißt sich die Wirtschaftskrise beängstigend an die Kernsubstanz des ohnehin nur höchst unterschiedlich geknüpften, an vielen Stellen längst gerissenen Netzes sozialstaatlicher Sicherungen heran. Arbeitslosigkeit, Ausgesondertwerden, Verelendung, aussichtsloses gesellschaftliches Abgeschriebensein ist in den meisten westlichen Ländern wieder zu einem Millionenschicksal geworden. Technische Umwälzungen werden primär als weitere Gefährdung der Arbeitsplätze erfahren; die Umweltprobleme spitzen sich zu und scheinen doch unbeherrschbar. Wetttrüsten, ohne daß ein Ausstieg in Sicht käme, Vereisung der Ost-West-Beziehungen, das alles muß, solange es alternativlos fortläuft, zu allererst den Rückhalt, die Nervenstränge und nicht zuletzt das Selbstvertrauen der Linken treffen.

Aber die Politik duldet kein Davonlaufen vor den Problemen, keinen »Rückzug in die Wagenburg« subalternen Minderheitspositionen, wie Glotz es vielleicht nennen würde; sie verlangt die Ausarbeitung eines Projektes, eines Programms, das sich bewußt dem Anspruch stellt, einen umfassenden Krisenausweg zu zeigen und damit im Positiven wie im Negativen das eigene politische Schicksal zu verbinden. Wer sich dieser Anstrengung entzieht, wer sich auf das nur pragmatische »Machen« oder gar »Aussitzen« verläßt, verliert nicht nur die geistige Meinungsführung, die »kulturelle Hegemonie«, wie es Glotz selbst heute in Anlehnung an Antonio Gramsci gern bezeichnet; er wird im strengen Sinne oppositionsunfähig. Denn er zehrt nur noch von der Macht der Gewohnheit,

\* Peter Glotz: Manifest für eine Neue Europäische Linke. Siedler-Verlag, West-Berlin 1985 (Seitenverweise in Klammern).

die seine politische Richtung am Leben erhält, aber die eigene Fähigkeit zu gestalten, schrumpft unaufhaltsam.

Wie stellt sich unser »Manifest«-Autor nun seinem Gegenstand? »Europa rinnt aus«, wenn es so weitermacht wie bisher. Das ist die Ausgangslage, das Ergebnis konservativer Nationalstaaterie und blinder oder apologetischer Anpassung an die Mechanismen von Markt und Weltmarkt. Peter Glotz wird nicht müde, diese Wirklichkeit mit bissiger, ätzender Ironie aufs Korn zu nehmen.

»Wir sehen keine Mission mehr für Europa, wir formulieren keine Politik, wir reflektieren (nur) den Konflikt der Supermächte, die aus unseren verfluchten zwei Kriegen in diesem Jahrhundert emporgestiegen sind. Wenn alles so weitergeht wie bisher, sind wir schon am 50. Jahrestag der Konferenz von Jalta ein imaginäres Museum; besucht von amerikanischen, sowjetischen, japanischen und dereinst vielleicht auch chinesischen Reisegruppen mit Pauschalprogramm; sozusagen die Griechen der Römer, die 'Graeculi' ...« (19)

Nehmen wir diese Diagnose des Krisenarztes Glotz nicht auf die leichte Schulter. Gewiß ein Stück Chuzpe, ein Stück Schweißkiade, ein Stück künstliches Auftürmen von Schwächen und Defiziten der »alten« gegenüber der »neuen Welt« ist noch darunter gemischt. Westeuropa, und darin besonders die Bundesrepublik, liegt in der Weltmarktkonkurrenz zu den anderen beiden Zentren, den USA und dem pazifischen Raum um Japan, nicht so hoffnungslos zurück, wie uns das Glotz-»Manifest« glauben machen will. In den Wachstumsbranchen und Zukunftsindustrien der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts, von der Automobil- und Werkzeugmaschinenindustrie über die Chemie und Elektronik bis hin zur Luft- und Raumfahrtindustrie, haben die Europäer den Amerikanern längst manches Schnippchen geschlagen. 1945 oder auch noch in den 50er Jahren hatten die USA gegenüber Westeuropa, technologisch, forschungsmäßig gesehen, einen ungleich größeren Vorsprung vorweisen können als heutzutage. Und Japan hat im Hinblick auf beide gewaltig aufgeholt, verfügt technologisch, etwa in der Umweltindustrie, über beachtliche Trümpfe. Doch sind auch dort weder Grundlagenforschung noch Produktentwicklung ein für allemal an uns vorbeigezogen.

Nur entkräftet das nicht die Diagnose von Glotz. Ginge es allein um die Verbreitung von Spitzentechnologie oder darum, wer im Wettlauf zwischen den industriellen Zentren der selbsternannten »Ersten Welt« augenblicklich die Nase vorn behält, wir hätten schon noch manches zu bieten. Aber damit sind die Probleme eben lange nicht mehr in den Griff zu bekommen. Wir brauchen im eng gewordenen Westeuropa Innovation plus ökologisches Bewußtsein (wozu auch radikale Technikkritik gehört) plus Sozialstaat (mehr, vielfach anders organisiert als bisher) plus Abbau des Patriarchats plus Ausgleich mit der ausgepowerten Dritten Welt. Und dieses Problembündel als ganzes ist mit dem Status quo der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik in den einzelnen (west-)europäischen Staaten immer weniger zu bewältigen. Wer darin bloß weitertreibt, rinnt aus. Dem für die Linke und für die SPD mit einem »Ausbruch nach Europa« zu begegnen, verrät einen deutlich schärferen Realitätssinn als dies für frühere, gar nicht so weit zurückliegende Parolen der Partei galt. Erinnerung sei nur an den unsäglichen Slogan vom »Modell Deutschland«, mit dem die Bundestagswahl 1976 bestritten wurde.

Wie aber soll nun die eigentliche Therapie des Glotzschen Ausbruchsversuchs aussehen? Wir bekommen sie in einem glitzernden Feuerwerk von Bildern, Metaphern, Anspielungen verabreicht. Sie lautet als Chiffre verpackt: »Die Moderne gestalten«. Im Klartext mündet sie in den Appell an die Linke:

»... Vorurteile gegen die als gefährlich empfundene Phantasie des Unternehmers (zu) überwinden und gleichzeitig den keineswegs an sein Ende gekommenen Kapitalismus auf ein neues Leitbild der Investitionen, eine Strategie des qualitativen Wachstums, eine ökologische Buchhaltung (zu) verpflichten.« (25)

Hier verwandelt sich unser europäischer Krisenarzt in einen simplen Doktor Eisenbart, der dort — wo er eben noch radikale, neue Fragestellungen ankündigte — Steine statt Brot als Antwort liefert. Oder entspringen alle Probleme, die uns zu schaffen machen, von der millionenfachen Arbeitslosigkeit bis zur ökologischen Krise, zuletzt eben doch nur einem Mißverständnis? Können wir sie mit dem Abschütteln sozialistischer Vorurteile, dem endlichen Verzicht auf jede Form von Ballonmützen-Sozialismus und dem mutigen Zugehen auf die Moderne, so wie sie nun einmal ist, bewältigen? Glaubt Peter Glotz wirklich, den »Ausbruch nach Europa« unter der im Kern unangetasteten Schirmherrschaft der internationalen Konzerne und Banken erreichen zu können?

Wer Gesellschaftsveränderung nur als Anhang von Modernisierung, als »Abfederung« von grundsätzlich akzeptierten ökonomischen Machtpositionen konzipiert, wird der Krise und ihren Ursachen weder zu Hause noch in Europa und erst recht nicht im globalen Maßstab begegnen. Weil die »Eurolinke«, folgte sie Glotz, die sozialistische Zielperspektive aus ihrem Horizont zu streichen hätte, fiel sie nicht nur als glaubwürdiger Verbündeter im Ringen des »Südens« um eine neue Weltwirtschaftsordnung aus. Sie machte sich gleichermaßen als Adressat und Akteur der hier wie dort anstehenden »Jahrhundertaufgabe Ökologie« untauglich. Und auch zum Thema Wettrüsten, Friedens- und Entspannungspolitik droht sie in notwendigen, aber allein unzulänglichen »realpolitischen Szenarios« steckenzubleiben. — Mir scheint, das Glotz-»Manifest« spiegelt an dieser entscheidenden Stelle ein Dilemma, das auch in dem, was man jetzt aus der neuen Programmkommission der SPD zu hören bekommt (und was zusätzlich vernehmbar aus den Verlautbarungen des Kanzlerkandidaten Rau zu entnehmen ist), ungeklärt bleibt. Die Partei begreift, muß in den täglichen Erfahrungen ihrer Mitglieder tausendfach begreifen, und Glotz selbst gibt dem analytisch in mancherlei Hinsicht Ausdruck, daß sich die Lage zuspitzt, daß die Probleme längst viel tiefer gehen, als daß sie sich mit einem schlichten Wechsel der Bonner Regierungsmannschaft bewältigen ließen. Zugleich aber schreckt die SPD, wie Glotz in seinem »Ausbruch nach Europa«, davor zurück, den Rubikon zu überschreiten. Sie weigert sich einzugestehen, daß dauerhafte Problemlösungen, Antworten, die den Namen »Zukunft Europas« wirklich verdienen, im Rahmen der Marktwirtschaft, auf den gewohnten Pfaden der »Unternehmerphantasie«, nicht mehr zu haben sind. Langfristig nicht und kurzfristig nur, wenn alle wissen, daß man »mit den Wölfen heult«, d.h., daß man die eigene Regierung als einen Übergangsprozeß, als einen tatsächlichen Ausbruch aus den gesellschaftlichen und letztlich ökonomischen Krisenursachen konzipiert. — Freilich ist mit dem bloßen Eingeständnis, daß man — Ballonmütze hin oder her — um die alte sozialistische Machtfrage nicht herumkommt, wenn der europäische Krisenausweg gelingen soll, allein noch nicht viel gewonnen. Anders herum: Die gleiche Sorgfalt und List, das gleiche Differenzierungsvermögen, das Glotz an den Tag legt, um die Modernisierung auf dem Boden der alten Wirtschaftsordnung voranzutreiben, eine entsprechende »Kunst der Politik«, um noch einmal Antonio Gramsci zu zitieren, wären nötig, um die Realisierungschancen eines solchen neuen, keinem Modell verpflichteten westeuropäischen Sozialismus zu erkunden. Denn ohne Kompromisse, Zugeständnisse an Mittelschichten, Einbußen und Opfer wird es auch auf dem Weg dahin nicht abgehen. Die Welt ist, wie sie ist; sie zu verändern, verlangt auf Schritt und Tritt seinen Preis, verlangt viel weitergehende Einheit in der westlichen Linken und benötigt Verbündete aus allen gesellschaftlichen Lagern. Genauso sicher ist, daß auch die Verselbständigung dieses, nach anderer Logik zusammenfindenden Europas gegenüber den beiden Weltmächten und als mehr denn verbal solidarischer Partner der Dritten Welt nur schrittweise gelingen kann. Viele der Überlegungen von Glotz könnten dabei, der Anordnung ihres Verfassers gegen den Strich gelesen, nützlich sein. Aber das von ihm verfochtene Projekt des »Ausbruchs nach Europa« hat, um in der Wirklichkeit bestehen zu können, seine eigentliche Häutung noch vor sich.

## Dokumentation

### Gorbatschow über Kontrolle von unten und Selbstverwaltung

Die folgenden Worte sind dem Referat entnommen, in dem Gorbatschow am 15.10.1985 dem ZK der KPdSU den Entwurf des neuen Parteiprogramms vorstellte, das auf dem XXVII. Parteitag im Februar 1986 verabschiedet werden soll. Die Anspielung auf das neue Statut der KPdSU bezieht sich auf den Abschnitt VII »Die Partei und die staatlichen und die gesellschaftlichen Organisationen«, in dem u.a. die »Vermengung der Funktionen der Partei- und der anderen Organe« verboten wird. (Übersetzung nach dem Redetext in der Ekonomitscheskaja gaseta vom Oktober 1985 unter Zuhilfenahme von: M. Gorbatschow: Wir sprechen offen über die Ziele unserer Politik. APN 1985)

»(...) Wir halten an dem Kurs auf den Kommunismus fest und gehen dabei davon aus, daß es zwischen zwei Phasen einer einheitlichen kommunistischen Formation keine scharfe Grenze geben kann. Weder darf man den Sozialismus übergehen und unmittelbar zur höchsten Phase des Kommunismus übergehen, noch ist es richtig, sich den Sozialismus als selbständige Formation vorzustellen. Das Hinüberwachsen des Sozialismus in den Kommunismus ist durch objektive Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmt. Jegliche Versuche voranzueilen, kommunistische Prinzipien ohne Berücksichtigung des Niveaus der materiellen und geistigen Reife der Gesellschaft einzuführen, sind — wie die Erfahrung zeigt — zum Scheitern verurteilt. Aber ebenso ist eine Verzögerung bei der Durchführung von notwendigen Veränderungen, bei der Lösung neuer Aufgaben unzulässig.

(...) Grundsätzliche Bedeutung messen wir den Bestimmungen des Programmentwurfs über die Entwicklung des politischen Systems der sowjetischen Gesellschaft bei, über die immer bessere Verwirklichung der sozialistischen Selbstverwaltung des Volkes.

Genossen, ich möchte mit aller Kraft unterstreichen: Ohne die allseitige Erweiterung und Vertiefung der sozialistischen Demokratie, d.h. ohne die Schaffung der Bedingungen für die alltägliche, aktive und wirksame Teilnahme aller Werktätigen, ihrer Kollektive und Organisationen an der Entscheidung der Fragen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, können wir nicht erfolgreich vorangehen. In der Initiative, Energie, im lebendigen Schöpferum der Massen, in ihrer bewußten und engagierten Haltung zu den Aufgaben der Errichtung einer neuen Ordnung — eben darin sah Lenin die wichtigste Kraft- und Lebensquelle des Sozialismus.

Die Herausbildung einer echten Volksmacht erhält heute noch größere Bedeutung, wo wir uns an die Lösung sehr komplizierter Aufgaben in Produktion, Kultur und Leitung machen. Jeder wirkliche Schritt zur Verbreiterung der Öffentlichkeit ist wertvoll, ebenso zur Verstärkung der Kontrolle von unten, zur Vertiefung der demokratischen Methoden in der Tätigkeit aller staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen. Kurz gesagt, wir müssen die demokratische Natur des Sozialismus so viel als möglich nutzen, sein Lebenserfordernis, sich mit dem Schöpferum der Massen zu sättigen.

(...) Je vielfältiger, je reicher das innerparteiliche Leben ist, je tiefgehender der Demokratismus bei der Entscheidung aller Schlüsselfragen — von der Aufnahme in die Partei bis zur Kaderpolitik —, desto stärker und wirksamer ist der Einfluß der Partei auf alle gesellschaftlichen Prozesse.

Eben in dieser Richtung werden im Parteistatut die Grundprinzipien präzisiert, nach denen die Partei die staatlichen und die gesellschaftlichen Organisationen anleitet. Jede Organisation ist dazu aufgerufen, ihre Aufgaben in vollem Umfang zu erfüllen, die parteiliche Anleitung ihrer Tätigkeit soll klar erkennbaren politischen Charakter tragen und

die Weiterentwicklung der sozialistischen Selbstverwaltung des Volkes in allen Gliederungen und auf allen Ebenen aktiv fördern. (...)

Im Mittelpunkt der gesamten Arbeit zum Studium und zur Erläuterung der Dokumente in Vorbereitung des Parteitages müssen das Arbeitskollektiv und seine Basiselemente, der Bereich und die Brigade, die Farm und das Laboratorium, stehen. Hier ist eine konkrete Aussprache über unsere Angelegenheiten, über den Einsatz der riesigen Reserven, über die sparsame Nutzung der Ressourcen, die Beseitigung bestehender Mängel und die Verbreitung vorbildlicher Erfahrungen zu entfalten. Es kommt darauf an zu erreichen, daß jeder sowjetische Mensch über die Ziele und Aufgaben des Parteiprogramms und über den Sinn der Innen- und Außenpolitik der Partei gut Bescheid weiß und es versteht, seine tägliche Arbeit damit zu verbinden. (...)

Kein nützlicher Gedanke, kein Vorschlag darf unbeachtet bleiben. Es ist wichtig, daß die Werktätigen während der Diskussion spüren, daß ihre kritischen Signale gehört und aufgrund ihrer Vorschläge die entsprechenden Maßnahmen getroffen werden. Das ist für uns eine prinzipielle Frage.«

## Rezensions- Beiheft zum Kritischen Wörterbuch des Marxismus

### Rezensions-Beiheft zum Kritischen Wörterbuch des Marxismus

Besprechungen von 99 aktuellen Büchern dokumentieren die vielfältigen Erfahrungen, Methoden und Probleme der verschiedenen Strömungen im internationalen Marxismus. Für die Benutzer des KWM ist dieses Beiheft auch ein erster »Ergänzungsband«: als einmaliger Überblick über die neueste Literatur zu Marx; zu zentralen Gegenständen der marxistischen Theorie: Arbeit, Klassen, Staat, Politik etc.; zur Geschichte, den Bewegungen und wichtigen Vertretern des Marxismus: von Lenin bis Angela Davis, vom Black Marxism bis zum Marxismus in China.

216 S., 17,60 DM 5 f. Stud. 14,60 DM  
(Argument- und AS-Abonnenten,  
KWM-Subskribenten: 14,60/12,60 DM)

## Kongreßberichte

### II. Internationale Friedensuniversität

Aarhus Universität, Dänemark, 23. bis 26. Oktober 1985

Ein bißchen Volksuni-Bewegung stand sicherlich Pate, als die Friedens-Uni im Sommer 1984 in Bremen aus der Taufe gehoben wurde. Wolfgang Abendroth, Erich Fried, Johan Galtung, Horst Eberhard Richter u.a. verliehen ihr den Glanz, der bei den Hauptveranstaltungen ein- bis zweitausend Teilnehmer/innen anzog. Im behäbigeren Aarhus war das Ganze eher kopflastig: Bürgermeister, Uni-Rektor, mittlerweile vier Veranstalter-Hochschulen (Aarhus, Bremen, Hamburg, Münster), Sprecher/innen aus neun Ländern (darunter, großer Durchbruch: die DDR, UdSSR und Ungarn) gaben in Aula und Rathaus der Veranstaltung qualitatives Niveau und offizielle Würde, doch die Massen fehlten. Selbst bei der städtischen Kundgebung am abschließenden Sonnabend zum UNO-Jubiläum gaben sich von den 230000 Einwohnern der Stadt (einschließlich ihrer 13000 Studierenden) nur ungefähr 300 bis 400 dänische Friedensfreunde ein Stellchen.

Neben einer Podiumsdiskussion dänischer Politiker und einem Rundgespräch dänischer Schriftsteller und Philosophen gab es rund fünfzig internationale Vorträge, von der Vorbereitungskommission unter Leitung des Germanisten Jorgen Kjaer in systematischen Gruppen arrangiert: I. Analyse der Krise; II. Alternativen; III. Möglichkeiten zur Verhinderung der Katastrophen — moralische Verantwortung. Quer zu dieser Systematisierung kristallisierten sich thematische Schwerpunkte heraus: Verantwortung der Wissenschaft; SDI; Ost-West-Konflikt; atomwaffenfreie Zonen. In den Grenzbereichen zwischen Soziologie, Philosophie, Militär- und Religionswissenschaft argumentierten Peter Alheit (Bremen), Peter Kemp (Kopenhagen) und Hans Jörg Sandkühler (Bremen). Mit unterschiedlichen Denkmodellen arbeitend, einte sie der Appell für die Notwendigkeit einer »Forschungsethik«. Die ökonomischen Ursachen der Aufrüstung untersuchten Herbert Schui (Hamburg) und Alfred Bönisch (Berlin/DDR). Sie forderten eine »Koalition der Vernunft«. Unterschiedlich ideologisch motiviert, aber doch einig im Ergebnis waren sich Marek Thee (Oslo) und István Kende (Budapest), wenn sie ein demilitarisiertes Mitteleuropa forderten.

In diesem Kontext die weitreichendsten und klarsten, freilich gemessen an den Realisierungschancen wohl auch utopischsten Vorstellungen legte Alfred Mechttersheimer (Starnberg) mit seiner »Friedensplattform '87« auf den Tisch. Gedacht als friedens- und sicherheitspolitischer Programmentwurf für ein rot-grünes Regierungsbündnis, sieht sie die schrittweise Beseitigung der nuklearen und chemischen Massenvernichtungsmittel sowie Maßnahmen allgemeiner Abrüstung wie Begrenzung von Militärausgaben, Streitkräfteumfang, Rüstungsexport bis hin zu einer deutsch-deutschen Abrüstungs Kooperation als Element europäischer Friedenspolitik vor. Diese Kooperation wiederum sollte auf eine mitteleuropäische Sicherheitszusammenarbeit unter Einschluß der Länder Österreich, Schweiz, ČSSR, Polen, Ungarn, Benelux und Dänemark gerichtet sein. Blockdenken und Blockrealitäten als entscheidende Bedingungen von Feindbildern sind zu beseitigen.

Solange solches aber nicht in die Nähe der Verwirklichung rückt, ist die Initiative von sechs Friedensorganisationen eines skandinavischen »Blocks« (Dänemark, Finnland, Faröerinseln, Island, Norwegen, Schweden) für eine »nordische atomwaffenfreie Zone« legitim und lebensnotwendig. Vorgetragen von Erik Alfsen (Oslo), wartet der Vorschlag mit höchst präzisen und detaillierten Definitionen, geographischen Markierungen, Verpflichtungen, Vereinbarungen und Kontrollen auf und versteht sich als Stimulus für jene Kräfte, die eine Befreiung Mitteleuropas von Atomwaffen anstreben.

Es fehlten schließlich nicht die Szenarios des Schreckens über die biologischen Konsequenzen des Nuklearkrieges, über klimatische und ökologische Veränderungen. Neuere Forschungsergebnisse wurden von Wilfried Bach (Münster) und M. A. Mokulsky (Moskau) vorgetragen. Den ökonomischen, politischen, militärischen und moralischen Wahnsinn von SDI erläuterten Georg Ahrweiler (Münster), Hans Henrik Holm (Aarhus) und Wilfried Staude (Bremen). Es gab jedoch auch Raum für Friedenskonzepte wie das des dänischen Kinderbuchautors Thyge Christensen, der mit »excitement of peace« (Aufreizung zum Frieden) einen positiven Alltagsbegriff von Frieden (im Gegensatz zur Definition als »Nicht-Krieg«) am Beispiel der Großkommune Hinnerup vorstellte.

Die Abschlußresolution richtete den Blick bereits auf Helsinki, wo im Oktober 1986 die III. Internationale Friedensuniversität an zweifellos traditionsträchtigem Ort stattfinden soll.  
Dieter Herms (Bremen)

### **Erste Europäische Sozialistisch-feministische Konferenz**

Kopenhagen, 11. bis 13. Oktober 1985

Was nicht feststeht, ist der Name — wohl aber die Tatsache, daß wir uns international zusammenschlossen, um politisch eingreifen zu können, vereint in größerem Maßstab und gestärkt eben dadurch nach innen auf nationaler Ebene. Der Austausch von Informationen, nicht zuletzt über mögliche, weil in anderen Ländern schon Wirklichkeit gewordene Strategien, erfolgte sofort. Aus acht Ländern kamen 74 Frauen. Viele weitere haben sich schon jetzt angemeldet zum zweiten Treffen im November 1986 in Hamburg. Bei diesem ersten Treffen waren die Themen noch notwendig grenzenlos, die Diskussionsformen in Probe. Sozialistinnen, autonome Frauen, Kommunistinnen vornehmlich aus Schweden, Frankreich, England, Dänemark, der BRD und Österreich, dazu Gäste aus Indien und Australien diskutierten über Staat, Reform und Revolution, konkrete Politikmodelle, die Quotierungsbewegung, Familie, Hausarbeit, Sprache, Sozialisation und Psychologie. »In and Against«, so formulierte Cynthia Cockburn aus England konsensuell das heute notwendige Verhältnis von Feministinnen zu den politischen Organisationen. Die ungemütliche Lage wurde von Drude Dullerup aus Dänemark zuspitzend formuliert: »We must stand on all legs«. D.h., daß wir mehr Standbeine brauchen als üblich und normal ist, und daß wir schon angefangen haben, diesen Überschuß zu leben. — Was wir erreicht haben: Wir waren uns einig, daß wir diesen Zusammenschluß brauchen, jetzt sofort. Wir haben ihn besiegelt durch die Schaffung eines Bulletins. Es wird mit einer ersten Nummer mit den Kongreßbeiträgen noch in diesem Jahr herauskommen. Die zweite Nummer erscheint im September 1986 mit den Vorbereitungstexten und Materialien zum zweiten Treffen im November. Dieses zweite Treffen steht unter dem Thema »Restructure Work«. Unter diesem Titel sind Utopien einer anderen Gesellschaft ebenso gemeint wie Arbeitszeitmodelle heute, sollen die Fragen von Haus- und Erwerbsarbeit, Arbeitsmarkt und Liebesdienst ebenso diskutierbar werden wie die Neue Technologie, die Feminisierung der Armut und allgemeine feministische Ideen zum Stellenwert der Arbeit in unseren Entwürfen. Die vorläufige Adresse für das Bulletin ist: Cynthia Cockburn, 83 Bartholomew Road, London NW5 2 AH, England. Die vorläufige Kongreßadresse für 1986 ist: Argumente-Laden, Im Durchschnitt 21, 2000 Hamburg 13. Die vorläufige Kongreßsprache ist Englisch.

Während unsere erste Konferenz in einer Schule stattfand, wir gemeinsam wohnten und arbeiteten, zeichnet sich jetzt schon ab, daß die zweite ungleich größer werden wird, die Debatten kontroverser werden, die Organisationsprobleme wachsen. Die in diesem Jahr verhinderten Gruppierungen aus Italien, Spanien und Portugal kündigen größere Delegationen an und den Wunsch, mehrere Sprachen zuzulassen. Wir haben weder die Mittel großer Organisationen noch die Erfahrung großer Kongresse. So sind uns alle Ratschläge und Hilfsangebote willkommen.  
Frigga Haug (West-Berlin)

## Forum '85

Konferenz nichtstaatlicher Organisationen zum Abschluß der UNO-Frauen-Dekade in Nairobi, Kenia, 10. bis 19. Juli

Ich bin ziemlich unvorbereitet zu dieser NGO(Non-Governmental-Organizations)-Konferenz gekommen, da ich erst kurz vorher erfahren hatte, daß mich unsere Frauenzeitschrift, die AUF, nun doch hinschickt und war außerdem zum ersten Mal in Afrika. Ich hatte zwar die Registrationsgebühr einbezahlt, aber keine Unterkunft gebucht. Nach einem Tag Herumlaufen und Zurechtfinden im anfänglichen Chaos ergatterte ich einen Platz in einem Zweibettzimmer im Studentenheim, zehn Minuten von der Universität. Manchen anderen, die sogar eine Bestätigung ihrer Buchung vorweisen konnten, ist es da schlechter ergangen, da die kenianische Regierung einfach Hotelzimmer für wichtigere Leute (offizielle Delegierte z.B.) requiriert hatte. Einige der aus den Hotelzimmern gewiesenen Frauen hielten gemeinsam eine Pressekonferenz ab und boten den offiziellen Delegierten an, die Zimmer mit ihnen zu teilen, statt sie zu räumen. Was dann zum Teil auch wirklich passiert ist.

Laut kenianischen Angaben waren allein beim Forum ca. 13 500 Teilnehmer/innen (insgesamt ca. 16 000) aus ungefähr 150 Ländern (Nairobi selbst hat weniger als eine Million Einwohner). Das Programmangebot war einfach überwältigend: Es gab eine Unmenge von Arbeitskreisen (etwa 100 pro Tag), gehalten von Gruppen wie Demokratische Frauen Griechenlands, Weltfriedensrat, Weltkirchenrat, Internationaler Lesbischer Informations-Service, Frauen Die Frauen Sein Wollen, Frauen und Männer, Nationales Recht auf Leben-Komitee, also von feministisch-sozialistisch bis reaktionär bunt zusammengewürfelt, mit Themen zu Frieden, Entwicklung, ökonomischer Krise ..., zu Problemen von Emigrantinnen, Farbigen ..., zu Gesundheit, Polygamie, Beschneidung, Arbeitsbedingungen ... Ebenso konkret waren Projektvorstellungen: Organisation von Videofestivals, Verhaltensfolgen bei Genuß von alkoholischen Getränken ... Parallel dazu Tech and Tools, eine Ausstellung angepaßter Technologie und Werkzeuge von/für Frauen in sich entwickelnden Ländern mit Modellen von z.B. brennstoffsparenden Öfen und deren praktischer Vorführung. Gleichzeitig gab es Ausstellungen (Kunst von US-Frauen, Bücher von kenianischen Frauen ...), kulturelle Veranstaltungen (Filme, Musik, Vorführungen afrikanischer Tänze ...), Info-Stände verschiedener Frauengruppen, Pressekonferenzen, Protestversammlungen (gegen Apartheid, gegen die US-Intervention in Zentralamerika, gegen die Rüstungspolitik der USA, für Frieden und Gerechtigkeit ...). Und ein Filmforum: Gezeigt werden sollten täglich von 9 bis 18 Uhr an drei verschiedenen Stellen Video-, 16mm- und 35mm-Filme von oder/und über Frauen aus der ganzen Welt. Die kenianische Zensurbehörde machte einen Strich durch diesen schönen Plan, weil sie einerseits mit dem Prüfen der Filme nicht nachkam, andererseits kein geeignetes Videogerät hatte. So wurde das Programm jeweils von einem Tag auf den anderen erstellt, eben wie die Filme von Zensurbehörde freigegeben wurden.

Daneben gab es noch Möglichkeiten, lokale Frauenprojekte in ländlichen Gebieten zu besichtigen, an Safaris in Nationalparks teilzunehmen, ins Theater zu gehen, afrikanische Veranstaltungen zu besuchen oder auch nur in Nairobi selbst herumzuspazieren. Vor Beginn der Konferenz waren die Prostituierten, Bettler und Obstverkäuferinnen durch die Behörden von der Straße »geräumt« worden. Während der Konferenz wimmelte die Stadt von Sicherheitskräften (mit und ohne MP), und Sicherheitskontrollen gab es in allen Hotels und bei den Veranstaltungsorten der Konferenz.

Obwohl die USA gedroht hatten, sich und ihre Gelder zurückzuziehen, falls die Frauenkonferenz von politischen Themen ohne Beziehung zu Frauenfragen dominiert würde, ließen sich die Frauen nicht auf die sogenannten Frauenthemen beschränken. Natürlich wurde auch über Zionismus, Rassismus, Abrüstung, multinationale Konzerne und Weltwirtschaftsordnung gesprochen, diskutiert, gestritten und manchmal fast gekämpft.



Plenarsitzungen waren beim Forum keine angesetzt und fanden auch nicht statt. Weil es zu viele Frauen waren? Auf alle Fälle gab es keine gemeinsamen Diskussionen, keine gemeinsamen Beschlüsse, Resolutionen o.ä. Einfluß auf die offizielle Konferenz wurde auf andere Art genommen: Unterschriftenlisten, Resolutionen oder Forderungen der NGO-Delegierten einzelner Länder an ihre Regierungsdelegation, Pressekonferenzen, Protestversammlungen (Demonstrationen in Nairobi — etwa von einem Veranstaltungsort zum anderen — wurden verboten) u.a.

Ich hoffe, das alles klingt so anstrengend, wie es tatsächlich war. Das Angebot hat mich nicht nur überwältigt, sondern total überfordert. Vieles von dem, was passiert ist, habe ich auch nicht selbst erlebt, sondern mir von anderen Frauen erzählen lassen oder in den lokalen Zeitungen gelesen. Abgesehen von der Überfülle an Informationen und Eindrücken, bekam ich wieder einmal das Gefühl, daß die Frauenbewegung lebt. Ich habe viele fantastische, gescheite, aktive Frauen gesehen und einige davon kennengelernt. Viele Frauen auf der ganzen Welt kämpfen für ihre Freiheit, für ihre Rechte, für ihr Überleben. Der Kampf findet auf allen Ebenen und in allen Bereichen statt, und manche Kämpfe sind erfolgreich. Mir geben solche Erfahrungen wieder Auftrieb.

Im Vergleich zur Konferenz in Kopenhagen war die größere Präsenz von afrikanischen Frauen und Frauen aus sich entwickelnden Ländern auffällig (beim NGO-Forum '80 in Kopenhagen war ca. 8000 Frauen, davon jeweils etwa ein Drittel aus den angrenzenden Ländern, aus entwickelten und aus sich entwickelnden Ländern). Das hat sich natürlich auch auf die Themenwahl der Arbeitskreise ausgewirkt. Die meisten haben sich mit Entwicklung, Entwicklungspolitik, Ausbeutung, Weltwirtschaftsordnung, Rassismus ... beschäftigt.

In Kopenhagen gab es Plena, eine gemeinsame Abschlusserklärung, eine große Demonstration zur offiziellen Konferenz, mit der durchgesetzt wurde, daß Domitila Barrios (Bolivien) als NGO-Sprecherin vor dem offiziellen Plenum reden durfte. (Der Bericht wurde leicht gekürzt. *D.Frauenred.*)  
Burgi Hirsch (Wien)

### **Antonio Gramsci — Rosa Luxemburg**

Internationaler wissenschaftlicher Kongreß im Rahmen des Deutsch-Italienischen Kulturfestivals. Hamburg, 1. bis 8. September 1985

Der Gedanke entstand 1983 während der Hamburger Volksuni: Laßt uns Rosa Luxemburgs Idee vom massenhaften exemplarischen Lernen («Massenstreikdebatte») verbinden mit Gramscis Konzept einer neuen Hegemonie. Kronzeuge dieser Idee war Peter Weiss, der das Motto des Kongresses lieferte: »Linie Luxemburg-Gramsci — Voraussetzung: Aufklärung der historischen Fehler — die lebendige kritische Wissenschaft, Ablehnung jeglicher Illusionsbildungen, Idealismen, Mystifikationen —« (Notizbücher 1971-1980).

Die Vorbereitungsgruppe brachte in zweijähriger Kleinarbeit ein imposantes Programm heraus. In den Hamburger alternativen Musentempeln Kampnagel, Fabrik und Markthalle und in vielen politisch-kulturellen Stadtteilinitiativen lief einen Monat lang (vom 16.8. bis 25.9.) ein deutsch-italienisches Kulturfestival ab, dessen Höhepunkt die Wissenschafts- und Kulturwoche mit dem Kongreß im Zentrum sein sollte. Es gelang leider nicht so, wie geplant. Das große Festzelt auf dem Kampnagel-Gelände war meist leer und ungemütlich; organisatorische Pannen sorgten für manche Mißstimmung. Waren bei den kulturellen Abendveranstaltungen maximal 200 bis 300 Menschen anwesend, so waren es bei den Vorträgen und Diskussionen tagsüber nur zwischen 50 und 100. Trotzdem wurde der Ertrag der ca. vierzig Vorträge positiv bewertet. Und in der Tat war, obwohl wichtige Repräsentanten marxistischer Strömungen wie Ernest Mandel oder Perry Anderson abgesagt hatten, ein breites Spektrum von Luxemburg- bzw. Gramsci-Kennern gekommen.

Nur wenige versuchten, wie *W. F. Haug*, Gramsci und Luxemburg in Beziehung zu setzen. Die meisten der Referenten waren entweder Gramsci- oder Luxemburg-Spezialisten. Einige, wie *Detlev Albers* und *Rolf Schwendter*, bauten auf schon veröffentlichten Arbeiten auf, andere untersuchten spezifische Fragen (*Hans-Jörg Sandkühler* die der Intellektuellen, *Christoph Butterwegge* die der Hegemonie), wieder andere wandten sich explizit der Aktualisierung von Gramsci und Luxemburg zu. *Frank Deppe*, der dies mehr unter dem Gesichtspunkt ihrer methodischen Herangehensweise tat, verteidigte die beiden revolutionären Marxisten vehement gegen die Vereinnahmung durch Reformisten (wie *Glötz*) und hob ihren »Anti-Reduktionismus« hervor: Luxemburgs Kritik an der Trennung von Ökonomie und Politik, Gramscis Methode, beides im Zusammenhang zu analysieren. Interessant war die »Rehabilitation« der Luxemburgschen Akkumulationstheorie durch den Japaner *Narihiko Ito*. Er betonte ihre Brauchbarkeit zur Analyse des Akkumulationsprozesses des japanischen Kapitals, gerade wegen der in ihr hergestellten Zusammenhänge zur Politik des Kolonialismus bzw. Neokolonialismus. *Sabine Kebir* weitete Gramscis Vorstellung über die »Zivilgesellschaft« aus und fragte nach den Folgen der politisch-kulturellen Hegemonie westlich-kapitalistischer Medien in der Dritten Welt. Andiskutiert wurde die Frage, wie denn eine antikapitalistische, hegemoniale Kulturpolitik in Verbindung mit der Volkskultur in den Ländern der Dritten Welt aussehen könnte. Der originellste Beitrag zur Aktualisierung Gramscis kam von der Bochumer Zeitschrift »*kultuRRevolution*«, die versuchte, zur Analyse von herrschenden Machtblöcken und hegemonialen »Interdiskursen« Ansätze von Diskurstheorie, Foucault und Gramsci zu bündeln.

Auf welchen Hund die deutsche Aktualisierung der beiden Revolutionäre kommen kann, zeigten *Petra Kelly*, die der armen Rosa ihren revolutionären Impuls nahm und sie »grün« vereinnahmte, und *Peter Glötz*, der Hegemonie zur »Meinungsführerschaft« der SPD in den bürgerlichen Medien und bei den neuen Mittelschichten verballhornte. Den Schlußpunkt setzte ein Forum über »Kulturbegriff und Kulturpolitik in den 80er Jahren«. Hier rächte sich, was wohl das größte Manko des ganzen Festivals war: die Isolation des Kongresses und der Vorbereitungsgruppe von den vielfältigen politischen und kulturellen Initiativen in Hamburg. Es wurde eine schale, etwas oberflächliche Diskussion zwischen Kulturfunktionären der SPD (*Freimut Duve*, *Diether Dehm*) und der GAL bzw. der Grünen. Aus »Kultur« wurde das partei- und finanzpolitische Hickhack um soziokulturelle Zentren.

Fazit: War für den interessierten und einigermaßen vorinformierten Teilnehmer die Wissenschaftswoche ein Gewinn, so ist der Anspruch des gesamten Deutsch-Italienischen Festivals, die Ideen von Gramsci und Luxemburg in den politischen und kulturellen Konfliktfeldern fruchtbar zu machen, gescheitert. Schuld sind zum einen sicherlich die Streits und Querelen in der Vorbereitungsgruppe und im Vorfeld des Kongresses, zum anderen aber auch die viel zu geringe Sensibilität der »Szene« für die Brisanz einer Verbindung von politischen und kulturellen Orientierungen mit einer alternativ-hegemonialen Strategie.

Timm Kunstreich (Hamburg)

Die These von Gramsci, um die es bei den Diskussionen ging, besagt, daß jemand, der in einem kapitalistischen Staat aus der Opposition heraus die politische Macht erringen will, zunächst die »kulturelle Hegemonie« gewinnen muß. Mit »kultureller Hegemonie« ist ein bestimmender Einfluß auf die Gedanken und die Lebensweise der Mehrheit des Volkes gemeint. Die Kultur wird also in Gramscis Denken der entscheidende Hebel zur Vorbereitung der angestrebten politischen und ökonomischen Revolution. Er entwickelte diesen Gedanken im faschistischen Gefängnis, nachdem die italienische Arbeiterbewegung vor Mussolini ebenso kläglich gescheitert war wie später die deutsche vor Hitler.

Gramscis These, die für manche Marxisten neuartig klingen mag, ist nicht originell:

schon das Bürgertum des 18. Jahrhunderts bereitete seine Revolution kulturell, nämlich mit der »Aufklärung«, vor. Selbst die Bonner »Wende«-Regierung setzte bei der Ablösung der sozialliberalen Koalition auf eine kulturelle Strategie, die z.B. in der Absicht bestand, »die Begriffe zu besetzen«, in denen gedacht und argumentiert wurde. Überraschend an der Hamburger Diskussion war jedoch, daß nicht etwa die Grünen (oder auch die DKP), sondern die SPD in Gestalt ihres Bundesgeschäftsführers sich auf Gramsci berief und die Diskussion dominierte. Zitat von Peter Glotz: »Die Veränderung, insbesondere die Verkürzung der Arbeitszeit, gibt der Kulturpolitik eine neue Dimension: Sie rückt vom Rand, wo sie bisher die Rolle des Feuilletons spielte, nahe ans Zentrum heran.«

Daß ein Vordenker der heutigen SPD sich auf einen kommunistischen Parteitheoretiker beruft, fiel bei der Hamburger Diskussion nicht groß auf — auch nicht, daß die SPD seit dem Godesberger Programm von 1959 sich vom revolutionären Marxismus, für den Gramsci steht, verabschiedet hat und sich im Hinblick auf die nächsten Bundestagswahlen schwerlich dorthin zurückorientieren wird. Der Einwand von DKP-Seite, Gramsci habe die »Hegemonie« auf den Klassenkampf der Arbeiter, nicht aber auf den Wahlsieg der SPD bezogen, beeindruckte kaum jemanden. Mehr erwartet hätte man sich jedoch von den Diskussionsbeiträgen der Grünen. Daß sie bei der Gramsci-Diskussion bisher keine Rolle spielten, hängt vermutlich mit dem Theoriedefizit dieser Partei zusammen. Was bisher als Stärke galt, die Basisverankerung und der Pragmatismus einer in den sozialen Bewegungen verankerten Politik, erwies sich als eine Schwäche. Mehr als vehemente Angriffe auf die Diskrepanz zwischen Reden und Handeln in der konkreten SPD-Politik konnte Christoph Schröder (GAL Hamburg) gegen Freimut Duve (MdB, SPD) nicht vorbringen und verfehlte damit die Ebene der strategischen Diskussion.

Nun läßt sich zwar sagen, daß ein Wahlsieg der SPD bei den nächsten Bundestagswahlen nicht zu erwarten ist und auch nichts an den realen Machtverhältnissen in unserem Lande verändern würde, so daß es sich bei der Berufung auf Gramsci nur um einen Etikettenschwindel handelt. Gleichwohl ist es ärgerlich, daß dieser Etikettenschwindel von der versammelten linken Intelligenz nicht zurückgewiesen, sondern sogar beifällig aufgenommen wurde. Mein Eindruck war, daß die Intellektuellen aus dem Umkreis der Hamburger (und Berliner) Volksuni, die den Luxemburg/Gramsci-Kongreß im wesentlichen bestritten, z.T. davon fasziniert waren, daß ein führender SPD-Politiker den Anschein erweckte, er habe die Hinweise auf das Konzept der »kulturellen Hegemonie« aufgenommen und zur aktuellen SPD-Strategie gemacht. Den wenigsten dämmerte es, daß die SPD mit Gramsci keineswegs bei den nächsten Bundestagswahlen — wie sie angibt — die absolute Mehrheit gewinnen wird, sondern daß ihr politisches Ziel allein darin besteht, zu verhindern, daß die Grünen noch einmal in den Bundestag einziehen. Die Strategie von Glotz und anderen ist, die linken Intellektuellen von einer nochmaligen Unterstützung der Grünen bei den nächsten Bundestagswahlen abzuhalten, das alte Drei-Parteien-System wiederherzustellen und gegebenenfalls wieder eine große Koalition mit der CDU einzugehen. Mit Gramsci gegen die Grünen, hieß die in Hamburg verkündete SPD-Strategie im Klartext. Ganz im Sinne dieser Strategie war es, daß Linda Reisch in ihrem weit ausholenden Referat über »Kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik nach 1945« zwar ausführlich über sozialliberales Demokratie-Wagen und gleichzeitige Terroristenhatz in den 70er Jahren erzählte, mit keinem Wort aber auf das Entstehen der grünen Partei aus der Mitte der neuen sozialen Bewegungen einging und die Möglichkeit kultureller und politischer Hegemonie durch rot-grüne Bündnisse schlicht ignorierte.

Eckard Holler (Tübingen)

## Gesellschaft ohne Irrenhaus — Kritik am medizinisch-psychologischen Modell

Kongreß des internationalen Réseau der Alternative zur Psychiatrie

Bremen, 2. bis 7. September 1985

Es sollte um den Stand der Psychiatrie in der BRD gehen. Ziel war, gegen die Resignation Perspektiven für eine alternative Psychiatrie zu entwickeln. Gekommen waren ungefähr 300 Teilnehmer aus elf Ländern (Italien, Niederlande, Belgien, Spanien, Österreich, Schweiz, Jugoslawien, Argentinien, Mexiko und Kanada). Der Kongreß fand im Anschluß und als Zielpunkt der »Blauen Karawane« statt, einem bunten Reisezug aus deutschen und italienischen Psychiatrisierten, Expatienten, Psychiatrimitarbeitern und deutschen und italienischen Theatergruppen. Dieser Troß war vorher vier Wochen durch die bundesdeutsche Psychiatrie gezogen, um zu sehen, wie weit die Auflösung der Irrenhäuser zehn Jahre nach der Psychiatriereform schon gediehen sei. Der größte Teil der ausländischen Teilnehmer an der »Blauen Karawane« wie am Kongreß waren Italiener, Vorkämpfer der »Demokratischen Psychiatrie«, insbesondere aus Triest, wo eine Integration der »Verrückten« in das städtische Leben weitgehend funktioniert hat. Leider waren nur relativ wenige westdeutsche Teilnehmer gekommen, so daß die Diskussion im wesentlichen zwischen den Bremer Gastgebern und den ausländischen Teilnehmern geführt wurde. Im Gegensatz zu früheren Psychiatrietreffen bestritten nicht nur Ärzte, sondern v.a. auch Psychologen und Sozialarbeiter den Kongreß.

In der Eröffnungsveranstaltung analysierten einige Bremer Psychiatrimitarbeiter die augenblickliche Situation: einerseits gebe es positive Ansätze wie fünf sozialpsychiatrische ambulante Dienste und den ersten Auflösungsbeschluß für eine psychiatrische Langzeitklinik in der BRD, andererseits sollten diese Langzeitpatienten jetzt wieder in kleine beschützende Einheiten abgeschoben werden und die finanziellen Mittel für diese Ansätze reduziert werden. Für die folgenden Tage war die Arbeit in Plenen und Arbeitsgruppen geplant. Aufgrund mangelnder Vorbereitung der AGs — das Réseau ist aus Angst vor Hierarchie eine Bewegung mit kaum ausgeprägter organisatorischer Struktur — fanden die Diskussionen nur im Plenum statt. Dies führe zu Passivität und geringen Möglichkeiten, einander kennenzulernen, wurde später kritisiert. Die dominierende Figur der Plenumsitzungen, Franco Rotelle, Chef der Psychiatrie in Triest und Präsident des europäischen Réseau, wies auf die Wichtigkeit der Deinstitutionalisierung hin. Dies bedeute nicht nur Auflösung des Irrenhauses, sondern jeder müsse sich über seinen Platz im psychiatrischen Kreislauf bewußt werden, es müßten kollektive Anstrengungen zur Minderung von Zwangseinweisungen stattfinden, und die alte Anstalt mit ihren unterdrückenden Formen müsse direkt angegriffen werden. Die Abschaffung des Elektroschocks sei unerläßlich. Von den bekannten bundesdeutschen Sozialpsychiatern, die die Reform hierzulande vor fünfzehn Jahren mitbegonnen und jetzt an vielen psychiatrischen Einrichtungen die Leitung übernommen haben, nahmen leider nur Erich Wulff und Nils Pörksen aktiv teil. Das lag zum Teil an dem radikalen Motto des Kongresses, zum Teil jedoch auch an der Einstellung der Vorbereitungsgruppe gegenüber »Aufgestiegenen«. Dies war auch deshalb sehr schade, weil besonders sie die Macht hätten, Forderungen in die Praxis umzusetzen.

Erich Wulff stellte den Zusammenhang zwischen sozialpolitischer Situation, zunehmender Verarmung und entsprechender Änderung der Psychiatrie dar; er hielt den politisch klarsten und brillantesten Vortrag des Kongresses. Ein Begriff blieb bei vielen hängen, nämlich daß Arbeitslose eine »Astronautenpsyche« haben müßten, um nicht in der Psychiatrie zu enden. Weiter gab es interessante Beiträge über die Beziehung zwischen Psychoanalyse und »Demokratischer Psychiatrie« aus der Schweiz, über Aufnahme von potentiellen Psychiatriepatienten und Menschen mit Problemen in Familien von belgischen Teilnehmern, über Erfahrungen mit einem Weglaufhaus in Utrecht, über die Lage der Psychiatrie in Jugoslawien, Argentinien und den Niederlanden. Sehr betroffen

machte das Referat einer Mexikanerin, die eigentlich nur sagte, daß sie mit völlig anderen Problemen als wir in Westeuropa zu kämpfen hätten, wie etwa mit den Folgen der Tatsache, daß der Vater eines dreijährigen Jungen in dessen Anwesenheit ermordet wurde; sie warb um unsere Solidarität.

In der Diskussion um die Schlußresolution ging es um die Einschätzung der bisherigen sozialpsychiatrischen Reformen. Sie wurden von der Mehrheit als überwiegend negativ eingeschätzt; das medizinisch-psychologische Modell müsse zum Hauptgegenstand einer kritischen Praxis werden, das Bündnis mit den Patienten sei nie geschlossen worden. Allerdings gelang es auch auf dem Kongreß nicht, die Patienten aktiv einzubeziehen!

Der Kongreß wurde weder finanziell noch politisch vom Land Bremen unterstützt. Einzig die Grünen spendeten größere finanzielle Mittel. Entsprechend waren Organisation und Übersetzung oft sehr mangelhaft, aber eben aus verständlichen Gründen. Auch die Theater- und Musikprogramme zielten auf die Psychiatrie; es war insofern sehr spannend, allerdings nicht *entspannend*.

Insgesamt hat der Kongreß trotz seiner Schwächen zu einem internationalen Austausch, auch ohne die großen Geldgeber, geführt. Insbesondere die praktischen italienischen Beispiele haben wieder in Erinnerung gerufen, daß eine Gesellschaft ohne Irrenhaus möglich ist und dieses Ziel auch bei uns wieder stärker ins Bewußtsein gerückt werden muß.

Dorothee Löber-Götze (Bremen/Nizza)

## Kongreßankündigungen

### Krieg — Kultur — Wissenschaft

Öffentlicher Kongreß zur Förderung der Friedenskultur, veranstaltet von der Tübinger Gruppe der »Initiative Kulturwissenschaftler für Frieden und Abrüstung in Ost und West«. Tübingen 11. bis 13. April 1986.

*Programm:* Fünf Arbeitsgruppen zu den Themen: Kriegsbilder / Friedensarbeit heute / Rollenbilder / Die Gewalt des Krieges / Konfliktforschung in den Kulturwissenschaften. Plenum u.a. mit E. Krippendorff, R. Kühnl, W. Dirks, A.v. Bülow, E. Tugendhat.

*Informationen und Anmeldung:* Hans-Joachim Althaus c/o Abt. für Religionswissenschaft, Reutlinger Str. 2, 7400 Tübingen (Tel. 07071 / 29 53 01)

### 2. Europäischer Kongreß für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik

veranstaltet von DAGG, ÖAGG und der SGGG. Innsbruck 27. Februar bis 2. März 1986

Thema sind die Veränderungen im Bereich der Gruppentherapie und -dynamik von ihrer Einführung in den »68er Jahren« bis heute: Was ist aus dem Engagement und den Utopien von damals geworden? Welche Hoffnungen bewegen Selbsterfahrungs- und therapeutische Gruppen heute? Was sind neue Zwänge und Utopien, und wozu dienen sie?

*Informationen und Anmeldung:* DAGG-Sekretariat, Georg-Thöne-Str. 18, 3500 Kassel.

## Besprechungen

### Philosophie

**Martens, Ekkehard: Einführung in die Didaktik der Philosophie.** Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983 (141 S., br., 37,50 DM)

Martens' Einführung versucht, die Gedanken seiner »Dialogisch-pragmatischen Philosophiedidaktik« (Hannover 1979) systematisch und historisch weiter zu vertiefen. Den Ausgang bildet die These, Didaktik sei für jede Philosophie, sofern deren Gegenstände nicht von ihrer Vermittlung durch einen dialogischen Lehr-Lernprozeß abzuheben seien, schlechthin »konstitutiv« (15). Für die didaktische Diskussion ist dieser Gedanke nicht neu, zumal die als Gegenmodell skizzierte »Abbildthese«, nach welcher der Lernprozeß einen starren Wissenskanon einfach abzubilden habe, zumindest in ihrer objektivistischen Fassung kaum noch ernsthaft vertreten wird. Zweifellos aber bedeutet diese These nach wie vor eine ernsthafte Provokation für eine akademische Philosophie, die sich hinter ihren Universitätsmauern verschanzt und jede Frage nach der Vermittlung ihres Wissens von sich weist.

Eine Didaktik der Philosophie, die ihr Konzept aus ihren eigenen Begriffen entwickelt, ist, wie der Autor am Ende seines knappen Forschungsberichts selbstkritisch feststellt (8), bislang nur in Ansätzen entwickelt — auch das neue Buch bietet wenig mehr als Prolegomena. Martens begreift Philosophie im Rückgriff auf den dialogischen Pragmatismus von Peirce als problemorientierten Verständigungsprozeß über Fragen der Lebenspraxis. Im argumentativen »Rechenschaftgeben über ihre eigenen Vorannahmen« (17) trage Philosophie zur Orientierung auf ein gutes Leben für alle bei. Aus dem dialogischen Ansatz folgt notwendig die »Konstituierungsthese«, daß Philosophie (als Resultat), Philosophieren (als Prozeß) und Philosophierende (als Subjekte) stets zusammenzudenken sind: der Bezug auf das Lehren ist der Philosophie immanent. — Im zweiten und dritten Kapitel zeigt Martens, daß diese Vorstellung bereits das Denken Platons und die Popularphilosophie der Aufklärung bestimmt. In einer breiten Interpretation des »Theätet« erscheint Sokrates als Leitfigur des prozeßorientierten Philosophierens. Ausgeklammert wird hier die Frage nach dem historischen Sokrates (»Platon oder der platonische Sokrates« [23] — als wären beide identisch!) und nach den inneren Widersprüchen der sokratischen Argumentationsweise (wie verhalten sich Ironie und Mäeutik zur postulierten Gleichberechtigung aller Dialogpartner?). Martens geht aber auf Distanz zu den konservativen Zügen der platonischen Staatsphilosophie, welche die Rückbildung des Lernprozesses zum privilegierten Herrschaftswissen vorbereitet habe (52-54). Völlig ungeklärt bleibt an dieser Stelle die Differenz des pragmatischen Dialogs und der Hegelschen Dialektik und die Abgrenzung vom hermeneutischen Dialogbegriff (54-56).

Erst am Schluß geht Martens näher auf die praktische Dimension der Didaktik als Unterrichtslehre ein. Er betont die notwendige Einheit von Nachvollzug und Selbstdenken (76), die er im »Mitvollzug« vermittelt sieht (91), relativiert die schroffe Antithese zur sogenannten Abbilddidaktik, bleibt aber in seinen Aussagen über Bildungsziele und -methoden recht allgemein, weil gemäß der dialogischen Didaktik darüber immer nur in konkreten Situationen entschieden werden kann. Auf wieviele Grenzen der angestrebte offene Entscheidungsprozeß in der Unterrichtspraxis faktisch stößt, belegt indessen das eigene Unterrichtsbeispiel (104-126), das aus der Sicht des Lesers eine eher ernüchternde Bilanz zieht.

Auch wenn man Martens' Forderung nach einem stärker praxisbezogenen, subjektorientierten Philosophieren wohl zustimmen kann, bleibt die systematische Fundierung seiner Philosophiedidaktik unzulänglich. Die Hauptschwierigkeit besteht offenbar dar-

in, daß sich von einem *offenen* Handlungsbegriff aus weder die *spezifischen Faktoren* des Erziehungsprozesses noch dessen *institutionelle Rahmenbedingungen* angemessen bestimmen lassen; es bedarf hierzu in jedem Fall des Rückgriffs auf Positionen der geschmähten Allgemeindidaktik (Aebli u.a.) oder der Sozialtheorie. Diese Probleme zeigen sich geradezu exemplarisch an den widersprüchlichen Aussagen über den Status der Dialogpartner: Sind sie in jeder Hinsicht gleichberechtigt (18, 20)? Sind sie gleich nur hinsichtlich ihres Interesses an der Wahrheit (55)? Oder sind sie faktisch ungleich und entwickeln erst im Zuge des Dialogs die Fähigkeit zur Autonomie (52, 87)? Das gleichberechtigte Kommunizieren aller ist nicht Faktum, sondern hat den Charakter eines Postulats. Es wäre als Forderung zu lesen, jene Bedingungen zu schaffen, die eine demokratische Partizipation aller erst gewährleisten könnten.

Heinz Kaulen (Bonn)

**Raupach-Strey, Gisela, und Ute Siebert: Philosophieren anfangen. Materialien für den Sekundarbereich II, Philosophie.** Schroedel Schulbuchverlag, Hannover 1983 (168 S., br., 13,80 DM)

Die beiden Autorinnen haben ein klares Konzept und bedienen sich einer von ihrer Zielgruppe — Schüler ab Klasse 11 — verstehbaren Sprache. Die systematischen Fragen, die das Konzept und die innere Gliederung des Buches abgeben, sind im Anschluß an Kant: 1. Was können wir wissen? 2. Was sollen wir tun? 3. Was dürfen wir hoffen? 4. Was ist der Mensch? Zu jeder Frage werden ca. ein bis drei Seiten lange Textauszüge von je sechs bis zehn Autoren zitiert. Den einzelnen Teilen ist eine kurze Einführung vorangestellt, in der systematische Überlegungen zum Thema und Gründe für die Textauswahl deutlich gemacht werden.

Es fällt auf, daß außer einer Reihe von Klassikern und von gegenwärtig etablierten »Schulphilosophen« auch eine Vielzahl von Autoren zu Wort kommt, die üblicherweise nicht als Philosophen eingeordnet werden. Das habe ich als wohltuend lebendig und in der Regel auch als inhaltlich dem gestellten Anspruch adäquat empfunden; vielleicht mit Ausnahme eines Textes von de Mause über die Geschichte der Kindererziehung und Moralentwicklung, der mir als historisch zu grobschlächtig und zu wenig abgesichert erschien. Da wäre ein Text von Piaget, Kohlberg oder Habermas womöglich geeigneter gewesen. Dem männlichen Rezensenten fällt zudem auf, daß die Autorinnen keine einzige *Philosophin* zitieren. (Gibt es keine?) M.-L. Kaschnitz, Chr. Wolf und D. Sölle können jedenfalls wohl nicht als Philosophinnen i.e.S. bezeichnet werden.

Das Buch ist mehr als eine bloße Ansammlung von leidlich geschickt ausgewählten Texten. So folgt dem Zitatenteil ein anderer über den »Umgang mit philosophischen Texten«. Darin wird auf wenigen Seiten eine Vielzahl von ganz praktischen, methodologischen Hilfestellungen für das Lesen von Texten und für die Strukturierung und das Verwertbarmachen von philosophischen Diskussionen gegeben. U.a. wird ein handwerklich einsetzbares Instrumentarium von Fragen angeboten (103), die man zur kritischen Abprüfung der logischen Qualität von Texten, ihres Anspruchs, ihrer Taktik, Prämissen, Auslassungen etc. verwenden kann.

Gravierende inhaltliche Bedenken sind mir nur selten gekommen. So z.B. bei den Arbeitsvorschlägen zu einem Popper-Text, in denen es heißt: »Geben Sie aus dem gesellschaftlich-historischen Bereich Beispiele für die Behauptung [Poppers, d. Verf.], 'Der Versuch, den Himmel auf Erden einzurichten, produziert stets die Hölle!'« (136) All-Aussagen (»stets« ist ein All-Quantor) kann man nicht mit Beispielen begründen — was hier insinuiert scheint. Besser wäre es gewesen, nach Gegenbeispielen gegen diese verwegene, aber nichtsdestoweniger wirkungsmächtige Poppersche These zu fragen. Ich wäre z.B. bereit, einige zu nennen.

Reinhard Hesse (Insel Reichenau)

**Iltig, Karl-Heinz: Naturrecht und Sittlichkeit. Begriffsgeschichtliche Studien.** Klett-Cotta, Stuttgart 1983 (304 S., Ln., 86,- DM)

Der im Herbst 1984 gestorbene Karl-Heinz Iltig ist bekannt für seine Beschäftigung mit Hegels Rechtsphilosophie. Der Gegenstand der hier zu besprechenden zwei Studien ist die Geschichte der den wichtigsten Teilen der praktischen Philosophie (Politik und Ethik) zugrundeliegenden Begriffe Naturrecht und Sittlichkeit (8). Entstanden sind sie als Beiträge zum Lexikon »Geschichtliche Grundbegriffe«. Beigegeben sind zwei kürzere Studien, in denen Iltig seine Konzeption der praktischen Philosophie entwickelt.

Die Problematik der Ethik ist Begründung der Moral. In der Ethik kann man zwei Modelle unterscheiden: den Vertrags-Rationalismus und die Ableitung der Moral aus absoluten Wertideen. Kennzeichnend für diese beiden Typen des Moraldiskurses ist, daß sie die Moral — und zwar die herrschende Moral — als gegebene aufnehmen und sie post festum zu begründen versuchen. Die Begründungsversuche bewegen sich sozusagen innerhalb der Moralförmlichkeit, in die die wirklichen Interessenkonflikte und deren gesellschaftliche Lösung verschoben sind. Iltig sucht zwischen beiden Modellen zu vermitteln, indem er die »Idee« des Guten mit dem »Vertrag« in der *Idee der Autonomie eines freien Willens* zusammenknüpft. Konstruiert wird eine gegenseitige Abhängigkeit zwischen der Anerkennung der Autonomie-Idee und der Schließung von Verträgen. Die Konzeption der praktischen Philosophie, die Iltig damit aufnimmt, deren Entstehung er in seinen begriffsgeschichtlichen Studien verfolgt und die er weiterzuentwickeln versucht, ist die der praktischen Philosophie der rationalen Ethik und des rationalen Naturrechts des 17. und 18. Jahrhunderts: »Erst hier findet sich die Einsicht, daß eine streng rational entworfene Naturrechtslehre und Ethik vom Begriff des Sollens und der Norm ausgehen und sich an der Idee der Autonomie eines freien Willens orientieren muß.« (21)

Iltig versucht — für den Moraldiskurs typisch —, Prinzipien hervorzuheben und Interessen sowie Interessenkonflikte herabzusetzen. Es ist bezeichnend, wie er Marx' Absage an den normativen Diskurs und an die philosophische Ideologie umdeutet (27f.). Bei Marx handle es sich um eine Philosophie mit einer universalen Idee von Freiheit als Ausgangspunkt, dessen Begründbarkeit stillschweigend vorausgesetzt sei. Ferner stehe die in Marx' Basis-Überbau-Lehre angelegte soziologische Reduktion von Naturrecht und Sittlichkeit im Widerspruch zu seinen tieferen Intentionen. Interessant ist es jedoch, wie die Interessen als grundlegend bei Iltig auftauchen, wenn es zur Begründung der Grundnormen kommt: »Wenn wir nicht einmal unterstellen dürften, daß andere an der Erhaltung ihres Lebens und an der Sicherung ihres Lebensunterhalts sowie an allem dazu Erforderlichen interessiert sind, so haben wir auch keinen Grund anzunehmen, daß sie zu verantwortlichem Handeln unter Bedingungen der Gleichberechtigung bereit oder imstande sind.« (294)

In seiner Konzeption geht Iltig gegen den Wertrelativismus davon aus, daß »ein universaler Geltungsanspruch geltender Rechts- und Moralsysteme und damit zusammenhängender [naturrechtlicher, d. Verf.] Auffassungen über die Grundlagen von Recht und Moral mit ihrer geschichtlichen Bedingtheit vereinbar ist« (16). Als eine echte Aporie bezeichnet er dann das Problem, wie die universale Verbindlichkeit des Autonomie-Prinzips etwa mit der Sklaverei in der Antike zu vereinbaren ist. Iltigs Lösungsversuch beruht in seiner Auffassung, daß »niemand durch eine Norm verpflichtet (wird), die er nicht frei anerkannt hat« (32). Nach der Unterscheidung von expliziter und impliziter Anerkennung versucht Iltig die omnihistorische Verbindlichkeit des naturrechtlichen Autonomie-Prinzips damit zu begründen, daß »es schließlich nicht zu glauben ist, daß in irgendeiner Form menschlicher Vergesellschaftung die Norm, daß man andere nicht töten oder belügen und ein Versprechen halten sollte, in gar keiner Weise anerkannt worden wäre« (34). Es ist jedoch schwer einzusehen, wie man von hier aus zu dem Schluß kom-



men kann, daß es sich dabei um eine implizite *Anerkennung* eines *Autonomie-Prinzips* handelt. Denn aus Iltings eigenen Studien geht hervor, daß der philosophische Moraldiskurs, der von dem Prinzip des universalen Rechts auf Selbstbestimmung redet und nach universalen normativen Grundlagen sucht, erst mit den bürgerlichen Verhältnissen entsteht.

Iltings Versuch, der Naturrechtslehre eine omnihistorische Geltung zu verschaffen (Normen → freie Anerkennung der Normen → universale Verbindlichkeit des Autonomie-Prinzips), basiert auf einer Subjekt-Ideologie, die Menschen als autonome und freie Vernunftwesen konzipiert. Ist es nicht eher umgekehrt, daß die Moral als ideologische Macht die Funktion hätte, konkrete Individuen zu Subjekten zu »konstituieren«? Iltling bleibt im Normativen. Er thematisiert Staat und Moral nicht als ideologische Mächte in der bürgerlichen Gesellschaft; so fragt er nicht, wie weit etwa die Entwicklung des Moraldiskurses seit Hobbes ein einseitiges Festhalten an repressiver Gewalt auflöste und demgegenüber die Kontrolle über das Innerste der Subjekte verschärfte.

Da Iltling sich in seiner Naturrecht-Studie auf den normativen Begründungsversuch konzentriert, übersieht er, daß die rationalen Naturrechtslehren nicht Theorien über »irgendeine Form menschlicher Vergesellschaftung« sind. Die Naturrechtslehren sind vor allem Theorien über die *bürgerliche* Form der Vergesellschaftung, die mit objektiven Gedankenformen der Warenzirkulation operieren. Die Leistung Iltings in der philosophischen Ideologie ist jedoch nicht zu unterschätzen: Mit dieser Omnihistorisierung schafft sich der »freihetlich-demokratische Rechtsstaat« und die dementsprechende Moral eine Vorgeschichte.

Juha Koivisto (Tampere/Finnland)

**Jamme, Christoph, und Helmut Schneider (Hrsg.): Mythologie der Vernunft. Hegels »ältestes Systemprogramm des deutschen Idealismus«.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1984 (270 S., br., 18,- DM)

Jenes zuerst von F. Rosenzweig unter dem — irreführenden — Titel »Ältestes Systemprogramm des deutschen Idealismus« veröffentlichte Hegelsche Manuskript, das nicht enden wollende Kontroversen um seinen wahren Autor (Schelling, Hölderlin, Hegel oder gar ein unbekannter Vierter?) provoziert hat, galt seit Kriegsende für verschollen. Nachdem es D. Henrich im Jahre 1979 gelungen ist, den heutigen Aufenthaltsort des Originals in Kraków ausfindig zu machen, legen nun Jamme/Schneider — Mitarbeiter des Bochumer Hegel-Archivs — eine kritische Edition dieses »Fetischs« (27) der deutschen Idealismusforschung vor, die sich auf Hegels eigenes Manuskript stützen kann.

In ihrer Einleitung beschreiben sie exakt Gestalt und Erhaltungszustand dieses zweiseitigen Blattes. Anhand neuer schriftstatistischer Untersuchungen wird die Abfassung des »Systemfragments« jetzt auf den gegenüber früheren Datierungen eingegrenzten Zeitraum von Weihnachten 1796 bis Februar 1797 festgesetzt.

Wenngleich durch eine derartig akribische Editionsweise und Aufbereitung gewiß »viele der bisher strittigen philologischen Fragen um dieses Dokument geklärt« sind (21), so bleibt doch offen, woraus Jamme/Schneider ihre Zuversicht gewinnen, dadurch auch zur Lösung interpretatorischer Probleme einen substantiellen Beitrag leisten zu können. Denn die neuere Diskussion um das »Systemfragment« bezieht ihr Potential durchaus nicht vorrangig auf die philologischen Eigentümlichkeiten der Handschrift bezogenen Erwägungen.

Die Kriterien, nach denen die Auswahl der unter dem etwas präntiösen Namen »Dokumentation« wiederabgedruckten drei Abhandlungen aus der Fülle der zum Thema vorliegenden Literatur erfolgte, sind nicht ersichtlich. Dem Bericht Rosenzweigs, der das »Systemfragment« 1917 zutage förderte und Schelling zuordnete, kommt heute ebenso nurmehr ein historisches Interesse zu wie Pöggelers Aufsatz von 1965, in dem er erstmals, primär unter Bezugnahme auf den Mythos-Begriff des jungen Hegel, den Text

für Hegel reklamierte. Sowohl die Schelling- als auch die Hegel-Hypothese sind in einigen (der am Ende des Bandes zu findenden Bibliographie zu entnehmenden) neueren Arbeiten auf wesentlich höherem sachlichen Niveau entwickelt worden, für Hegel etwa durch K. Düsing.

Da die von D. Henrich in seinem Aufsatz aus dem Jahre 1976 erhobenen (und in einem kurzen Postskriptum konkretisierten) Postulate eines in der Verfasserfrage behutsamen Umgangs mit dem »Systemfragment« trotz der Überschrift »Neue Perspektiven der Forschung« in den beiden abschließenden Originalbeiträgen von Pöggeler und A. Gethmann-Siefert weithin ohne Resonanz bleiben, kann einzig die minutiöse Edition des »Systemfragments« den eingeschränkten Kreis unermüdlicher Anhänger einer spekulativen Philologie zu Dank verpflichten. Angesichts der konzeptionellen Schwäche des ganzen Bandes bleibt rätselhaft, wem damit gedient sein soll. Martin Drees (Bonn)

**Merleau-Ponty, Maurice: Das Auge und der Geist.** Philosophische Essays. Herausgegeben und übersetzt von Hans Werner Arndt. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1984 (189 S., br., 32,-DM)

»Die Wissenschaft geht mit den Dingen um, ohne sich auf sie einzulassen. Sie macht sich eigene Modelle von ihnen ... und dringt dabei nur hin und wieder zur wirklichen Welt durch.« (13) Ob Merleau-Ponty in diesen vorliegenden Essays über die Kunst der Moderne, über die Husserlsche Phänomenologie oder über Geschichtsphilosophie und Politik schreibt, stets kommt die Frage auf das Erkenntnisproblem der neuzeitlichen Philosophie. Die Absicht aller fünf — zuerst zwischen 1953 und 1964 erschienenen — Essays ist es, die in der cartesianischen Trennung von *res cogitans* und *res extensa* angelegte Abkapselung des Subjekts von der Welt (30f.) aufzubrechen und dem operationellen Denken, das sich durch die Zurichtung seiner Objekte die Welt verbaut, eine Alternative entgegenzustellen.

Die verhärtete Subjektivität erscheint hier — so oft auch von Geschichte die Rede sein mag — nicht als Resultat des Geschichtsprozesses, sondern eher als Folge eines Denkfehlers. Eines Fehlers, der durch die philosophische Rehabilitierung der natürlichen, leiblichen Existenz des Menschen zu korrigieren sei: »Die Unterscheidung von Subjekt und Objekt (schwindet) in meinem Körper«, denn der ist selbst »empfindendes Ding« und so »vinculum meiner selbst und der Sachen« (52). Da wir als leibhaftige Existenzen »ja im Schnittpunkt von Natur, Leib, Seele und philosophischen Bewußtsein sind und ihn erleben« (63), seien wir gar nicht darauf angewiesen, analytisch an den Dingen vorbeizudenken, könnten wir doch, mitten in ihnen stehend, sie von innen her aufschließen.

In den Passagen, die gegen die Prinzipien des analytischen Denkens ästhetische Erfahrungen geltend machen, zeigt sich das kritische Potential Merleau-Pontys. Das verliert sich aber, sobald aus solchen Erfahrungen ein existentialistisches principium hergeleitet wird: Wenn die Einheit von Subjekt und Objekt kraft des eigenen Körpers ursprünglich und unmittelbar erfahrbar sein soll, dann wird Entfremdung zum bloßen Schein. Freilich geht auch hier der Versuch, eine ursprüngliche Einheit unmittelbar zu ergreifen, nicht ohne Beschwörung ab; kein Essay kommt an seinen zentralen Stellen ohne Geheimnis, Magie und ähnlich Wunderbares aus.

Die zweite Auflage des Bandes, immerhin 17 Jahre nach der ersten, dürfte sich zu einem guten Teil der Konjunktur verdanken, die die »Lebensnähe« derzeit auch in der Philosophie hat. Die Forderung etwa, »die Reflexion dem anzugleichen, was wir in ganz natürlicher Weise tun« (64), klingt so recht aktuell postmodern. Die Ausgabe ist um eine Bibliographie vermehrt, enthält aber noch das alte Vorwort, dessen Horizont von dem Nachkriegsexistentialismus abgesteckt wird; als hätte sich in der philosophischen Diskussion seither nichts weiter getan. Herbert Albrecht (Marburg)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Metscher, Thomas: Der Friedensgedanke in der europäischen Literatur. Kunst — Kultur — Humanität, Bd. 2.** Verlag Atelier im Bauernhaus, Fischerhude 1984 (228 S., br., 16,80 DM)

Das Buch rekonstruiert die Entwicklung des Humanismus — mit der Friedensidee als einer seiner tragenden Säulen — von der Antike bis in die Gegenwart, um ihn in den Marxismus einzugliedern. Der zweite Band dieser Reihe von literaturhistorischen Studien steht in einem »Illustrations- und Anwendungsverhältnis« (8) zum theorieorientierten ersten Band.

Metscher zieht eine Traditionslinie von Homer, dessen *Ilias* trotz ihrer grausamen Schilderung des Krieges »im wesentlichen Dichtung gegen den Krieg« sei (9), über Hesiod, Vergil, Dante, der eine Synthese aus antikem und christlichem Friedensgedanken herstellt, Erasmus, dessen *Querela Pacis* die klassisch-pazifistische Friedenstheorie der Neuzeit begründet, über Shakespeare und Goethe bis hin zu sozialistischen Schriftstellern wie Peter Weiss und Aitmatow. Einzelwerke (z.B. Shakespeares *Wie es euch gefällt*) werden auf ihren humanistischen Gehalt hin untersucht. Metscher charakterisiert sein Buch als einen Komplex von »Erkundungen auf theoretischer wie auf historisch-interpretatorischer (hermeneutischer) Ebene« (8), die dem Humanismus in der Gegenwart Geltung verschaffen sollen. »Humanismus« und »Humanität« sind für ihn als »Grundbegriffe in den politisch-ideologischen Auseinandersetzungen der Gegenwart« zugleich »Begriffe ideologischer Praxis: des theoretischen Kampfes gegen die Übermächtigen — mit Thomas Mann zu sprechen — des Barbarismus« (8). Diesen Dualismus von »Humanismus/Barbarismus« entdeckt er bei allen »traditionellen Humanisten«, z.B. auch in Kants Gegensatz von Kultur und Natur (37).

Den »marxistischen Humanismus« sieht Metscher als die Fortsetzung des traditionellen im Verhältnis der »bewahrende(n) *Aufhebung* beziehungsweise *kritische(n) Fortschreibung*« (116). Diese Konzeption soll erstens Begriffe wie »Humanität«, »Ethik« etc. für einen »Kommunistischen Humanismus« reklamieren (41), und zweitens die »vorsozialistischen« Dichter wie Lessing — dessen Humanismuskonzeption als hinzielend »auf eine klassenlose Gesellschaft« (80) interpretiert wird — in eine marxistische Literaturgeschichte eingliedern. Große Aufmerksamkeit widmet Metscher Aitmatow und Weiss. In Aitmatow würdigt er den, der in seinen Romanen die tragischen Konflikte nicht nur benennt, wie die traditionelle Tragödie, sondern auch deren Auflösung intendiert. Die *Ästhetik des Widerstands* von Weiss, die er in eine Reihe stellt »mit Thomas Manns *Doktor Faustus* und den komplexesten Werken von Brecht« (165), und Aitmatows *Der Tag zieht den Jahrhundertweg* seien »Grundbücher der Gegenwartsliteratur« (168), denen das »Thema der Erinnerung als Grundbedingung von Humanität« gemeinsam ist (168).

Metschers Auffassung des Marxismus als »theoretischer Humanismus« (8) wird nicht von allen Marxisten geteilt. Er muß die Position Althusser ablehnen, der die marxistische Theorie als Wissenschaft dem Humanismus als einer bürgerlichen Ideologie entgegensetzt. Da diese gerade einen »theoretischen Antihumanismus« (ebd.) vertritt, greift Metscher sie als »Bewußtseinssignatur spätbürgerlicher Gesellschaft« (ebd.) an. Vom literaturwissenschaftlichen Standpunkt ist Metschers Position nicht unproblematisch, da es noch andere marxistische Literaturtheorien gibt, die ohne den »Humanismus« auskommen.

Thomas Baier (West-Berlin)

**Schmidlin, Stephan: Frumm byderb lüt.** Ästhetische Form und politische Perspektive im Schweizer Schauspiel der Reformationszeit. Verlag Peter Lang, Bern, Frankfurt/M., New York 1983 (243 S., br., 47,- SFr.)

Der Titel der Arbeit — am ehesten vielleicht übersetzbar mit »tapfere, rechtschaffene Leute« — signalisiert die politische Perspektive, aus der heraus Schmidlin seine Untersuchung betreibt. Es ist ein antifeudaler Kampfbegriff, der in der vorreformatorischen Zeit häufig und geradezu formelhaft verwendet wurde. Unter dieser Perspektive werden sieben Schweizer Schauspiele der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts analysiert: Pamphilius Gengenbachs »Nollhart« (1517), »Das Spiel von den alten und jungen Eidgenossen« von Balthasar Spross (1514), das »Urner Tellenspiel« (1512), Niklaus Manuels »Totenfresser« (1523), Heinrich Bullingers »Lucretia und Brutus« (ca. 1526) und schließlich Jakob Rufs »Etter Heini« (ca. 1538) und »Neues Tellenspiel« (1545).

Vehement verwirft Schmidlin eine klassizistische Beurteilung nach den Kriterien der Aristotelischen Dramentheorie, derzufolge diese Schauspiele nur als »ungeglachte Dinge« (Jakob Bächtold) erscheinen können. Weder übernimmt er die gängige Auffassung von der ästhetischen Minderwertigkeit jener Werke noch läßt er sich dazu verleiten, die traditionelle »Defizienzthese« (201) einfach umzukehren und — unter ausschließlicher Konzentration auf inhaltliche Aspekte — allein die politische Bedeutsamkeit der Schauspiele lobend hervorzukehren. Vielmehr besteht er auf der Einheit von Form und Inhalt auch für diese Werke und versucht, deren ästhetische Eigenart aus den Besonderheiten der jeweiligen politisch-historischen Situation heraus zu begreifen. Dieses ausdrücklich als »materialistisch« (5) gekennzeichnete Verfahren handhabt Schmidlin sehr differenziert. Er vermeidet bei seinen Interpretationen jegliche vulgärmarxistisch verkürzende Ableitung, indem er die Existenz verschiedener »Vermittlungsebenen zwischen ökonomischen Basisbewegungen und ... literarischen Äußerungen« (5) voraussetzt, und er entgeht zugleich allen vorschnellen Allegorisierungen, indem er die Texte einer sehr genauen Detailanalyse unterstellt.

Basis der Untersuchungen Schmidlins bildet ein Kapitel über die politische, ökonomische und ideologische Situation der Schweiz in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es liefert eine Art Soziogramm der frühen Schweizerischen Eidgenossenschaft — zunächst thesenförmig, dann in Form von Erläuterungen. Dieses Soziogramm bietet einen sehr informativen Überblick auf historisch-materialistischer Grundlage über die Schweizer Geschichte des 16. Jahrhunderts und arbeitet besonders das Bürgerliche an der reformatorischen Bewegung heraus — ein Motiv, das dann bei den Strukturanalysen der einzelnen Schauspiele entscheidende Bedeutung gewinnt.

Am Beispiel des »Nollhart« zeigt Schmidlin, wie tradierte Formen der Ständerepräsentanz benutzt werden können, um mit ihrer Hilfe neue Inhalte, nämlich dezidiert bürgerliche Perspektiven, zu vermitteln. Das an Gengenbachs Schauspiel paradigmatisch vorgeführte Verfahren wird daraufhin an je zwei Spielen aus der aufsteigenden Phase der reformatorisch-revolutionären Bewegung vor 1517, aus der Zeit des Höhepunkts dieser Bewegung sowie aus der Konsolidierungsphase der konfessionellen Spaltung nach 1531 erprobt. Zwei Eigentümlichkeiten der Schauspiele (den Ausdruck »Drama« vermeidet Schmidlin für diese Werke mit Bedacht [200f.]) sind es dabei vor allem, denen das Interesse des Verfassers gilt: das Moment des Publikumsbezugs und das der Kollision. Wird das erstere zum entscheidenden Kriterium, um die inhaltlichen Wirkungsmöglichkeiten des jeweiligen Spiels eruieren zu können, so ergibt sich bei der Beurteilung des letzteren die auffälligste Differenz zur ästhetischen Einschätzung seitens der nicht-marxistischen Literaturkritik: Gerade das *Fehlen* einer Konfliktlösung innerhalb eines Stücks kann dessen besonderen Wert ausmachen, weil es die politische Wirkungsfunktion einzulösen verhilft. Das Schauspiel gewinnt an agitatorischer Potenz, indem es die in ihm nicht gelöste Problemlage als Aufgabe ans Publikum überträgt.

Schmidlin hütet sich zwar davor, den operativen Charakter jener weltlichen Spiele mit ihrem ästhetischen und politischen Wert gleichzusetzen. Seine Einschätzung bleibt immer von der Funktion bestimmt, die das jeweilige Schauspiel im Prozeß der Ablösung der feudalen durch die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsform besitzt. Aber an seiner Untersuchung wird doch deutlich, daß in dem Maße, wie das Bürgertum sich etabliert, die Schauspiele ihren Charakter als Bündnisangebote und Problemlösungsaufgaben ans Publikum zugunsten eines bloß noch moralisch-metaphysischen Apells verlieren. Schmidlin vermeidet jedoch, die Ergebnisse seiner Einzeluntersuchungen in einem abstrakten Urteil über die Ästhetik des Schweizerischen Schauspiels im 16. Jahrhundert zusammenzufassen. Hier wie nahezu überall zeigt sich die sorgfältige, vor jeglicher vorschnellen Pauschalisierung zurückschreckende Vorgehensweise des Verfassers.

Lobend hervorzuheben sind schließlich noch Sprache und Aufbau dieser Arbeit, mit der Schmidlin an der Westberliner FU promoviert hat. Es fehlt ihr jegliche falsche Präntention. Trotz des hohen Reflexionsniveaus bleibt sie in allen Teilen gut und leicht lesbar.

Ulrich Stadler (Genf)

**Rischbieter, Henning (Hrsg.): Theater-Lexikon.** Orell Füssli Verlag, Zürich 1983 (416 S., Ln., 98,- DM)

Rischbieters Personal-, Sach- und Länderlexikon ist die zweite, durchgesehene Auflage von Friedrichs Theaterlexikon von Karl Gröning und Werner Kließ (Erhard Friedrich Verlag 1969). Theater engen Rischbieter et al. auf das Sprechtheater ein; Oper und Ballett bleiben ausgespart. Der Akzent liegt auf dem deutschsprachigen Theater des 20. Jahrhunderts.

Zwar geht Rischbieter mit »Spieler und Zuschauer« als »einzig elementaren Komponenten des Theaters« (Vorwort) nicht vom Literaturtheater aus, das die Aufführung nur als eine Funktion des Stückes ansieht, doch der Mediencharakter des Sprechtheaters bleibt verborgen. Es ist ein offenes System, offen auch für andere Systeme. Hier sei nur an die Adaption von Schauspielstoffen durch den Tonfilm erinnert.

Dazu kommt der Verzicht auf Urteile. Wo sich Wertung aufdrängt (»Agitproptruppen«, Sp. 16), findet man Fakten gesammelt. Doch nicht einmal eine positivistische Vollständigkeit des Faktischen haben Rischbieter et al. angestrebt. Die Personenartikel, beim Blättern schon durch ihre Länge gegenüber den Sachartikeln auffallend, bleiben wenig konkret und beliebig im Detail. Bei »Goetz, Curt« (Sp. 522) fehlt die Einordnung in die Tradition des Boulevardstücks, die am Beispiel des — ja genannten — »Dr. med. Hiob Prätorius« leicht zu leisten gewesen wäre. Nur Goetz' Rollenfach wird mit »charmanter Lebemann« (ebd.) angedeutet.

Ein klares lexikalisches Konzept ist angesichts einer so nachlässigen Materialverarbeitung nicht zu erwarten. Als Erstinformation gleichwohl brauchbar sind die Artikel zu einzelnen Theatern. So gibt der Artikel »Schaubühne am Halleschen Ufer« (Sp. 1124-1129) eine ausführliche Beschreibung der Inszenierungen Peter Steins zwischen 1970 und 1981 und ihrer Absichten, wengleich Hinweise auf die politische Entwicklung dieses Hauses (einer der ersten Kollektivtheaterversuche) fehlen.

Eigentlicher Informationsgewinn ist das Bildmaterial. Es deutet z.B. Wandlungen in der Inszenierungsform an (Stücke von Aristophanes zwischen 1962 und 1967) oder illustriert Artikel (»Theaterbau«, Sp. 1275-1283). Abbildungen zur Bühnentechnik hingegen — s. »Soffitte«, Sp. 1200, oder »Vorhang«, Sp. 1361 — fehlen wiederum, so daß Rischbieter et al. auch hier inkonsequent bleiben.

Am Ende des Buches informiert ein »Register der Sachstichworte«, ob ein bestimmtes Stichwort im lexikalischen Teil behandelt wird.

Als Nachschlagewerk ist die Arbeit von Rischbieter und Mitarbeitern verfehlt. Die Mängel beginnen bei Sorgfaltsfehlern. Das Uraufführungsjahr von Dürrenmatts Komö-

die »Der Meteor« (1966) wird einmal korrekt angegeben (Sp. 1222), einmal mit 1963 (Sp. 1223). Sie reichen bis zu kompletten Fehlurteilen. Der Verfasser des Artikels »Brecht, Bertolt« (Sp. 197-199) glaubt, eine »Brecht-Abstinenz der führenden Regisseure der 50er und 60er Jahre« (Sp. 199) konstatieren zu können. Dieses Urteil ist denn doch zu undifferenziert. Harry Buckwitz, Intendant der Städtischen Bühnen Frankfurt/Main 1951-1968, inszenierte 1952 »Der gute Mensch von Sezuan«, 1955 »Der kaukasische Kreidekreis«, 1958 »Mutter Courage und ihre Kinder«, 1959 »Schweyk im Zweiten Weltkrieg«, 1961 »Leben des Galilei«. Brecht-Abstinenz der führenden Regisseure?  
Alain Michel (West-Berlin)

**Wuthenow, Ralph-Rainer: Das Bild und der Spiegel.** Europäische Literatur im 18. Jahrhundert. Carl Hanser Verlag, München 1984 (223 S., br., 39,80 DM)

Seit geraumer Zeit ist es in den Literaturwissenschaften üblich, die Aufmerksamkeit vermehrt epochenspezifischen Einzel- und Randphänomenen zuzuwenden, ein Verfahren, das sich als Kritik dessen begreift und legitimiert, was ihm in der Forschung als etabliert gilt. Übersehen wird dabei, daß dieses Stöbern im Abseitigen, in den Nischen und Winkeln der Epochen und Entwicklungen längst selbst den Tenor jener »offiziellen Literaturgeschichtsschreibung« zu bestimmen begonnen hat, die nach eigenem Bekunden auch diese Aufsatzsammlung zu ergänzen und »gelegentlich wohl auch« (Vorbemerkung) zu korrigieren sich anschickt.

Wenn folglich auch in Wuthenows Skizzen und Essays die Abgrenzung gegenüber dem offiziellen Betrieb und seinen bevorzugten Themen merkwürdig verschwommen bleibt, so sind sie doch geeignet, am Randständigen vor allem solche Motive und Konflikte aufscheinen zu lassen, die allzu glatte Epochentitel und liebgewordene Klischees unterminieren helfen können. Das gilt vorab für diejenigen Themenbereiche der Literatur des 18. Jahrhunderts, denen Wuthenow schon in der Vergangenheit umfangreiche Monographien gewidmet hat. Zu nennen ist die reichhaltige Reiseliteratur — Wuthenow bezieht sich vor allem auf Bougainville, Nicolai, A. v. Humboldt und gleichsam als Kronzeugen immer wieder auf Forster —, in der allmählich die utopisch-mythische Vorstellung vom glücklichen Naturzustand abgelöst wird von einer Naturbetrachtung, die einerseits skeptisch auf die aktuelle Verfassung der europäischen Gesellschaften und ihre Zivilisation reflektiert und andererseits aus der Erkenntnis der Unvermittelbarkeit der alten und neuen Welt einen, so Wuthenow über Humboldt, »heute noch aktuellen« Naturbegriff entwickelt und kultiviert. Namentlich Humboldts Forschung zielte »noch auf eine Einheit und Totalität« der Naturauffassung, »die wir bereits verloren haben« (22). Das alles war kaum möglich ohne die mittelbare Wirkung Rousseaus, auch wenn sie, wie Wuthenow einräumt, im Einzelfall kaum zu verifizieren ist. Rousseaus Natur-Evangelium, wie Goethe es später rückblickend genannt hat (vgl. 100), motivierte demnach nicht nur die großen Reiseberichte und -journale, sondern prägte auch das Selbstverständnis des »Sturm und Drang«. Wuthenows behutsam abwägende Spurenlese rekonstruiert den Einfluß Rousseaus als »ein Bildungselement in der deutschen Literatur« (113) und fördert Analogien in Herders Frühschriften ebenso zutage wie Anklänge bei Lenz, Klingler, Heinse oder Schiller. Die dort assimilierten Motive erweisen sich als Variationen der rousseauistischen Einsicht, »daß die gesellschaftlichen Institutionen den Menschen seines ihm eigenen menschlichen Wesens beraubt haben« (82). — Neben Rousseau und Forster, dem ebenfalls ein eigener, die revolutionstheoretischen Überlegungen der »Ansichten vom Niederrhein« nachzeichnender Beitrag gewidmet ist, richtet sich das Augenmerk wiederholt auf Lichtenberg, zu dessen Aphoristik der Verfasser seine aufschlußreichen Analysen erneut vorstellt. Hier formuliert sich ein Selbstbewußtsein, das nicht nur für Lichtenberg bezeichnend ist: »Dinge zu bezweifeln, die ganz ohne weitere Untersuchung jetzt geglaubt werden, das ist die Hauptsache überall.« (Lichten-

berg, J 1276; zit. 155) »Lichtenbergs Skepsis« (152ff.) bricht u.a. mit den religiösen Zwecksetzungen autobiographischer Selbsterforschung, wie sie noch in der ersten Jahrhunderthälfte das Bild bestimmt, ohne bereits, wie Moritz' und später vor allem Goethes Lebensberichte, über die Infragestellung des Selbstverständlichen praktisch hinauszugehen (vgl. 49f. und 162f.). Diesem Thema, den philosophischen und geistesgeschichtlichen Grundlagen der deutschen Autobiographik des 18. Jahrhunderts, gilt der zentrale Beitrag des Bandes, der jedoch, wie einige andere auch, auf ältere Studien Wuthenows zurückgeht und den an anderer Stelle bereits vorgelegten Ergebnissen kaum Neues hinzuzufügen vermag. Mosaikartig ergänzt werden die genannten Themenschwerpunkte durch Miszellen, die, teilweise in Erstveröffentlichung, so unterschiedliche Gegenstände behandeln wie Diderots Anteil an der Enzyklopädie und die Begleitumstände ihres Entstehens, die Moralistik Chamforts, die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth oder die Tagebuchaufzeichnungen Goethes und James Boswells, des Zeitgenossen und Biographen von Dr. Johnson.

Was den Gesamteindruck, bei aller Detailvielfalt und allem Kenntnisreichtum des Verfassers, am Ende etwas trübt, ist die Unvermitteltheit einzelner Hinweise und vor allem das großzügig eingesetzte paraphrasierende Verfahren. Obschon in einigen wenigen Fällen durch die Seltenheit der referierten Texte gerechtfertigt, läßt es gelegentlich eingestreute Urteile unbegründet, wenn nicht zufällig wirken. Wer Wuthenows selbständig erschienene Schriften kennt, wird deshalb auf die Lektüre dieser Skizzen verzichten können. Dennoch — bei aller Konventionalität im Zugriff sind die Aufsätze ebenso engagiert wie souverän geschrieben, der Verfasser versteht, mit der Materialfülle umzugehen. Indem die herausgestellten Randphänomene behutsam einander zugeordnet werden, ohne erneut im Fortgang der Ideengeschichte unterzugehen, gelingt es über weite Strecken, am Entlegenen Bekanntes sowohl zu illustrieren als auch zu modifizieren.

Ralf Konersmann (Hagen)

**Noltenius, Rainer: Dichterfeiern in Deutschland. Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte am Beispiel der Schiller- und Freiligrath-Feiern.** Wilhelm Fink Verlag, München 1984 (275 S., br., 68,- DM)

»... über ein Gedicht von Schiller, das 'Lied von der Glocke' sind wir gestern mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voss, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.« (9) — »... mich hat 'Das Lied von der Glocke' durchs ganze Leben begleitet ..., weil es ein Gedicht von unaussprechlicher Schönheit ist.« (9) Zwischen diesen beiden Rezeptionsdokumenten, einer Äußerung Caroline Schlegels von 1799 und einem Leserbrief an den Herausgeber der Schiller-Ausgabe im Insel-Verlag, Hans Magnus Enzensberger, der zur Empörung einiger Leser eben dieses Gedicht weg ließ, liegt die Erhebung Schillers zum deutschen Haus- und Nationalautor, in der sich — zumindest äußerlich — das konservative Bürgertum mit der Sozialdemokratie einig zu sein schien.

Rainer Noltenius, der Leiter des Instituts für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur in Dortmund, geht in seiner Habilitationsschrift der Frage nach, wie sich solche verschiedenen Rezeptionsprozesse beschreiben lassen, in welchen institutionellen Kontexten sie stattfinden und wie sich in ihnen Bedürfnisse der Leser konkretisieren. Dem selbstgestellten Anspruch, »mit psychoanalytischen Mitteln ... die Bedürfnisstruktur der rezipierenden Individuen« zu beschreiben (12), wird der Autor allerdings nicht gerecht. Ist zum einen zu bezweifeln, ob dies retrospektiv überhaupt möglich ist, so sind die dafür herangezogenen Äußerungen Freuds zu oberflächlich interpretiert bzw. für eine sozialgeschichtlich untermauerte Rezeptionsanalyse nicht aussagekräftig genug. Im Gang der Untersuchung wird zudem deutlich, daß sich der Verfasser an den von Jauss, Iser und Warning erarbeiteten theoretischen Vorgaben orientiert und deren eher werkimma-

nente Optik durch eine stärkere Akzentuierung sozialer Zusammenhänge und literarischer Vermittlungsinstanzen auszugleichen sucht.

Das Dichterfest des 19. Jahrhunderts läßt sich auf diese Weise als Ort öffentlicher Vermittlung von Literatur begreifen: es ist »Ergebnis vorangegangener Kanonisierung und bekräftigt sie erneut (Schiller-Fest) oder es leitet einen Kanonisierungsprozeß ein (Freiligrath-Fest)« (49). Zusammensetzung und Intentionen der Festkomitees, das Festprogramm selbst und die Berichterstattung darüber liefern wichtige Indizien zur Detailuntersuchung dieser Kanonisierung. Gleichzeitig verbindet das Fest als soziale Institution »Erinnerung, Gegenwart und Verheißung« (57), setzt dem Alltag politische Utopien entgegen und ist so tendenziell ein Forum für die wiederum Schiller verdankte — »ästhetische Erziehung des Menschen«. Wie diese bei den Schillerfeiern des Jahres 1859 ins Werk gesetzt wurde, untersucht Noltenius an fünf verschiedenen Feiern in Münster, Wolfenbüttel, Berlin, Hamburg und Paris. Schillers Werke eigneten sich offenbar unterschiedslos für die kulturelle Selbstdarstellung liberal-konservativen Beamtentums, als Projektionsfläche für das Nationalbewußtsein des mittleren Bürgertums, als Impuls zum »Realidealismus« der »That« (154), als Aufruf zur Restauration der Zünfte innerhalb des Wirtschaftsliberalismus und schließlich als Aufruf zur politischen Befreiung der Menschheit. Die sehr detaillierten, durch Bildmaterial unterstützten Analysen interpretieren diese verschiedenen Schiller-Rezeptionen aus dem Zusammenhang von kultureller Tradition, sozialer Lage und psychischer Disposition der Festgestalter und liefern so recht instruktive Beiträge zur Geschichte kollektiver Mentalitäten. Leider verfällt Noltenius trotz differenzierter Erkenntnisse bei der Beurteilung der Schiller-Verehrung in Handwerker- und Arbeitervereinen der in der Arbeiterkulturforchung inzwischen bereits obsoleten Verbürgerlichungsthese. »Die Identifizierung mit Dichtung, Werten und Idealen, den Medien des Bildungsbürgertums war Teil einer Selbstentfremdung der Arbeiter, die ihre Arbeit, ihre Handlungsformen und diese übernommenen Ideale auseinanderklaffen ließen.« (176) Hier ist offensichtlich die Beziehung zwischen Objektwahl und sozialem Kontext zu kurz gegriffen — Konsequenz des alle Abschnitte der Untersuchung prägenden Bestrebens, Freudsche Begrifflichkeit individualpsychologisch zu reduzieren. In den Dichterfeiern werde das »Wunschbild einer zweiten Wirklichkeit sichtbar, das (der Zuschauer) sich aufgrund seiner unerfüllten Wünsche und seiner Abwehr-Affekte aus dem Werk schafft« (256), meint Noltenius, aber er läßt vor allem den Arbeiterrezipienten mit diesen Wünschen und Affekten allein, obwohl diese in einer zunehmend prosperierenden Vereins- und Festkultur ständiges Thema waren und zu neuen gemeinschaftsbildenden Formen wie dem Laienspiel und der Kreation proletarischer Feste und Feiern drängten.

Das Freiligrath-Kapitel der Arbeit bietet ein schlagendes Beispiel für die unterschiedliche Wirkung individueller und kollektiver Rezeptionsweisen von Literatur: bei der Freiligrath-Feier 1867 in Heidelberg versucht der Redner Karl Grün ein harmonisierendes, auf der Lektüre des Gesamtwerkes beruhendes und den Revolutionsdichter Freiligrath entschärfendes Bild zu zeichnen. Er wird aber gerade an den Stellen von seinen proletarischen Zuhörern von lautem Beifall unterbrochen, an denen er eher beiläufig von der März-Revolution spricht. Freiligraths Texte aus dieser Zeit aber waren dem Publikum seit zwei Jahrzehnten durch gemeinsamen Gesang bekannt und vertraut — eine Rezeptionsweise, mit der der bürgerliche Redner nicht gerechnet hatte! Dichterverehrung konnte also in diesem konkreten Moment sehr wohl »Simulationsfeld für soziales und politisches Handeln« (258) sein.

Claudia Albert (West-Berlin) und Uwe Hornauer (Stuttgart)



## Kunst- und Kulturwissenschaft

Frenzel, Herbert A.: *Geschichte des Theaters. Daten und Dokumente 1470-1890*. 2. erw. Auflage. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1984 (588 S., br., Abb., 22,80 DM)

Frenzel ist bekannt als Verfasser der im selben Verlag erschienenen »Daten deutscher Dichtung«. Auch der vorliegende Band ist weniger eine »Geschichte des Theaters«, wie der Titel ankündigt, als vielmehr eine Sammlung von Daten (und Dokumenten) zur Geschichte des Theaters von 1470-1890 — wie im kleingedruckten Untertitel zu lesen ist. Außerdem ist der Gegenstand nicht »das« Theater, sondern — bis auf wenige Seiten, die auf das Theater in den USA eingehen — das europäische Theater.

Frenzel gliedert das Material nach drei Gesichtspunkten: Er führt Epochen ein (z.B. 1470-1590; 1590-1710), fächert nach Nationalstaaten auf (italienisches, spanisches, französisches Theater usw.) und geht dann jeweils bestimmte Stichwörter durch, wie Träger des Theaterwesens, Dramaturgie, Gattungen, Schauspielkunst, Bühnenformen und -ausstattung, Kostüme, Beleuchtung, Theaterbau und Publikum. Die Fülle an Informationen, die auf diese Weise zusammenkommt, wird veranschaulicht durch Abbildungen, Grundrisse von Theatergebäuden, Graphiken und Tabellen. Ein umfangreiches Register macht den Band zu einem brauchbaren Nachschlagewerk.

Ob dieser Band jedoch, wie Frenzel im Vorwort annimmt, dem durch den Bücherstrom verwirrten Anfänger im Studienfach Theaterwissenschaft zur »freundlich einladenden Welle« werden kann (7), möchte ich bezweifeln. Wer dieses Buch ohne orientierende Fragestellung zur Hand nimmt, wird darin ertrinken. Ein Beispiel: Man erfährt, daß zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Paris »aus Gründen der öffentlichen Ordnung wegen der kurzen Tagesdauer im Winter die Beendigung von Theatervorstellungen auf 16.30 Uhr festgelegt« wird (83). 60 Jahre später, heißt es im folgenden Satz, *beginnen* die Vorstellungen erst um diese Zeit. Sobald man fragt, *wofür* diese Details nützlich sein können, läßt Frenzel einen im Stich. Die veränderten Anfangszeiten müssen als Symptom des einschneidenden Umbruchs begriffen werden, der sich im Verlauf dieser 60 Jahre in den Theaterverhältnissen vollzieht. Zu Beginn des Jahrhunderts sucht man den disziplinierten, aufmerksam das Spielgeschehen verfolgenden Zuschauer vergeblich. Das Theater bringt unterschiedliche Milieus zusammen — ehrbare Kaufleute, Beutelschneider, lärmende Soldaten, arme Studenten und die zumeist dem Adel entstammenden Freidenker, die »libertins«. Die administrative Festlegung der Spielzeiten ist darauf gerichtet, diesen vom Standpunkt der Obrigkeit gefährlich erscheinenden Unordnungskräften den zusätzlichen Schutz der Dunkelheit zu entziehen. 60 Jahre später: Die Regelung ist überflüssig geworden, weil das Theater zu einem Treffpunkt der staatstragenden Elite des Absolutismus geworden ist. In diesem Kontext bekommen auch die Reformvorschläge des Abbé d'Aubignac, von denen Frenzel einen Auszug als Text-Dokument präsentiert, erst ihren Sinn. D'Aubignac verlangt, daß das Parterre »schräg ansteigend erhöht und mit festen Sitzen versehen werden« soll (89). Frenzels nichtssagender Kommentar — es handle sich hier um ein Dokument, »mit dem sich der Autor sehen lassen konnte und kann« (ebd.) — verkennt die strategische Überlegung, die in diesem Vorschlag steckt: Es geht um die Herstellung des aufmerksamsten, allein auf das Bühnengeschehen ausgerichteten Zuschauers, wie er uns heute selbstverständlich geworden ist.

Der Umbau des Theaterbesuchers zum Zuschauer geht einher mit neuen Anforderungen, die an den Schauspieler und den Stückeschreiber gestellt werden. Frenzel teilt mit, daß »um die Wende vom 16. zum 17. Jh.« in England Bühnenstücke — sog. »plays« — »noch nicht in den Bereich der eigentlichen Literatur aufgenommen« waren (113). Die große Mehrzahl der Stücke bleibt unveröffentlicht; die Schauspieler halten sich nur lose an die Textvorlage. Erst gegen Ende der Shakespearezeit (Shakespeare stirbt 1616) setzt

sich für den Bühnenschriftsteller die Bezeichnung »stagepoet« oder »author« durch (ebd.). Der »Autor« ist derjenige, der sein Werk veröffentlicht hat, und dessen treue Reproduktion durch die Schauspieler auf der Bühne folglich garantiert werden muß. Nicht mehr ihre Improvisationskünste sind gefragt — eine Kunst, die der Obrigkeit auch deshalb suspekt war, weil man vorher nie recht wissen konnte, was da genau passieren sollte in der Öffentlichkeit —, sondern das Auswendiglernen und Spielen eines feststehenden Textes. Die Veröffentlichung des Wortlauts wird zu einer Prozedur, in die sich das staatliche Zensursystem wirksam einschalten kann.

Indem Frenzel seine Arbeit nach Nationalstaaten gliedert, kann nicht deutlich werden, daß es sich hier um einen transnationalen, strukturellen Vorgang handelt, der sich in allen Ländern — früher oder später — durchsetzt. Der Gebrauchswert des Buches ist beschränkt auf den einer Datensammlung. Eine Geschichte des Theaters, die solche strukturellen Einschnitte zum Ausgangspunkt machen und ihre historische Entstehung rekonstruieren würde, kann sie nicht ersetzen.

Peter Jehle (West-Berlin)

**Schiffler, Horst, und Rolf Winkler: Tausend Jahre Schule.** Eine Kulturgeschichte des Lernens in Bildern. Verlag Belser, Stuttgart, Zürich 1985 (160 S., Abb., Ln., 68,- DM) Schiffler und Winkler wollen Einblicke in die Geschichte des Lehrens und Lernens in der abendländischen Schule auf der Grundlage von Werken der bildenden Kunst vermitteln. Sie bedienen sich zwar der Methoden der Kultur-, Kunst- und Schulgeschichte, bearbeiten das Thema Schule aber nicht im traditionell fachwissenschaftlichen Sinn, sondern gleichsam interdisziplinär. Passagenweise liest sich diese Kulturgeschichte — nicht zum Nachteil — wie ein Reiseführer. 138 Dokumente der bildenden Kunst geben dem Leser einen visuellen Eindruck der bisher geschriebenen Geschichte der Pädagogik und der Schule. Die Bildkommentare entbehren allerdings jeglicher kritischer Stellungnahmen, derer es zur Genüge gibt: von Brecht, Adorno bis zu Habermas und Elias, die sich intensiv mit schulischer Öffentlichkeit und dem Prozeß der Zivilisation und Bildungspolitik auseinandergesetzt haben.

Zeichnungen, Holzschnitte, bestickte Teppiche, Tafeln, Wandmalereien und Freskos zeigen die Praxis des Lernens im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt. Die Autoren holen dabei weit aus: Schulformen im alten Ägypten und Rom werden als Steinreliefs präsentiert. (Allerdings lautet die richtige Übersetzung des öfter zitierten Satzes von Seneca aus dem Schlußwort der Epistel 106: »Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir«; vgl. 10, 109.)

Dem Mittelalter ist nahezu die Hälfte des Buches gewidmet. »Bildung im Schoße der Kirche« und die »Lehre für den Glauben«, die Erziehung und Belehrung zu Rittern gehen über in die beginnende Säkularisierung der Bildung: »Lernen für Handel, Gewerbe und Stand«; Entstehung des Buches und Stellenwert von Bibliotheken werden im Detail herausgearbeitet. Interessant sind die Verbote in Schulordnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert und das Motiv des Esels, nicht nur als Schimpfwort, sondern auch als Symbol der Dummheit, Trägheit und Faulheit, das als beliebte Karikatur über den Holzschnitt mit Hilfe der Druckmedien vertrieben wird. Kolorierte Texte und Bilder zeigen das Schulschwänzen, Abhauen und das »Leben mit der Schule«; Gemälde aus berühmten Kunstmuseen Europas machen auch den Funktionswandel der Kunst, die neue Techniken und Möglichkeiten verwendet, nachvollziehbar.

Das chronologische Vorgehen ist bei den vielfältigen Erscheinungs- und Entwicklungsformen der Schule im 18. und 19. Jh. nicht mehr möglich. Die Grundbegriffe des Lehrens und Lernens bis zur Moderne werden aufgezeigt anhand von Prüfungssituationen, Schulstunden, Hausaufgabenmachen, Hauslehrer, Lehrausgängen, Bauernschulen, Gesangsunterricht und dem bekannten Porträt Pestalozzis. Flugblätter, Lehrbehelfe zur Veranschaulichung, Rechenbücher, Schnitzereien und Stahlstiche dienen erstmals als

Belege. Nicht mehr der Holzschnitt, sondern der feinere Kupferstich findet auch in den zahlreicher erscheinenden Lehrbüchern Verwendung. Um 1848 wird der Unterricht in einer Dorfschule und die Dorfschullehrerin, die im Falle einer Verhehlung den Anspruch auf ihre Stelle verliert, in Stahlstichen gezeigt. Die »Verweiblichung« des Lehrberufes, heute eine Selbstverständlichkeit, erhitzte bis weit ins 19. Jh. hinein die Gemüter: In der Biedermeierzeit werden hauptsächlich Bürgerkinder und »Höhere Töchterschulen« bildnerisch dargestellt. Relativ unbekannt sind die Dokumente des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jhs., die Motive wie die Jahrgangsklassen mit eigenem Lehrer in Schulbänken zeigen. Die Praxis der Schule umfaßt nunmehr Nähschulen, den Schulgarten als Erziehungsmittel, Schulhof mit Turngeräten und Zuschauern, »Erziehungsanstalten für Gott und Vaterland«, »Leben und Los der Lehrer«. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Realitäten des Schulalltags findet sich erst bei den Malern der 20er Jahre.

Leider ist das Kapitel »Spüren in die Gegenwart« — in den Initialen symbolisiert durch die Kümmerform eines Bildschirmtex-Buchstabens — sehr kurz geraten. Den Schüler eingeklemmt in die Funktionalität der modernen Schulbauten und Schulklassen zeigt Peter Tillig. Er stellt 1971/72 das Gemälde unter den sinnigen bildungsökonomischen Titel: »Wirst Du wohl mal Nutzen bringen, Kleiner?«

Die Knappheit der Texte ist ein Vorzug des Buches. Das Geschichtsinventar von Schule wird anhand von Bildern und Gemälden vorgelegt. Die Werke der bildenden Kunst zeigen den Wandel der Institution Schule und welche tradierten Bildungsinhalte und -formen sich bis heute in Kindererziehungszielen gehalten haben und erschließen Bildung von unkonventioneller Sichtweise her: Sie bringen Farbe in die pädagogische Trostlosigkeit.

Max Notsch (Pörschach/Österreich)

**Sachs, Wolfgang: Die Liebe zum Automobil.** Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche. Rowohlt Verlag, Reinbek 1984 (271 S., Ln., 48,- DM)

Wie konnte, was als verlockende »Herrschaft über Raum und Zeit« (23) begann, in der allgemeinen Verstopfung des Straßenverkehrs enden? Welche Stationen lagen auf diesem Weg? In einer Mentalitätsgeschichte des Autos geht der Autor, bis 1984 Mitarbeiter der Forschungsgruppe »Energie und Gesellschaft« an der TU Berlin und seitdem der »Society for International Development« in Rom, diesen Fragen nach. Er verfolgt die Geschichte der Wünsche, die sich mit dem Auto verbinden, von 1890 bis 1973. In einem anschließenden systematischen Teil wird das Auto unter charakteristischen Gesichtspunkten wie Unabhängigkeit, Geschwindigkeit, Komfort, Flut der Neuheiten, Reisen und Raum und Zeit betrachtet. Die Untersuchung endet mit der »Entzauberung« dieser Wünsche und den weiteren Aussichten des Automobils. Der Autor stützt sich vor allem auf Berichte zeitgenössischer Autofahrer (und Nicht-Autofahrer), behördliche Anweisungen, Zeitungsartikel, aber auch Marketingstrategien der Industrie und Stellungnahmen von Politikern und Parteien.

Eine zentrale Stelle im historischen Teil nimmt das Kapitel über die »motorisierte Volksgemeinschaft (1933-1945)« ein. Die hier begonnene Automobilisierung Deutschlands behielt ihre Anziehungskraft bis heute bei. Der Autor legt den Schwerpunkt seiner Untersuchung hier vor allem auf die ideologische Funktion des Autobahnbaus. »Die Straßen des Führers werden sich zu großen Schlagadern des Verkehrs entwickeln, die nicht nur dazu beitragen, das deutsche Volk politisch und wirtschaftlich zu einer stärkeren Einheit zu verschmelzen, sondern auch die letzten Reste partikularistischen Denkens beseitigen.« (67, zitiert aus der Zeitschrift: »Die Straße« von 1936) Gezeigt wird, wie die Autobahn und der projektierte Volkswagen eingebaut wurden in ein ideologisches Projekt der Entnennung der Klassen und ihrer imaginären Aufhebung in der faschistischen Volksgemeinschaft. Verwirklicht wurde diese Politik der Massen-Mobilisierung aber erst

seit den fünfziger Jahren, denn jetzt »konnten ... immer mehr Menschen sich nicht nur das Wünschen erlauben, sondern im Auto die Einlösung ihres unterstellten Rechts auf Wohlstand sehen. Genau dies versprach schließlich Ludwig Erhard, der 1957 sein Buch 'Wohlstand für alle' nannte, als Lohn der Schufferei: die demokratische Konsumgesellschaft, die Gleichheit vor der Ware.« (84) Und diese Gleichheit geht quer durch alle Gruppen der Bevölkerung: »So verschieden auch sonst die Wertsichten sein mochten, im Wunsch nach einem automobilen Lebensstil kam nun der Kuhbauer aus Miesbach mit dem Kumpel aus Essen ebenso überein wie der linke Student und die Pfarrhaushälterin.« (98)

Am Beginn der Geschichte des Automobils stand die Abhängigkeit des Passagiers von der Eisenbahn, der Logik ihres Apparates. »War doch das 'Fortschaffen von Menschen wie Warenballen' zum Alltagsgeschäft geworden, ... so daß dem Auto ... die Individualitätswünsche zuflügen.« (117) Wie aber mit dem neuen Gefährt umgehen? Vor allem im Rennsport wurde eine neue Wirklichkeitserfahrung installiert, in der der Fahrer Lust und Überlegenheit daraus zieht, seine Grenzen und die des Wagens auszureizen. — Von Anfang an verband sich das Auto mit dem »touristischen Blick«, mit der Urlaubsfahrt. Eine der populären Ausbruchshoffnungen industrialisierter Gesellschaften, der Wunsch nach einem von Regel und Routine freien Leben, verknüpfte sich hier mit dem Vergnügen an der Selbstbeweglichkeit durch das Automobil. Doch die »Entzauberung« folgte rasch: »Ähnlich wie die Überlistung der Zeit oftmals in der Verstopfung endet, so findet der Drang zur romantischen Ferne nunmehr das Altbekannte vor.« (209)

Die aktuellen Debatten ums Auto drehen sich vor allem um Versuche, seiner Probleme Herr zu werden. Beherrschend in diesen Diskussionen ist das durch Katalysator oder andere Spitzentechnologien umweltfreundliche Auto. Gerade konservative Politiker entdecken zunehmend die Werbewirksamkeit eines Engagements im Umweltschutz. Deren Besetzung des Themas Umweltschutz verkürzt aber das Problem, denn »die Nachrüstung des Autos mit Spitzentechnologie bietet keinen Schutz — im Gegenteil — vor der Umweltkrise zweiter Ordnung ...: nämlich der Erosion jener Nahräume, die zu einer nichtmotorisierten Lebensweise einladen.« (258) Seit mindestens zwanzig Jahren wird Verkehrspolitik nur aus der Sicht des Autofahrers gemacht; die »autogerechte« Stadt, und mittlerweile auch das autogerechte Land, sind die Folgen.

»Langsamere Geschwindigkeiten und kürzere Wege sind die Eckpfeiler einer Politik, die es darauf anlegt, den Dirigismus der Autogesellschaft abzubauen.« (260) Ideales Verkehrsmittel für die so geschaffenen kurzen Wege ist in der Sicht des Autors das Fahrrad, da es Mobilität mit menschenfreundlicher Technik verbindet. Eisenbahn und andere öffentliche Verkehrsmittel geraten dem Autor kaum in den Blick, obwohl sie doch unbestreitbare Vorteile des Autos (wie die hohe Geschwindigkeit) besitzen — ohne dessen Nachteile.

Ralf Schlechtweg (West-Berlin)

**Jossé, Harald: Die Entstehung des Tonfilms.** Beitrag zu einer faktenorientierten Mediengeschichtsschreibung. Verlag Karl Alber, Freiburg, München 1984 (312 S., br., Abb., 59,- DM)

Im Vorwort kritisiert Jossé die Tendenz bisheriger Mediengeschichtsschreibung zur Legendenbildung. Konkret: Durch unkritische Übernahme fehlerhafter »Erinnerungen« alter Medienpioniere an Ereignisse, die Jahrzehnte zurückliegen, seien historische Fakten verfälscht worden. Demgegenüber preist sich die Arbeit als eine Leistung an, die durch intensives Quellenstudium zahlreiche Legenden der Filmgeschichtsschreibung weltweit erstmals widerlegt habe.

Jossé hat in gewissenhafter Fleißarbeit Patent-Dokumente und Firmenarchive ausgewertet; und da die entscheidenden Faktoren bei der Entstehung des Tonfilms in unternehmerischem Kalkül und in der Entwicklung elektroakustischer Übertragungstechni-

ken zu suchen sind, kann er so in der Tat mit neuen Entdeckungen aufwarten und zur Korrektur falscher Vorstellungen beitragen. Dem Verfasser gelingt eine gründliche und sachliche Darstellung des Tonbildbooms der Jahre 1907-1914, und er hat im Meister-Nachlaß ein Dokument entdeckt, welches beweist, daß Meßters »Projection-AG« schon im Jahr 1903 die Errichtung eines Tonbild-Welttrusts definitiv plante. Jossé vermag ferner zu belegen, daß die Ufa — entgegen der vom Erfinder Hans Vogt kolportierten Legende — nach der mißglückten Vorführung des Kurzfilms »Das Mädchen mit den Schwefelhölzern« — Dezember 1925 — keineswegs plötzlich das Interesse am Tonfilm verlor, sondern lediglich die Tonfilm-Aktivitäten im Zuge ihrer Sanierungsmaßnahmen reduzierte. Erst mit der »radikalen Sanierung« nach dem Aufkauf der Ufa durch die Hugenberg-Gruppe folgte ab Frühjahr 1927 (bis Sommer 1928) ein Abbruch aller Tonfilmexperimente. Auch daß die Warner Brothers keineswegs mit dem Griff eines Ertrinkenden nach dem Strohalm zum Tonfilm gekommen sind, sondern daß ihr Abkommen mit der »Western Electric« Maßnahme innerhalb einer exakt geplanten Expansionsphase war, wird von Jossé belegt. Ferner hat er Dokumente gefunden, die etwas Licht bringen in die noch wenig geklärte Entstehungsgeschichte der »Tonbild-Syndikat-AG« (Tobis).

So wird nach Jossés »Beitrag zu einer faktenorientierten Mediengeschichtsschreibung« einiges an der bisherigen Sicht vom Fahrplan der Ereignisse umgeschrieben werden müssen. Eine Entmythologisierung der vermeintlich legendenbehafteten Filmgeschichtsschreibung, wie Jossé sie verspricht, ist damit allerdings nicht verbunden: Schließlich hat keiner, der bislang auch nur einige wesentliche wirtschaftsgeschichtliche Fakten zum deutschen Film zur Kenntnis genommen hat, Hans Vogts falsche und monokausale Erklärung, eine blinde Industrie habe eine unvergleichliche Erfindung schnöde verkannt, in dem Maße geteilt, wie der Verfasser es letztendlich allen Medienhistorikern unterstellt, die vor ihm am Werk waren. Wo Jossé sich über die Ebene der Deskription auf der Grundlage von Archivmaterial hinausbegibt, führen seine Deutungsversuche zu einem verkürzten und entstellenden Erfassen von geschichtlicher Wirklichkeit. So begründet sich seine Übertragung der Theorie individuellen Verhaltens in Stresssituationen auf ein »flexibles Einführungsdesign« der Warner Brothers, dem ein »hartes Einführungsdesign« der Ufa gegenüberstehe, viel zu wenig aus der Komplexität der medienhistorischen Situation selbst heraus, als daß sie Wesentliches erklären könnte. Die Folge ist vielmehr ein neues Ignorieren von Fakten. Das »harte Einführungsdesign« der Ufa war nicht so radikal, wie Jossé im Modell konstruiert.

Der von Jossé formulierten Kritik, daß die Verbindungen zwischen den verschiedenen Medien bislang sträflich ignoriert wurden (Ausbreitung des Radios), verfällt der Verfasser selbst, wenn er im Anschluß behauptet, im Gegensatz zu den USA lasse sich »in Deutschland ein nur unwesentlicher Anteil des Rundfunks am Tonfilmgeschehen feststellen«. Gerade in der Zeit zwischen Frühjahr 1927 und Sommer 1928, als das Interesse der deutschen Filmindustrie am Tonfilm aus wirtschaftlichen Gründen ruhte, hat die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft das Lichttonverfahren intensiv genutzt und u.a. im Sommer 1928 den ersten Tonfilm der neugegründeten »Tobis« in Auftrag gegeben.

Daß die Arbeit sich auf die wirtschafts- und technikgeschichtliche Dimension des Mediums Tonfilm beschränkt, daß sie Fragen zum Inhalts- und Formwandel des Mediums ausklammert und politische Zusammenhänge nicht behandelt, wäre zu verschmerzen. Ärgerlich jedoch ist, daß Jossé sich mit einem Alleinanspruch auf objektive Wahrheit behängt, dem er nicht standhalten kann. — Auf den nachlässigen und lückenhaften Versuch, in einem eigenen abschließenden Kapitel von wenigen Seiten, das weit hinter den Stand der Forschung zurückfällt, »die wirtschaftlichen, sozialen und künstlerischen Folgen des Tonfilms« darstellen zu wollen, hätte er besser verzichtet.

Ulrich Rügner (Frankfurt/M.)

**Dehm, Ursula: Fernsehunterhaltung — Zeitvertreib, Flucht oder Zwang? Eine sozialpsychologische Studie zum Fernseherleben.** v. Hase & Koehler Verlag, Mainz 1984 (309 S., br., 29,80 DM)

Ob Fernsehunterhaltung nun Zeitvertreib, Flucht oder Zwang ist, wie der Untertitel verspricht, wird im Buch nicht geklärt. Dem erstaunten Leser wird sieben Seiten vor Schluß des Textteils (den aufwendigen Apparat nicht mitgerechnet) erklärt, diese Frage sei nicht Gegenstand der Studie. — Zunächst beginnt die Arbeit verheißungsvoll. Ursula Dehm will die Definitionsvielfalt von Unterhaltung beseitigen und den Begriff endgültig klären und ihn empirisch fundieren. Dazu liefert sie eine relativ ausführliche Übersicht über sechs theoretische Ansätze von L. Bosshart über Dieter Prokop bis zu Horst Holzer. Zwei Ziele der Sichtung sind dabei aus ihrer Kritik erkennbar: Unterhaltung als Rezeptionsbegriff herauszuarbeiten und ihn zugleich für empirische Zwecke operationalisierbar zu machen. Dabei wird zwangsläufig von der Diskussion über Fernsehunterhaltung vieles verkürzend weggeschnitten, was zu verschmerzen wäre, wenn nicht eben der Anspruch, das Terrain endgültig zu klären, erhoben würde.

Ausgangspunkt für die eigene Untersuchung ist schließlich der Nutzenansatz. Die große Hoffnung bei seiner Formulierung bestand ja seit Mitte der siebziger Jahre darin, daß man in Umkehrung der den Wirkungsansatz bestimmenden Frage, was das Medium mit dem Zuschauer mache, in die Frage, was der Zuschauer mit dem Medium mache, nun auch Funktionen des Mediums quer zu den Intentionen der Produzenten und zu den Programmformen beschreiben zu können glaubte. Konkret rückte z.B. das Phänomen in den wissenschaftlichen Blick, daß es Zuschauer gab, denen der Unterhaltungswert des Tagesschausprechers (verkörpert in der Krawatte) wichtiger war als die verlesenen Nachrichten. Die Differenz von Intention der Programm-Macher und Zuschauerwahrnehmung wurde untersuchungsfähig.

Daß Ursula Dehm diesem Ansatz empirisch nachgehen wollte, ist also verdienstvoll, auch wenn Will Teichert relativierende Bemerkungen, vorgetragen auf dem Adolf-Grimme-Forum über Fernsehunterhaltung 1977 (seit 1979 nachlesbar in einer Dokumentation) schon zur Vorsicht oder doch zumindest zu weniger apodiktischen Formulierungen hätten mahnen müssen. Daß die Autorin mit ihrem empirischen Teil weit hinter den im theoretischen Teil geweckten Erwartungen zurückbleibt, ja, daß sie mit ihrem Konzept letztlich scheitert, liegt vor allem daran, daß sie sich eines unzureichenden empirischen Verfahrens bedient. Es mag sein, daß die je individuelle Nutzung eines Programmangebotes und die Phantasietätigkeit der Rezipienten empirisch vielleicht gar nicht in einer breit angelegten, statistisch ausgeführten Untersuchung erfaßt werden können. Doch die standardisierte Befragung von 300 Personen, ob das Fernsehen für sie Unterhaltung sei und welche Sendungen sie als unterhaltend empfunden hätten, bleibt weit hinter einem heute schon möglichen avancierteren Forschungsdesign zurück. So bekommt Ursula Dehm zwangsläufig nur heraus, was sich bei den Zuschauern als Programmwartung aufgrund des permanenten Angebots, seiner Etikettierungen und Präsentation herausgebildet hat.

Die »Dominanz der typischen Unterhaltungssendungen« bei dem, was von Zuschauern als »unterhaltend« verstanden wird, ist jedenfalls kein besonders überraschendes Ergebnis, ebensowenig, daß als Kennzeichen von Unterhaltung »Spaß«, »Genuß« und »Abwechslung« gelten. Auch empirisch abgesicherte Binsenweisheiten bleiben Binsenweisheiten, selbst wenn sie sich mit einem »Spearman'schen Rangkorrelationskoeffizienten« schmücken. Daß die Verfasserin schließlich auch zugestehen muß, daß hinter der Zuschaueraussage, eine Sendung sei unterhaltend, häufig nur die Meinung steckt, sie habe gefallen, zeigt nur, daß sich die Vieldeutigkeit des Unterhaltungsbegriffs so nicht fassen läßt.

Erinnert sei daran, daß der schon zitierte Will Teichert vor zehn Jahren vorgeschlagen

hatte, die Nutzung des Fernsehens nicht durch Befragungen, sondern durch verdeckt teilnehmende Beobachtung (Blickkontaktmessung etc.) herauszubekommen; vielleicht hätte die Verfasserin die nur zur Absicherung ihres Fragebogens geführten Intensivinterviews ausbauen müssen. Ebenso gibt es ja im Konzept der Medienbiografie-Forschung den Versuch, den individuellen Gebrauch der Medien und dem »Fernseh-Erleben« auf die Spur zu kommen. Mit Sicherheit hätten solche Ansätze weitergeführt, nur wären sie eben nicht immer statistisch meßbar und berechenbar gewesen. Mit der vorgelegten empirischen Studie hat Ursula Dehm jedenfalls der rezipientenorientierten Unterhaltungsforschung und dem Nutzenansatz einen schlechten Dienst erwiesen und — entgegen ihrer Intention — eher die Notwendigkeit einer programmformenorientierten Unterhaltungsforschung deutlich gemacht.

Knut Hickethier (West-Berlin)

## Soziologie

**Schumm-Garling, Ursula: Soziologie des Industriebetriebes.** Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1983 (123 S., br., 32,- DM)

Am vorläufigen Ende der »Renaissance« der Industriosozologie (Lutz/Schmidt) in der Bundesrepublik unternimmt die Autorin, Direktorin der traditionsreichen und für die industriosozologische Forschung nach 1945 maßgeblichen Sozialforschungsstelle in Dortmund, den Versuch einer Ortsbestimmung. Ausgehend von einer knappen Skizze der Entwicklung des Faches in der Nachkriegszeit nach inhaltlichen und institutionellen Schwerpunkten, wobei allerdings das Wirtschaftswissenschaftliche Institut des DGB mit seinen industrie- und betriebssoziologischen Beiträgen aus den 50er Jahren zu kurz kommt, thematisiert die Verfasserin insbesondere den Fundus der Arbeiten, die in den 70er Jahren, als der Begriff der »Humanisierung der Arbeit« die Orientierungsgröße der kritischen Industriosozologie war, in den Zentren der Industriosozologie durchgeführt worden sind. Schumm-Garling geht der Frage nach, ob und inwieweit zu den klassischen Forschungsbereichen der Industriosozologie — Rationalisierung, Qualifikation, Lohn und Leistung und Bewußtsein der Arbeiter — geforscht worden ist und welche Ergebnisse zutage gefördert wurden. Ihre Darstellung der verschiedenen Ansätze und der entsprechenden Studien unterstreicht die Notwendigkeit einer integralen Sichtweise von Betrieb/Produktion und gesellschaftlichen Verhältnissen für industriosozologische Forschung. Wenngleich ihrer Ansicht nach die Vermittlung von Theorie und Empirie, insbesondere im Bereich der Bewußtseinsstudien, noch als wenig zufriedenstellend anzusehen ist, so hebt sie doch zu recht hervor, daß das Bemühen um die Behebung des Theoriedefizits seit Beginn der 70er Jahre erheblich intensiviert worden ist. Ob sich nun »die« Frankfurter, Göttinger, Münchner u.a. von der Autorin, die der Kritischen Industriosozologie den Spiegel der Arbeit des vergangenen Jahrzehnts vorhält, jeweils richtig verstanden und wiedergegeben fühlen, mag dahingestellt sein. Der um Information und Übersicht bemühte Leser findet jedenfalls in diesem von überflüssigem Ballast freien, anregend und in der Darstellung der Ansätze fair geschriebenen Buch eine nützliche, auch als Einführung in aktuelle Probleme der Industriosozologie lesbare Arbeit vor.

Rolf Schellhase (Münster)

**Zoll, Rainer (Hrsg.): »Die Arbeitslosen, die könnt' ich alle erschließen!«** Zweiter Bericht: Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise. Bund-Verlag, Köln 1984 (285 S., br., 25,- DM)

Nach dem 1981 erschienenen ersten Bericht des Bremer Forschungsprojekts »Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise« konzentriert sich der zweite auf »soziale Deutungsmuster von Arbeitslosigkeit und Krise« (15-146) und »die Krisenreaktion der Lohnarbei-

ter« (179-258). Empirisches Ausgangsmaterial der Untersuchung sind an die 120 »thematisch strukturierte Intensivinterviews«, die Anfang 1982 mit Arbeitern aus fünf Metallbetrieben der norddeutschen Küstenregion geführt wurden, die seinerzeit jeweils unterschiedlich (zwei Werften in Bremen und Hamburg, zwei Elektrobetriebe in Bremen und Wilhelmshaven) oder gar nicht (ein Fahrzeughersteller in Bremen) von Krisenerscheinungen betroffen waren.

Das Erhebungsmaterial wird in einem Spektrum von sieben Deutungsmustern erschlossen, die sich nach der grundsätzlichen Einstellung der Arbeiter zu der sie umgebenden sozialen und politischen Wirklichkeit in zwei Gruppen einteilen lassen: Die »Ökonomische Strukturen« und »Kapital und Arbeit« genannten Deutungsmuster *thematisieren* die gesellschaftlichen Ursachen von Arbeitslosigkeit und Krise sowie deren Folgen für die Lohnarbeiter, während »Fatalismus«, »Politik als Krisenursache« und »Direkte Reduktion« den Kausalzusammenhang der Krisenbetroffenheit *reduzieren* auf Schicksal bzw. Staatsverschulden oder sie insgesamt ableugnen. Derartige »Abwehrstrukturen« kennzeichnen auch die aggressiv gegen sich selbst bzw. gegen andere gerichteten Deutungsmuster »Unterwerfung« und »Sündenböcke«. Besonders letzteres, repräsentiert durch ein Fünftel der Befragten, indiziert ein nicht unerhebliches faschistisches Potential in der Arbeiterschaft, das durch Dispositionen des »autoritären Charakters« geprägt ist. Diese werden offenbar durch die Verallgemeinerung von Krisenbetroffenheit verstärkt: Die Veränderungstendenzen der Deutungen im Vergleich zu den Erstinterviews zwei Jahre zuvor weisen auf eine Entwicklungsrichtung von Arbeiterbewußtsein, die gekennzeichnet ist durch »Rückzug aufs Private« bei gleichzeitiger »Politisierung« im Sinne konservativer Erwartungen an staatliches Handeln (von Einfuhrbeschränkungen für japanische Produkte bis zu Ausweisung von Ausländern und Arbeitsdienst für Arbeitslose) oder als Ausdruck fatalistischer Resignation (die nicht zuletzt Krieg als Mittel der Krisenlösung akzeptiert), jeweils verbunden mit verstärkter Tendenz zur gewerkschaftlichen Demobilisierung. — Das Deutungsmuster »Kapital und Arbeit«, das den Standpunkt des »nationalen Wir« nicht teilt, Krisenbetroffenheit auf seiten des Kapitals bestreitet und von daher zu einer interessegeleiteten Handlungsorientierung fähig ist, muß demgegenüber nach Auffassung der Autoren ebenfalls resignieren, weil es die in Existenzängsten fundierte Abwehrhaltung der anderen Deutungsmuster nicht erkennt und die verstärkte Ablehnung nicht erklären kann, die der Thematisierung von Krisenursachen entgegenschlägt.

Perspektivisch beantwortet wird dieser beunruhigende Befund mit der inhaltslosen Empfehlung, »solidarische Verkehrsformen zu entwickeln, die es den Lohnarbeitern ermöglichen, anders als in Form von Verdrängung und Projektion mit ihrer Existenzangst umzugehen und neue Handlungsperspektiven zu entwickeln« (223). Diese einigermaßen hilflose Haltung mag an einer vorschnellen Psychologisierung der sozialen Deutungsmuster der Arbeiter durch die wissenschaftlichen Erklärungsmuster liegen oder einfach daran, daß der Band das umfangreiche Interviewmaterial in erster Linie gliedert und strukturiert. Wer westdeutsches Arbeiterbewußtsein zu Beginn der 80er Jahre kennenlernen will, dem eröffnet diese Studie eine Zugangsmöglichkeit. Für diesen Zweck wäre allerdings der vollständige Abdruck von wenigstens einem Interview wünschenswert. Eine analytische Durchdringung der aufgefundenen und beschriebenen Deutungsmuster, aufgrund derer ihre kritische Würdigung und der Entwurf von argumentativen Gegenstrategien zu erfolgen hätte, leistet der Band nicht. Auch über die Bestimmungsgründe der Deutungsmuster, etwa den Beitrag, den öffentliche Sozialisationsagenturen wie Massenmedien, Parteien und Gewerkschaften zum diagnostizierten Nationalismus der westdeutschen Arbeiterklasse leisten, wird keine Auskunft gegeben. Wer die Position der Bremer Projektgruppe im Hinblick auf diese weiterführenden Fragestellungen kennenlernen will, vor allem auch die methodische Konzeption der Durchführung und In-



terpretation der Interviews und die hier nur kurz angesprochene »Theorie sozialer Deutungsmuster« (259-276), der sei verwiesen auf den gleichzeitig im Suhrkamp-Verlag erschienenen Band: Rainer Zoll (Hrsg.), »Hauptsache, ich habe meine Arbeit«, Frankfurt/M. 1984. Martin Loiperdinger (Kassel)

**Bosch, Gerhard, Hartmut Seifert und Bernd-Georg Spies: Arbeitsmarktpolitik und gewerkschaftliche Interessenvertretung.** Beschäftigungspolitische Wirkungsanalyse der Mitwirkung der Arbeitnehmervertreter. Bund-Verlag, Köln 1984 (200 S., br., 18,- DM) Ein Dilemma der Arbeitsmarktpolitik bei hoher Arbeitslosigkeit besteht darin, daß Betriebe staatliche Anreizsysteme — insbesondere finanzieller Art — nur dann in Anspruch nehmen, wenn sie diese für eigene Ziele instrumentalisieren können; will der Staat dies durch strengere Auflagen verhindern, so verweigern die Betriebe die Durchführung arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen. Der Staat kann nur noch wählen zwischen der Verzerrung arbeitsmarktpolitischer Ziele durch die Betriebe oder deren Weigerung, diese Ziele überhaupt zu berücksichtigen.

Das »Arbeitsmarktpolitische Sonderprogramm der Bundesregierung für Regionen mit besonderen Beschäftigungsproblemen vom Mai 1979« mit einem Gesamtvolumen von 860 Millionen DM stellt einen Versuch dar, diesem Dilemma zu entgehen: Man wollte die zielgerechte Verwendung staatlicher Subventionen dadurch erreichen, daß »erstmalig Arbeitnehmervertretungen in den Betrieben in die Programmabwicklung eingeschaltet« (1) wurden. Den Anträgen an die Arbeitsverwaltung bezüglich der Zuteilung von Mitteln aus dem Sonderprogramm mußten Stellungnahmen der Betriebsräte beigefügt werden. Auch die Durchführung der Maßnahmen im Betrieb sollte durch die Betriebsräte kontrolliert werden. Diese Mitwirkungsrechte galten für die ersten beiden der drei Programmschwerpunkte: (1) die Förderung innerbetrieblicher Weiterbildungsmaßnahmen; (2) die Wiedereingliederung von schwervermittelbaren Arbeitslosen; (3) Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen im Bereich der sozialen Dienste und der sozialen Infrastruktur.

Die im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung entstandene Studie des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts des Deutschen Gewerkschaftsbundes untersucht die ersten beiden Programmschwerpunkte. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, »inwieweit die Mitwirkung der betrieblichen und überbetrieblichen Interessenvertretung der Arbeitnehmer dazu beigetragen hat, die jeweiligen Ziele der einzelnen Programmschwerpunkte einzulösen« (1). Zur Beantwortung dieser Frage wurden in »eine(r) Kombination von schriftlicher Totalbefragung und Fallstudien« (26) Betriebsräte nach ihren Erfahrungen mit dem Sonderprogramm befragt. Insgesamt wurden 458 Fragebögen ausgewertet sowie 50 Fallstudien verarbeitet.

Das Ergebnis ist ambivalent: Obwohl die Autoren insgesamt eine »geringe Mitwirkung der Betriebsräte« (55) feststellen müssen, können sie doch auch darauf hinweisen, daß »die Betriebsräte trotz aller Einschränkungen ihrer Beteiligungsmöglichkeiten einen höheren Programmerfolg, als er ohne ihre Mitwirkung erzielt worden wäre« (182) gewährleisten. Bei den *Einschränkungen* muß nicht nur der »hohe Anteil von Betrieben ohne Betriebsrat« (45) genannt werden, sondern vor allem das Informationsdefizit der Betriebsräte. Sie wurden seitens der Betriebsleitung nicht nur oftmals sehr spät — in einem Fall sogar erst wenige Stunden vor Antragsschluß — informiert, sondern auch in unzureichender Weise. Die Betriebsräte gerieten somit unter Zeitdruck und konnten die Anträge der Betriebsleitung inhaltlich kaum überprüfen. Dieses Informationsdefizit wurde außerbetrieblich noch verstärkt: Die Arbeitsverwaltung praktizierte eine »vorwiegend restriktive Informationspolitik« (39); sie suchte zwar Betriebe auf, um diese zur Beteiligung am Sonderprogramm zu bewegen, jedoch blieben hierbei »die Betriebsräte ... ausgeschlossen« (43). Nur Betriebsräte aus Großbetrieben konnten dies durch bereits

bestehende Kontakte zur Arbeitsverwaltung kompensieren. Auch die Arbeitnehmervertreter in den Verwaltungsausschüssen der Arbeitsämter konnten dieses Informationsdefizit nicht ausgleichen: Zum einen waren sie selbst organisatorisch so eingebunden, daß ihre Funktion oftmals in der bloßen Ratifizierung der von der Arbeitsverwaltung vorgelegten Anträge bestand, zum anderen führte ihre Betriebsferne dazu, daß die Betriebsräte eher Kontakt mit örtlichen Gewerkschaftsvertretern aufnahmen als mit Mitgliedern der Verwaltungsausschüsse.

So eingeschränkt die Mitwirkung der Betriebsräte an der Programmabwicklung auch war, so *erfolgreich* konnten doch auch aktive Betriebsräte sein: Zwar waren diese Erfolge nur punktuell — z.B. bei der Teilnehmerauswahl für Qualifizierungsmaßnahmen —, doch konnten sie negative Auswirkungen der Programmabwicklung für die Beschäftigten — z.B. in Form ausbleibender Einkommenserhöhung trotz erhöhten Qualifikationsniveaus — weitgehend vermeiden. So »konnten ... partiell unternehmerische Mitnahmeeffekte und Mißbräuche eingeschränkt werden« (193). Dies galt insbesondere für Großbetriebe, da hier die Bedingungen für die Betriebsräte besonders günstig sind.

Angesichts dieser punktuellen Erfolge der Betriebsräte sehen die Autoren *Ansatzpunkte für eine arbeitnehmerorientierte Arbeitsmarktpolitik*: Die hohe Mitwirkungsbereitschaft der Betriebsräte muß nach Meinung der Autoren vor allem durch eine verbesserte Information seitens der Arbeitsverwaltung unterstützt werden. Darüber hinaus muß auf regionaler/lokaler Ebene die Zusammenarbeit von Betriebsräten und gewerkschaftlichen Vertretern in den Verwaltungsausschüssen der Arbeitsämter zum Zwecke der Koordination arbeitsmarktpolitischer Instrumente verbessert werden. Im Zentrum einer solchen Zusammenarbeit sollen »gewerkschaftliche Beratungsstellen« (194) stehen.

Die Studie zeigt, daß die »Mitwirkungsbereitschaft der Betriebsräte und Verwaltungsausschüsse an arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen ... bei günstigeren Programmbedingungen ... zu einer höheren Zielgenauigkeit von Arbeitsmarktpolitik beitragen kann« (193). Es bleiben jedoch auch Zweifel, ob eine solche Perspektive nicht letztlich an der zunehmenden Individualisierung und Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse scheitern muß. Je stärker Betriebsräte sich am »eigenen« Betrieb und den dort Beschäftigten orientieren, desto schwerer muß es erscheinen, auf regionaler/lokaler Ebene eine offensive und autonome Beschäftigungspolitik im Arbeitnehmerinteresse zu entwickeln. Die Studie kann die Anknüpfungspunkte und die Widerstände — so z.B. mangelndes Engagement der Betriebsräte für Arbeitslose — für die Betriebsrätearbeit in solcher Perspektive aufzeigen.

Gerd-Uwe Watzlawczik (München)

**Votteler, Martin W.R.:** *Die prinzipielle Eignung von »Allgemeinen Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung« als Instrument der Arbeitsmarktpolitik.* Verlag Haag und Herchen, Frankfurt/M. 1984 (227 S., br., 35,- DM)

Wurden 1978 und 1979 jeweils 51 000 Arbeitslose durch Allgemeine Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung (ABM) gefördert, so sank diese Zahl 1982 auf 30 000. Dieser Trend hat sich neuerdings umgekehrt: 1984 wurde mit 70 000 durch ABM geförderten Arbeitslosen das bisher höchste Förderungsniveau erreicht. Und 1985 soll diese Zahl laut Haushalt der Bundesanstalt für Arbeit auf 80 000 erhöht werden. Angesichts dieser Entwicklung hat die Studie von Votteler eine besondere Aktualität. Denn sie geht der Frage nach, »inwieweit ABM prinzipiell geeignet sind, die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen« (1). Dabei liegt »der Schwerpunkt dieser Untersuchung ... auf der ... theoretischen Analyse der Eignung von ABM« (3) und möchte eine »grundlegende Voraussetzung für jede weiterführende empirische Untersuchung« (3) liefern.

ABM sind ein wesentliches Instrument »eine(r) aktiv vorausschauende(n) Arbeitsmarktpolitik« (9), die auf »Entwicklungen nach strategieorientierten Konzepten im Rahmen von mittel- bis langfristigen Zielpräzisierungen selbst Einfluß zu nehmen ver-

sucht« (12f.). Dabei ergeben sich für die ABM folgende *Ziele*: als Hauptziele die Verwirklichung eines hohen Beschäftigungsstandes und die Verbesserung der Beschäftigungsstruktur nach Wirtschaftssektoren und Gebieten; als Unterziele die berufliche Eingliederung von Problemgruppenangehörigen des Arbeitsmarktes (längerfristig und/oder häufig arbeitslose Erwerbspersonen, Behinderte, Frauen und Ältere), die Förderung von beruflicher Ausbildung und beruflicher Mobilität. Dieser Zielkatalog muß vor dem Hintergrund einer angemessenen Förderung des wirtschaftlichen Wachstums gesehen werden. Gefördert werden sollen durch ABM Arbeiten, die »im öffentlichen Interesse liegen« (44), »den Arbeitsmarkt in sozial- und wirtschaftspolitisch erwünschter Weise beeinflussen« (45) und hierbei verstärkt »schwer vermittelbare Arbeitslose« (48) in das Erwerbsleben integrieren. ABM versuchen also, gezielt das *Beschäftigungsverhalten von Arbeitsnachfragern* zu beeinflussen. Es stellt sich somit die Frage, welches die *Bestimmungsgründe* für dieses Verhalten sind und inwieweit die ABM diese Bestimmungsgründe verändern können. Bei der Beantwortung dieser Frage geht der Autor davon aus, daß »das Beschäftigungsverhalten der einzelnen Arbeitsnachfrager ... sich ... grundsätzlich nach den Notwendigkeiten des jeweiligen Prozesses der Leistungserstellung« (62) richtet. *Zwei Produktionsfunktionen* lassen sich hierbei unterscheiden: eine substitutionale, »die darauf beruht, daß eine bestimmte Ausbringungsmenge mit Hilfe mehrerer Kombinationen von Faktoreinsatzmengen hergestellt werden kann« (63), und eine limitationale, bei der die »Faktoreinsatzmengen ... in einem bestimmten, festen Verhältnis zueinander stehen müssen, um eine entsprechende Ausbringungsmenge realisieren zu können« (63). Doch verhalten sich die Arbeitsnachfrager nicht nur gemäß ihrer Produktionsfunktion, ihr Beschäftigungsverhalten orientiert sich auch an »den Zielsetzungen der arbeitsnachfragenden Organisationen« (69). Der Autor unterscheidet *zwei Organisationstypen*: die juristischen Personen des öffentlichen Rechts bzw. die gemeinnützigen Organisationen des privaten Rechts, die »grundsätzlich Aufgaben erfüllen sollen, die unmittelbar der Allgemeinheit zugute kommen« (70), und die privaten Wirtschaftsunternehmen, die sich grundsätzlich gewinnmaximierend verhalten. Die gemeinnützigen Organisationen orientieren sich in ihrem Beschäftigungsverhalten primär an der tendenziellen Ausweitung der Ausbringungsmengen sowie an der Steigerung der Arbeitsproduktivitäten, während die privaten Wirtschaftsunternehmen sich an den Produktionskosten und den Absatzprogrammen orientieren. Sollen die ABM ihre Aufgabe erfüllen, so müssen sie die Soll-Arbeitseinsatzmenge der Organisationen erhöhen und darauf hinwirken, daß die Ist-Arbeitseinsatzmenge der veränderten Soll-Größe angepaßt wird. Die Studie zeigt jedoch, daß dies nur in begrenztem Maße gelingen kann: Sowohl für gemeinnützige Organisationen als auch für private Wirtschaftsunternehmen gilt, »daß durch die Bereitstellung von ABM-Fördermitteln die Ausprägung der Bestimmungsgründe nur teilweise und sehr begrenzt verändert werden« (108). Dabei wird ein *prinzipielles Dilemma aktiver Arbeitsmarktpolitik* offensichtlich: Sollen die Arbeitsnachfrager zu einer expansiven Beschäftigungspolitik motiviert werden, so gelingt dies nur in dem Maße, in dem sie staatliche Fördermittel für eigene Ziele einsetzen können. Dies heißt jedoch, daß sie diese Mittel lediglich »mitnehmen«, wenn sie Fördermittel für Maßnahmen in Anspruch nehmen, die sie ohnedies durchführen würden, oder daß nicht geförderte Arbeitnehmer »verdrängt« werden durch geförderte, da diese kostengünstiger sind. Aktive Arbeitsmarktpolitik wird somit in ihrer Zielsetzung konterkariert, da sie sich verstärkt organisatorischen Zielsetzungen der Arbeitsnachfrager anpassen muß.

Auch angesichts einer statistischen Analyse des Einsatzes von ABM kommt der Autor zu einer eher skeptischen Einschätzung des Erfolges von ABM: Bei der praktischen Anwendung von ABM ist es kaum zu einer Verbesserung des Beschäftigungsniveaus gekommen. Grundsätzlich besser geeignet sind ABM zur Verbesserung der Beschäftigungsstruktur, wenn auch dies nur relativ kurzfristig gilt und »längerfristig die Entla-

stungseffekte wieder abnehmen« (204). Als Schlußfolgerung formuliert der Autor die Forderung, ABM zielorientierter bezüglich von Problemgruppen auf dem Arbeitsmarkt und primär »zur Überbrückung eines nur kurzfristigen wirtschaftlichen Einbruchs« (205) einzusetzen.

Die Studie zeigt, daß ABM zur Beseitigung bzw. Linderung von (Massen-)Arbeitslosigkeit — insbesondere unter der Bedingung längerfristiger Krisen — überfordert sind. Warum aber dann neuerdings die Expansion von ABM in der Praxis? Auch der Autor verspürt diese eigentümliche Differenz von Theorie und Praxis, wenn er einerseits vor einer Überschätzung der Möglichkeiten von ABM bezüglich der Erreichung eines hohen Beschäftigungsstandes warnt, andererseits aber auch beklagt, »daß es in der Vergangenheit nicht gelungen ist, die theoretisch abgeleitete Eignung von ABM in bezug auf ihre Verbesserungsmöglichkeiten der Beschäftigungsstruktur in der Praxis zu verwirklichen« (204). Dem Autor bleibt zur Erklärung dieser Differenz nur der Hinweis auf die Ignoranz der Praxis. Doch kann die Differenz auch anders gewendet werden: Dann handelt es sich um die Ignoranz einer volks- bzw. betriebswirtschaftlichen Theorietradition, die wesentliche Momente der gesellschaftlichen Praxis — wie Macht, Politik, Legitimität etc. — theoretisch nicht verarbeiten kann. Machtverhältnisse verschwinden hinter technisch determinierten Produktionsfunktionen und scheinbar unveränderlichen, aus einer marktwirtschaftlichen Sachlogik entsprungene Zielsetzung von Organisationen. Daß Arbeitsmarktpolitik nicht nur einer ökonomischen Logik folgt, sondern auch politischen Kriterien unterworfen ist, dies entgeht der theoretischen Perspektive dieser Studie.

Gerd-Uwe Watzlawczik (München)

**Kirchenkanzlei im Auftrage des Rates der EKD (Hrsg.): »Solidargemeinschaft von Arbeitenden und Arbeitslosen« — Sozialethische Probleme der Arbeitslosigkeit.** Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1983 (128 S., br., 7,80 DM)

In ihrem ersten Teil behandelt die Studie sowohl die quantitativen (Umfang und Entwicklungstendenzen) als auch die qualitativen (destruktive Auswirkungen auf die Betroffenen) Aspekte der Arbeitslosigkeit. Die ökonomischen Erklärungsversuche von Krise und Arbeitslosigkeit bleiben dem vorherrschenden marktwirtschaftlichen Selbstverständnis verhaftet. Letztlich sekundäre, abgeleitete Momente werden zu einem Interpretationsmodell zusammengefügt. Neben den Ölpreissteigerungen haben danach das mangelhafte Konsum- und Investitionsverhalten die Massenarbeitslosigkeit verursacht (18f.). Die elementare Tatsache der globalen Verwertungskrise des Kapitals wird zum Phänomen einer mangelhaften Attraktivität der BRD als Industrialisation (19) umformuliert. Weil sie die Irrationalität kapitaldominierter Vergesellschaftung als unabänderlich voraussetzen, begreifen die Autoren der Denkschrift die wirtschaftliche Dynamik und die technischen Innovationsprozesse auch bloß in ihrer scheinbar unvermittelbaren Widersprüchlichkeit: positives Moment der gesellschaftlichen Reproduktion ebenso wie Bedrohung der individuellen Existenz zu sein. Die Arbeitslosigkeit wird zwar als Ausdruck einer gesellschaftlichen Spaltung verstanden — aber nicht zwischen denen, die von der Arbeitslosigkeit profitieren und denen, die psychisch-sozial und materiell darunter leiden, sondern als Spaltung zwischen »Arbeitslosen und Arbeitenden« (5). Zwar betonen die Autoren eine gesellschaftliche »Verantwortung« für die Arbeitslosigkeit: »Arbeitslosigkeit ist also kein 'Naturereignis', sondern etwas, wofür Menschen verantwortlich sind.« (27) Dieser Rekurs dient aber nur dazu, die realen Interessenkonflikte auf eine individual-ethische Größe zu reduzieren. Die normativen Forderungen zielen nicht auf die Verfügungsgewaltigen über Kapital und Investitionen, sondern vorrangig auf die von der Massenarbeitslosigkeit Betroffenen selbst. Gefordert wird eine »Solidargemeinschaft von Arbeitenden und Arbeitslosen« (37), die sich durch Anpassung und Verzicht selbst am Schopfe aus dem Sumpf ziehen soll. Einkommenseinbußen bei Wiedereinstellungen

müssen nach diesen Maximen ebenso hingenommen werden, wie eine umfassende tarifpolitische Kurskorrektur in Richtung eines Reallohnabbaus (39).

Solange in der Denkschrift von den strukturellen Aspekten der Arbeitslosigkeit die Rede ist, begnügen sich die Autoren mit allgemeinen Appellen an die soziale Verantwortung der »Arbeitgeber«. Ein gesamtverantwortliches »Zusammenwirken aller« wird gefordert (49). Konkrete Ansprüche werden aber nur an die Opferbereitschaft der Arbeitenden und ihrer Organisationen gestellt. Zusammen mit staatlichen Interventionen sollen dadurch die Voraussetzungen zu einer »Verbesserung der Ertragslage der Unternehmen« (56) geschaffen werden. — Die tatsächliche Entwicklung hat solche Vorstellungen zur Krisenbewältigung längst ad absurdum geführt. Obwohl in den Jahren 1980 bis 1983 die Unternehmensgewinne um mehr als 5 % gestiegen sind (bei einer parallelen Reallohnsenkung um fast den gleichen Prozentsatz), sind die privaten Neuinvestitionen kontinuierlich von 60 % 1972/73 auf ca. 30 % 1982/83 zurückgegangen. Die verbliebenen Investitionsmaßnahmen haben vorrangig arbeitsplatzvernichtende Rationalisierungen zum Ziel.

Realistische, aber das herrschende Verwertungsinteresse berührende Konzeptionen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit (Arbeitszeitverkürzung) werden in der Studie — ganz am Rande — in dem vieldeutigen Appell nach einer größeren »'Verteilungsgerechtigkeit' hinsichtlich der vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten« (92) versteckt.

Explizit begründet sich die Haltung der Denkschrift aus den »biblischen Aussagen über die menschliche Arbeit« (29). In der Tradition des kirchlichen Selbstverständnisses dominiert die Auffassung einer repressiven Bestimmtheit der menschlichen Existenz. Die Arbeit bleibt trotz der ihr zugesprochenen sozialen und sinnvermittelnden Funktion durch Mühe und Beschweris gekennzeichnet. Ohne einen bibelexegetischen Gegenentwurf anbieten zu wollen, sei doch vermerkt, daß diese »herrenkirchlich gebrauchten Bibeltexte« (Bloch) in der theologischen Diskussion auch eine differenziertere Interpretation erfahren. In seiner »Anthropologie des Alten Testaments« (München 1974, 190ff.) schreibt etwa Hans Walter Wolf: »Die jahwistische Paradieserzählung weist an drei Stellen exemplarisch darauf hin, daß die Arbeit zum Grundauftrag des Schöpfers an sein Geschöpf gehört ... Es ist wichtig zu sehen, daß die Arbeit hier als einzige Sinnbestimmung des Menschen erscheint ... Im Zusammenhang ist jetzt aber klar, daß nicht die Arbeit als solche zum Fluch gehört, sondern die mit ihr verbundene Mühsal und Plage, die die Dornen und Disteln auf dem Acker mit sich bringen.«

Werner Seppmann (Haltern/Westf.)

**Rottleuthner, Hubert (Hrsg.): Rechtssoziologische Studien zur Arbeitsgerichtsbarkeit.**

Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1984 (500 S., br., 96,- DM)

Arbeitsgerichte sind besondere Gerichte. Das gilt nicht nur für ihre Zusammensetzung (neben einem Berufsrichter als Vorsitzenden gibt es jeweils gleichviele Arbeiter- und Unternehmer-Beisitzer), sondern auch für den Ablauf der Verfahren: Um strittige Urteile möglichst zu vermeiden, muß vor jeder Kammersitzung eine spezielle Güteverhandlung stattfinden; es werden keine Kostenvorschüsse verlangt, und die Gerichtsgebühren sind äußerst niedrig; die Verfahren werden schneller abgewickelt als vor ordentlichen Gerichten; neben Rechtsanwälten sind auch nicht-juristische Rechtsberater aus Gewerkschaften oder Interessenorganisationen zugelassen. Traditionell wurden und werden diese Gerichte daher von manchen Unternehmern verdächtigt, eine Art »Sonderjustiz« zugunsten der Arbeiterschaft zu praktizieren, wobei ihnen das von liberalen Sozialreformern und Gewerkschaften seit Beginn des Jahrhunderts durchgesetzte »Arbeitsrecht« als Legitimation diene. Diesem Mißtrauen scheint zu entsprechen, daß weit über 90 % aller Klagen von Arbeitern und Angestellten eingereicht werden. Noch eine andere Kritik ist freilich zu bedenken: Arbeitsgerichte seien besonders subtile Instrumente der sozialen

Pazifizierung, da sie kapitalistisch bedingte Konflikte individualisierten und auf juristische Tatbestandsmerkmale reduzierten («Verrechtlichung» und «Vergerichtlichung»). Angesichts solcher Kontroversen haben empirische Studien, die die alltägliche Wirksamkeit dieser Gerichtsform kritisch durchleuchten, einen wichtigen Stellenwert. Der vorliegende Band, der Materialien und Analysen einer 1979/80 in Berlin und Darmstadt durchgeführten Untersuchung zusammenfaßt, kann als Beitrag in dieser Richtung gelesen werden.

Nach einem Überblick über die Regelungen des Arbeitsgerichtsgesetzes (Rottleuthner) enthält der Band 13 Kapitel, die sich mit Themen befassen wie: die statistische Korrelation von Arbeitsgerichtsverfahren und sozio-ökonomischer Entwicklung in der BRD (Estermann), die typischen Streitgegenstände (Ellermann-Witt), die Formen der Rechtsvertretung (Camin), die Kommunikations- und Verhaltensformen in der mündlichen Verhandlung (Grüner/Roehl), das Verhältnis von Vergleichen und strittigen Urteilen (Schönholz), die Einflüsse sozialer Merkmale, Einstellungen und Verhaltensweisen auf Seiten der Richter wie der klagenden Arbeitnehmer (Rottleuthner/Ellermann-Witt). In einem längeren Beitrag stellt Rottleuthner abschließend die wichtigsten theoretischen Aspekte und Schlußfolgerungen des Projekts zur Diskussion.

Das Unternehmen beeindruckt durch seinen empirischen Aufwand, die Kombination von Prozeßbeobachtung, Aktenanalyse, Fragebogenerhebung und Interview (insgesamt wurden über 700 Verfahren erfaßt) sowie die Raffinesse der Korrelationsberechnungen bei der statistischen Auswertung. Aber so sehr eine objektivierende Untersuchungs- und Darstellungsform auch als wünschenswert erscheint — der Ertrag ist hier am Ende doch relativ banal. So ergibt z.B. eine immens aufwendige Berechnung der Häufigkeiten und Korrelationen gerichtlicher Interaktionsformen im Grunde nur, daß der vorsitzende Richter die dominante Figur ist, während die »Parteien« eher als »Informationslieferanten« fungieren (193). Je weniger Rechtsvertreter anwesend sind, desto eher kommen Kläger und Beklagte zu Wort (195). Wenn viel über Vergleichsmöglichkeiten gesprochen wird, kommt am Ende eher ein Vergleich heraus, während stärkere »Rechtsorientierung« mit strittigen Urteilen korreliert (226). Bedurfte es dazu wirklich all der Mühen? Das Problem liegt möglicherweise darin, daß die Autoren einem allzu engen (und akademischen) Verständnis von Rechtssoziologie anhängen. Da die *konkreten* gesellschaftlichen und betrieblichen Voraussetzungen von Arbeitskonflikten, die dann *unter Umständen* zu Gerichtsverfahren führen, nicht ohne weiteres zu ermitteln sind, jedenfalls kaum statistisch darstellbar und mit dem In- und Output zweier Gerichte korrelierbar sind, hat man aus »methodischen Gründen« kurzerhand den gesamten Kontext der behandelten Verfahren ausgeblendet. Entscheidende Fragen, z.B. ob durch »Vergerichtlichung« eine Transformation oder Reduktion der vielschichtigen und widersprüchlichen Konflikthalte in juristisch genormte »Einheitskonflikte« stattfindet, oder ob durch eine gerichtliche Lösung andere Lösungsformen hintertrieben bzw. verhindert werden, können daher nicht mehr gestellt werden. Warum wurden hier nicht Fallstudien unternommen, die den ganzen statistischen Hintergrund in einem anderen Licht hätten erscheinen lassen? — Auch die strukturelle Besonderheit der Arbeitsgerichte, die Beteiligung »interessengebundener« Beisitzer, wird aus »methodischen Gründen« nicht näher betrachtet (datenschutzrechtliche Bedenken der Justizbürokratie verhinderten Interviews). Damit wird aber ein möglicher Zugang zur Überprüfung der Pazifizierungsthese vorschnell ausgeklammert. Hier wären eben andere Interviewpartner zu suchen gewesen; außerdem hätten historische Aufarbeitungen vielleicht erhellend gewirkt. Der erklärte Zweck der Beteiligung von Laienrichtern lag ja seit den Anfängen der deutschen Arbeitsgerichtsbarkeit (die auf 1811 und nicht, wie Rottleuthner schreibt, auf 1926/27 zu datieren ist [315]) darin, die »Akzeptanz« ihrer Urteile zu erhöhen. Auch wurden die Beisitzer bis 1926 in den einzelnen Städten in direkter und geheimer Wahl durch die Betroffenen *gewählt*; die

Abschaffung dieses demokratischen Verfahrens und die Einführung von Vorschlagslisten der großen Berufsverbände diene nicht nur der bürokratischen, sondern auch der *politischen* »Vereinfachung«: politisch unliebsame oder gar rechtskritische Arbeitgeber konnten so definitiv ausgeschlossen werden. Rottleuthners These von einer »Ausdifferenzierung« (= Autonomisierung) der Arbeitsgerichtsbarkeit gegenüber dem »sozio-ökonomischen« und dem »sozio-kulturellen System« (313ff.) wäre u.a. vor diesem historischen Hintergrund zu problematisieren. Ist die von den Autoren konstatierte tendenzielle »Neutralität« der Arbeitsgerichte, ihre (hier nun statistisch belegte) relative Indifferenz gegenüber »gerichtsexternen Merkmalen« der Richter wie auch der Kläger, die z.B. das oft geforderte »kompensatorische« Verhalten der Richter eigentlich überflüssig machen würde, ein generelles und positiv zu bewertendes Kennzeichen von »Arbeitsrecht«, und welcher Preis ist für diese historische Entwicklung der deutschen »Arbeitsverfassung« (Korsch) jeweils gezahlt worden? Angesichts von Büchern wie diesem ist der schon häufig angemeldete Bedarf einer kritischen Geschichte des Arbeitsrechts und der Arbeitsgerichtsbarkeit um so dringender.

Peter Schöttler (Bremen)

## Erziehungswissenschaft

**Lutz, Dieter S.: Der »Friedens«-Streit der Kultusminister. Ein »Schul«-Beispiel.** Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1984 (168 S., br., 18,- DM)

Dieser Band erscheint zu einem Zeitpunkt auf dem Friedensbuchmarkt, da die Friedensbewegung in einer erheblichen Krise steckt und der Frieden als Gegenstand des schulischen Unterrichts sowohl für zahlreiche Lehrer als auch für viele Schüler schon nicht mehr »in« ist. Gleichwohl ist dieser Band sehr aktuell und lesenswert, dokumentiert er doch auf mehr als 100 der insgesamt knapp 170 Seiten in chronologisch übersichtlicher Weise die zentralen und zum Teil antagonistischen Standpunkte der für die Bildungspolitik relevanten Institutionen und Gruppen zu einer Frage, die wie kaum eine andere in den vergangenen zehn Jahren den Frieden an der »Schulfront« zu stören drohte und die »Gefahr« der Thematisierung einer Reideologisierung schulischer Lehr- und Lernprozesse implizierte.

Während im Lärm der vorwiegend in der Presse ausgetragenen Auseinandersetzung um die rechte Erziehung zum Frieden zahlreiche ideologische Nuancen der Argumentation kaum die ihnen zukommende Beachtung erfuhren, liefert dieser Band nun schwarz auf weiß, welche Partei, welche Institution, welcher Verband welchen Frieden meint und wie man sich jeweils die entsprechende Wege zu diesem Ziel vorstellt. So wird klar dokumentiert, daß Vertreter der Union keinen Zweifel daran lassen, daß sie die Schule ideologisch gewissermaßen als Vorschule der »Schule der Nation«, der Bundeswehr, verstanden wissen und die Lehrer beauftragen wollen, ihre Schüler zum Dienst in der Bundeswehr zu motivieren; zugleich wird aber auch ziabel, daß führende sozialdemokratische Kulturpolitiker die Kriegsdienstverweigerung als moralisch einwandfreie Option verstanden und in der Schule und im Unterricht vertreten wissen wollen. Wem dies alles auch im Detail und Wortlaut bekannt ist, der könnte diese auch programmatisch lesbaren Texte, etwa als Lehrer an Schule oder Hochschule, zum Zweck der politischen Bildung einsetzen und analysieren.

Lutz beläßt es nicht bei der Sammlung der Positionen von Parteien, GEW, Bundeswehrverband, DFG-VK, des Deutschen Lehrerverbandes u.a.m. zur Friedenserziehung, sondern leitet das Buch mit einer Skizze über die Genese der Diskussion ein. Dabei stellt er — für sozialdemokratische Vertreter in der Debatte nicht unpikant — heraus, daß bereits in den 70er Jahren, auch von Sozialdemokraten, der Versuch einer Ausrichtung der Friedenserziehung auf die Frage der Landesverteidigung (17) unternommen worden ist

und es kein geringerer als Helmut Schmidt war, der 1971 im Bundestag die Meinung vertreten hatte, es gehöre seinem Eindruck nach an manchen Gymnasien zum guten Ton, den Wehrdienst zu verweigern, was auch auf den Einfluß von Lehrern zurückzuführen sei (15).

Insgesamt bietet das Buch, das sich vom Anspruch her als »Zusammenschau einer möglichst breiten Palette unterschiedlicher Positionen und Kontroversen« (47) versteht, dem Leser einen raschen und gut strukturierten Überblick über Materialien, die sonst, weil weit verstreut, kaum zugänglich und in dieser handlichen Form nicht verfügbar sind.

Rolf Schellhase (Münster)

**Holstein, Hermann: Schüler lernen selbständig.** Situationen selbständigen Lernens im Schulunterricht. Ehrenwirth-Verlag, München 1984 (152 S., br., 28,- DM)  
Mit dem Thema trifft Holstein ein Hauptanliegen zumindest jener Pädagogen, die »vom Kinde aus« Bestehendes verbessern wollen. So greift er immer wieder auf Bestrebungen der Reformpädagogik und Arbeitsschulbewegung zurück.

Ausgehend vom Axiom, daß Lernen nur als selbständiger Prozeß abläuft, befaßt sich Holstein damit, Möglichkeiten selbständigen Lernens im gegenwärtigen Schulunterricht (7) zu erkunden. Aus der Untersuchung einer Anzahl von Unterrichtsbeispielen (Planungsskizzen und Protokollen) möchte er Orientierungshilfen (9) und Anregungen von allgemeiner Gültigkeit (8) geben, wie Lehrer selbständiges Lernen fördern können. Das Verhältnis zwischen Selbständigkeit und Lernen bleibt unklar: Einerseits ist Selbständigkeit »ein konstituierendes Element jeden Lernens« (35); »andererseits ist die Selbständigkeit ... vom Lernen ... abhängig« (13). Um nun den Unterricht in Schulen aller Formen und Stufen vergleichbar zu machen (7), löst er die tatsächlichen Unterschiede in der Lernsituation in fünf immer wiederkehrende, typische Situationen abstrahierend auf: lehrer-, schüler-, mediendominante, organisatorisch vorgeordnete Lernsituationen und jene des Schullebens.

In der Gewißheit, daß »selbständiges Lernen in institutionalisierten Schulen möglich« ist (143), würden auch lehrerdominante Lernsituationen einen individuellen Spielraum für die Entwicklung von Selbständigkeit geben. Freilich dürften sie nur durch Lehrmittel, Impulse oder Beiträge anderer Schüler unterstützend gesteuert werden und müßten sich durch eine Zurückhaltung des Lehrers auszeichnen (17). Diese allerdings würde nicht ausreichen, um schülerdominante Lernsituationen herzustellen. Die Lernaufgabe sei zugleich als Inhalt und Methode zu erschließen, um eine ständige Verbindung von Lernweg und Lernziel zu schaffen (64). Hierfür habe der Lehrer ein Methodenverständnis zu vermitteln. In mediendominanten Lernsituationen müßten die Medien »ohne direkte Zwischenschaltung des Lehrers den Schüler mehr oder weniger unmittelbar ansprechen« (65). Dies würde dann gelingen, wenn sie »repräsentativ mit den zu vermittelnden Inhalten und Absichten 'aufgeladen' sind« (93). Die Behauptung »selbsttätiger Umgang mit Medien eröffnet ... selbständiges Lernen mit Medien« (15) soll durch die qua Medieneinsatz veranlaßte »verselbständigte Bewegung und Platzsuche« im Klassenzimmer (72) bestätigt werden. Beim vierten Situationstyp geht es um die Herstellung von Lernsituationen durch Maßnahmen der Unterrichts- und Schulorganisation. Die bekannten Sozialformen Gruppen-, Partnerarbeit usw. sowie Projektunterricht (obschon hier angekündigt [15], wird er erst beim fünften Situationstyp behandelt) sind als »Groborganisationsformen« zu abstrakt, um die »Ebene konkreter Lernsituationen« zu treffen (100). Da nun jede Sozialform einen Raumbezug hat, d.h. eigenständige Bewegung der Schüler im Unterrichtsraum vorordnet, nimmt sich Holstein schwerpunktmäßig der Raumorganisation im Klassenzimmer (Raumgliederung, Sitzordnung, Inventar) und dem selbständigen Raumverhalten der Schüler als Indikator für selbständiges Lernen an. Desweiteren umfaßt die Lernorganisation als Grundlage zur Herstellung von Lernsitua-



tionen einen Sozial-, Medien- und Methodenbezug im Zusammenhang mit der Aufgabenstellung. Veranstaltungen des Schullebens wie Schulfeste, Abschlussfeiern usw., und Projektunterricht sowie überhaupt »alle unterrichtlichen Ansätze, die Lebenswirklichkeit ... irgendwie aufzunehmen«, würden »die Möglichkeiten von Situationen selbständigen Lernens« erheblich erweitern (141).

Im dürftigen Schlußteil (zwei Seiten) vermisse ich eine Zusammenstellung förderlicher Verhaltensweisen des Lehrers und jener Hilfen, wie selbständiges Lernen zu unterstützen ist und wie sich dies im beobachtbaren Verhalten der Schüler äußert. Daß am Schluß so wenig Greifbares bleibt, ist auch der Unmöglichkeit geschuldet, losgelöst vom Unterrichtsstoff Schritte selbständigen Lernens aufzuzeigen. Der Lehrer hat erst dann eine Orientierungshilfe, wenn ihm für sein Fach und seine Schulform Anregungen gegeben werden. Holsteins Situationstypen sind kein taugliches Ordnungsmuster, um die regellos erscheinende Unterrichtswirklichkeit zu begreifen, da sie sich nicht klar voneinander unterscheiden lassen. Dies zeigen auch die Situationsbeispiele, welche zwar die entsprechenden Typen von Lernsituationen repräsentieren sollen, sich aber vielfach auch anderen Situationstypen zuordnen lassen. Die Beispiele selbst stellen häufig einen fragend-entwickelnden Unterricht dar und sind ausschließlich aus der Grund- und Hauptschule entnommen. Insofern mag für Lehrer dieser Schularten der Anspruch des Buches eingelöst sein.

Lothar Walter (Rosenheim)

**Eberle, Hans-Jürgen: Unterstützen und Integrieren.** Sozialpädagogik in der Schule. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 1985 (148 S., br., 17,60 DM)

Die Titel-Grundbegriffe, die Eberle sozialpädagogisch und funktional einerseits auf die Entfaltung der Persönlichkeit, andererseits auf die Reproduktion der Gesellschaft (11) bezieht, verkörpern das »Programm einer ganzheitlichen Erziehung« (13f.). Daß dieses Programm insbesondere in der Schule zu Paradoxien führen kann, wird erwähnt, aber kaum ausgeführt (39).

In einer »Bestandsaufnahme« referiert Eberle empirische Daten insbesondere zur neueren Jugendforschung (22ff.) und zur Schulsituation (32ff.). In einem weiteren Kapitel zur »Klassifikation der sozialpädagogischen Problemfelder in der Schule« beschäftigt er sich vor allem mit der Drogensituation (50ff.) und bestimmten Randgruppen (82ff.); Ausländerkinder, Behinderte, Heimkinder, arbeitslose Jugendliche. Die jeweils kurzen Schilderungen und Aufrisse sind außerordentlich informativ und gut lesbar, sie bieten einen aktuellen Überblick und sind keineswegs affirmativ (107). Entgegen dem, was der Titel suggerieren könnte, wendet sich Eberle auch gegen nur »additiv orientierte Lösungsansätze« in den einzelnen Problemfeldern (73). Unterbrochen werden die Abschnitte von sogenannten »Lernkontrollen/Arbeitsvorschlägen«, die auf mich eher unsympathisch wirkten und z.T. auch das reflexive Niveau des sonstigen Textes verlassen: »Suchen Sie für den folgenden Fall eine Lösung« (75). Auch wenn dieser Fall mehrperspektivisch und kollegial diskutiert wird, haftet einer solchen Objektivierung einer subjektiven Situation zumindest auf theoretischer Ebene etwas Leichtfertiges an.

Eberle betont zurecht, daß es dem Pädagogen nur mit Hilfe eines Konzepts gelänge, seine Arbeitsbedingungen zu analysieren und erst so die Voraussetzungen für angemessene Interventionen geschaffen werden könnten (110). Er scheut sich nicht, im Rahmen der Vorstellung einiger Handlungsorientierungen auch Selbstverständlichkeiten von pädagogischen Situationen zu wiederholen und kann gerade damit stellenweise sicher bei einigen Lesern/innen kritische Anstöße auslösen, vielleicht aber auch eine allzu schnelle Ablehnung auf Grund der fast grenzenlosen Liberalität seiner Begriffe. Er notiert (ohne es auszuarbeiten): »Auch eine *innere* Schulreform ist mühsam und langwierig und kostet Kraft.« (130)

Als Konsequenz einer sozialpädagogisch und gemeinwesenorientierten Schule begreift

Eberle die »Freizeitpropädeutik« (131ff.). Auch wenn er damit zum Schluß seines Buches in prägnanter Form einige Methoden anschnidet, bleibt die Konkretisierung seines Ansatzes in der Schwebe, aber die Stärke seines Textes liegt in der handlichen Zusammenfassung unterschiedlicher sozialpädagogischer Konstellationen, die theoretisch-kritisch dargestellt sind und somit jeweils selbst als Teil eines Konzepts für die eigene Auseinandersetzung gelten können.

Christian Münner (Hamburg)

**Beck, Hartmut, Heinz-Jürgen Ipfling und Paul Kupser (Hrsg.): Das Betriebspraktikum für Schüler und Lehrer. Konzepte — Erfahrungen — Arbeitshilfen, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 1984 (120 S., br., 17,- DM)**

Der Sammelband beansprucht im ersten Teil, den aktuellen Diskussionsstand über das Betriebspraktikum zusammenzufassen und zur weiteren theoretischen Durchführung dieses Unterrichtsverfahrens beizutragen. Im zweiten Teil stellen die Herausgeber vier in der Zusammenarbeit von Schule und Betrieb in Bayern erprobte Organisationsmodelle vor. Diese Auswahl berücksichtigt auch einmal die Sondere Volksschule. Die Erfahrungsberichte beziehen sich auf die Durchführung der Betriebspraktika für Schüler an Hauptschulen (Modell 1-3), für Schüler an Schulen für Behinderte sowie im Rahmen von Lehrerfortbildungsveranstaltungen auf die Durchführung von Betriebspraktika für Lehrer an Hauptschulen (ergänzend zum Modell 1 u. 2). Im dritten Teil legen die Autoren die von ihnen eingesetzten Fragebögen vor, wie Briefentwürfe für die Firmen und Eltern, eine Checkliste für die Durchführung eines Betriebspraktikums für Schüler sowie ein Formblatt zur Kontrolle der vollzogenen Praktikumswahl.

Auffällig an diesem Buch zur Arbeitslehre sind fünf Punkte, die sicherlich begründbar, aber vielleicht für den gutwilligen und meist zeitlich arg beanspruchten Leser kaum zumutbar erscheinen, nämlich: die kleine, schwer leserliche Schrift; die häufigen Wiederholungen; die Begrenzung der Erfahrungsberichte auf bayerische Schulen; der Rückzug auf die Darstellung formaler bzw. organisatorischer Hinweise für die Planung und Durchführung von Betriebspraktika und schließlich die immer wiederkehrende Lobhudelei.

Enttäuschend fällt angesichts der vorhandenen Literatur zum Betriebspraktikum der konzeptionelle Teil aus. Die Herausgeber erreichen das selbstgesteckte Ziel einer »wissenschaftlichen Innovation« dieses Teilbereichs der Arbeitslehre nicht. Obwohl sie von der Einsicht ausgehen, daß ein Betriebspraktikum nur dann Sinn macht, wenn die Handlungsanweisungen sowie -interpretationen aus einem theoretisch gut begründeten Konzept folgen, bleiben sie bei der Erörterung der in der Arbeitslehreliteratur längst bekannten Allgemeinplätze stehen, z.B., daß im Betriebspraktikum Theorie und Praxis miteinander verbunden werden sollen (14). Den Autoren des theoretischen Teils gelingt es nicht, an den derzeitigen, in anderen Bundesländern diskutierten Problemen zum Betriebspraktikum (z.B. Wandel der Arbeit, Schnittstellenproblematik zwischen allgemeinen und beruflichen Bildungsinhalten) anzuknüpfen sowie auf ungeschützte Behauptungen zu verzichten (17, 18). Sie wiederholen pädagogisch ausgereizte Muster wie die, daß die Praxis der Anschauung dient, Motivationsquelle sein kann und keine Einführung in die berufliche Erstausbildung sein soll.

Obwohl dieser Band seinen eigenen Ansprüchen, Perspektiven für die Weiterführung des Betriebspraktikums im Rahmen der Arbeitslehre anzubieten, nicht genügt, bleibt doch für den jungen, noch mit der Arbeitswelt wenig vertrauten Lehrer zumindest eine konkrete Hilfe übrig. Er kann, wenn er die angebotenen Arbeitshilfen in seinem Bereich korrekt einsetzt, ein Praktikum rationell planen und durchführen. Für die Interpretation und den Rückbezug seines Tuns muß er jedoch auf andere Quellen zurückgreifen.

Horst Ziefuß (Kiel)

**König, Michael: Der industrielle Mensch.** Die Industripädagogik des 18. Jahrhunderts als ein Spiegel der Pädagogik der Gegenwart. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M., Berlin, München 1984 (VI + 132 S., br., 29,- DM)

Die Arbeit soll zur Lösung gegenwärtiger pädagogischer Probleme beitragen, wobei das »moderne Wirtschaftsleben« als das die Epochen verbindende Element angegeben wird (1). Untersucht wird der historische Stoff in den gegliederten Darstellungen: 1. seiner Ahnengalerie, 2. der theoretischen Grundlegung der Industripädagogik (v.a. durch Sextro, Campe u.A. Wagemann), 3. der Industrieerziehung in der Praxis (Göttingen, Westfalen, Baden, Hessen, Württemberg und Schleswig-Holstein) und 4. der Überwindung der Industripädagogik (Pestalozzi, Neuhumanismus). Im 5. Abschnitt werden »Entstehungsbedingungen und Zielsetzungen« analysiert, schließlich Überlegungen zur Beziehung zwischen dem historischen Gegenstand und der gegenwärtigen Pädagogik vorgestellt (6. Abschnitt).

Das Buch lohnt die Lektüre nicht. Wichtige Publikationen zur Industrieschule seit 1974, die das Blickfeld des Verfassers hätten erweitern können (etwa die Arbeiten von W. Marquardt, 1975, oder P. Adamski, 1976), sind nicht zur Kenntnis genommen worden, auch nicht das Werk von A. Leschinsky und P.M. Roeder (Schule im historischen Prozeß, 1976) und die anschließende, die Industrieschule einbeziehende Diskussion. Die darstellenden Abschnitte (1-4) bestehen im wesentlichen aus Kurzreferaten einschlägiger Quellen bzw. Monographien, begleitet von z.T. knirschenden Bemühungen, Verbindungen zur Gegenwart herzustellen (z.B. 11, 19, 22, 23, 25); der analytische 5. Abschnitt reiht fünf Faktorenkomplexe aneinander, eine systematische Beziehung aufeinander oder auf das »moderne Wirtschaftsleben« fehlt. Statt dessen macht sich der Verfasser im 6. Abschnitt eigene Gedanken; das Bemerkenswerte an ihnen ist ihre Eigentümlichkeit, die die Lektüre erschwert. Wenn ich die Schlüsse des Verfassers richtig verstehe, so treffen die Merkmale der Industripädagogik, nämlich utilitaristisch, »sozialistisch« (= auf die Gesellschaft als Ganze bezogen) und individualistisch zu sein auch auf die gegenwärtigen pädagogischen Gegebenheiten zu. Belege enthalten z.T. überraschende Einsichten. So untermauert König z.B. den Utilitarismus der modernen Pädagogik, den er umstandslos der Unterwerfung unter die Zweck-Mittel-Relation gleichsetzt, mit einem Brezinka-Zitat und fährt fort: »Das von Brezinka so formulierte Zweck-Mittel-Schema, in welches die Pädagogik hineingestellt wird, ist nun im Grunde in allen modernen Erziehungsansätzen zu erkennen, so etwa auch bei Dilthey, der curricularen Erziehungstechnologie und in der Pädagogik der Kritischen Theorie« (118). Die Suche nach historischer Vergewisserung scheint ihre Erfüllung im Austritt aus der Geschichte zu finden: Unter Berufung auf Budde »Noologische Pädagogik« von 1914 stellt König fest, daß der Pädagogik seit der Industrieschulbewegung der »oberste Standpunkt ... in einer den menschlichen Kreis überschreitenden zeitüberlegenen Ordnung« (Budde) fortschreitend verlorengegangen ist (119). Wahrscheinlich soll der Blick auf die Industrieschule lehren, daß die Pädagogik schon lange nach der heilen Welt hätte suchen müssen (vgl. 126).

Gernot Koneffke (Darmstadt)

**Fuchs, Max: Didaktische Prinzipien.** Geschichte und Logik. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1984 (263 S., br., 35,- DM)

Max Fuchs ist Mathematiklehrer und fragt angesichts der wichtigen Rolle, die das Prinzip der *Anwendungsorientierung* in der Diskussion des gegenwärtigen Mathematikunterrichts spielt, nach dessen Begründung. Das Prinzip ist keineswegs neu; darum befragt Fuchs ausgewählte historische Situationen danach, »in welchem Umfange die Anwendungsorientierung von Mathematikunterricht und damit verwandte Prinzipien eine Rolle gespielt haben, was historisch zu ihrer Konstituierung geführt hat und mit welchen Argumenten sie begründet worden sind« (6). Er erhofft sich davon »Aufschluß über die

Tragweite und Grenzen eines anwendungsorientiert konzipierten Mathematikunterrichts« (6). Doch damit nicht genug. Fuchs erwartet darüber hinaus von der historischen Untersuchung auch Aufschlüsse »über die Logik von Begründungsverfahren überhaupt« (6). Zwischen diesen beiden Erkenntnisinteressen schwankt das Buch — hier die Frage nach der Begründungslogik didaktischer Prinzipien, dort historische Skizzen zur Rolle von »Anwendung« in Unterrichtskonzepten verschiedener Epochen. Höchst unterschiedlich sind die Ergebnisse der beiden Teile.

Zunächst zum historischen Kapitel. Beginnend bei Comenius zeigt Fuchs, wie sich der historische Gehalt ein und derselben Forderung unter verschiedenen historischen Bedingungen völlig verändern kann, wie umgekehrt ähnliche Zielsetzungen unter den jeweiligen historischen Bedingungen zu völlig verschiedenen, ja einander entgegengesetzten didaktischen Forderungen führen können. Während die Betonung der empirischen gegenüber den theoretischen Momenten im Prozeß naturwissenschaftlicher Erkenntnis in der Frühen Neuzeit als Gegenkonzept gegen scholastische Naturspekulation zu begreifen ist, dem die Hinwendung zu den »Sachen« (bzw. ihren Bildern) vor den »Wörtern« entspricht, während also der utilitaristische Zug des Aufklärungsdenkens in seiner Ausrichtung auf gegenständliche Anwendungspraxis so fortschrittlich ist wie die frühe bürgerliche Gesellschaft gegenüber den feudalen Verhältnissen, so gewinnt im Zuge jener geschichtlichen Veränderungen, mit denen die Unmöglichkeit einer freien Entfaltung des Individuums in dieser bürgerlichen Gesellschaft immer deutlicher zutage tritt, die gegenteilige Forderung humanen Sinn: Fuchs interpretiert die Hinwendung zur formalen Bildung im Neuhumanismus als den Versuch einer Rettung des Individuums vor der schlechten Wirklichkeit der gegebenen Praxis — wobei die Abstinenz von unmittelbarer Anwendung zugleich eine Voraussetzung für universelle Anwendbarkeit des Wissens auf immer vielfältiger werdende Praxisbereiche darstellt.

Wie Fuchs an diesem Beispiel durch Einbettung der pädagogischen Zusammenhänge in die historischen Rahmenbedingungen zeigt, inwiefern ein Prinzip wie das der Anwendungsorientierung nicht per se fortschrittlich oder reaktionär ist, so werden auch in den Skizzen zur preußischen Schulreform nach 1870 sowie zur Reform des Mathematikunterrichts nach 1968 einzelne Aspekte des Sinns von Unterrichtsentwürfen und didaktischen Prinzipien durch die Ausbreitung historischer Zusammenhänge erhellt.

Dagegen bleibt der systematische Teil weniger ertragreich. Dies ist keineswegs Resultat mangelnder Anstrengung, sondern entspricht durchaus folgerichtig einigen im historischen Teil bereits formulierten Einsichten. Fuchs möchte zwar gern anhand der Erkenntnisse aus den historischen Kapiteln grundsätzliche Aussagen über den Status und die Begründung didaktischer Prinzipien verallgemeinernd gewinnen, hat dort jedoch bereits resümieren müssen: »Die in den einzelnen historischen Situationen vorgekommenen Begründungsstrategien liefern nun ... eher Aufschluß über den historischen Kontext und die vorherrschende Ideologie, als daß sie heute systematisch für die Entwicklung einer Theorie didaktischer Prinzipien zu nutzen wären.« (229) Es kann darum kaum überraschen, daß die Ergebnisse zu allgemein bleiben, um als problemherhellend überzeugen zu können — etwa wenn Fuchs zu dem Ergebnis kommt, daß man subjekt-, gegenstands- und gesellschaftsorientierte Begründungsstrategien unterscheiden kann und daß diese jeweils aus verschiedenen Wissens- bzw. Theoriebereichen gespeist werden. Der Wert solcher begriffsstiftender Überlegungen auf systematischer Ebene wird sich erst erweisen können, wenn sie als Instrument historischer Analyse konkret entfaltet werden. Eine entsprechende Verschiebung der Akzentsetzung innerhalb der Arbeit, die diesen Einsichten auch gegen die ursprünglichen Vorstellungen des Autors konsequenter Rechnung getragen hätte, hätte wohl Geschlossenheit wie auch Nutzbarkeit des Textes verbessert.

Walter Kühnert (Ennepetal)

## Psychologie

**Anselm, Sigrun, u.a.:** *Theorien weiblicher Subjektivität*. Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1985 (138 S., br., 15,- DM)

Der Band versammelt die Beiträge eines 1984 in Berlin abgehaltenen Symposiums und zweier Ergänzungsveranstaltungen. Verantwortlich zeichnet die Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin. Das Vorwort von Barbara Naumann und Elisabeth Böhmer positioniert die Vorträge in die aktuellen Debatten um die »Versöhnungsphilosophie« (das Subjekt versöhnt sich mit den objektiven Verhältnissen, sei es in der Kantschen Gestalt des Metaphysischen oder des Hegelschen objektiven Geistes); ihr Vorschlag lautet aus dem Nicht-Ort des Weiblichen einen Ort zu bestimmen und »darauf« die Theoriegebäude zu »erheben« (vgl. 9). Weibliche Identität — hier in Anlehnung an Bloch als Zusammenfall von Subjekt und Objekt — sei aber »noch lange nicht in Sicht« (10).

*Ilse Bindseil* führt diese These aus, indem sie dem »ideologischen Bereich« eine eigene materielle Substanz unterstellt (28), der Vergesellschaftungsfunktionen übernommen hat; Warenästhetik und elektronische Medienindustrie produzieren eine eigene zweite Objektivität, in der die Individuen sich hauptsächlich subjektivierten und auf diese Weise selbst zum Produkt würden. Auf dem Hintergrund der im Augenblick gängigen Behauptungen einer Trennung von Lebenswelt und Systemwelt, Arbeit und Leben, unterstellt auch Bindseil, daß Individuation in der Zirkulationssphäre entwickelt werde durch die Waren selbst. Durch die »Egalisierung« der Waren hebe sich der Klassenwiderspruch in diesem Bereich auf. In dieser Konstruktion kommt den Frauen — selbst zur Ware geworden (vgl. 35) — besondere Funktion zu, sie vermitteln zwischen Gattung und Ware. Um aus dieser allseitigen fremdbestimmten Subjektivität auszubrechen, schlägt sie die Aneignung der »Negativität« vor (vgl. 44), die Subjektivität solle auf anderen Feldern als denen der Werbung gesucht werden (48), da so echt wie die Werbung kein wirklicher Mensch werden könne. Ihre Perspektive: »groß werden, Kinder kriegen, eine Tätigkeit, ja, wenn möglich, auch eine bürgerliche Tätigkeit ausüben, leben« (49).

*Ellen Reineke-Körberer* liest den »Fall Dora« von Freud neu und entdeckt, daß dort das »Thema der Solidarität zwischen den Frauen in den Mittelpunkt geraten ist« (58). Sie streitet — wie die Kritische Theorie mit Adorno für eine Logik des Nicht-Identischen gegen — die ordinale Logik des cartesianischen Denkens« (59) (Differenz ist nur in Über- und Unterordnung denkbar). Am Ende fragt sie für mich unverstündlich nach der »Angst vor der Entfesselung unserer eigenen Sexualität« (65), da ich zuvor verstanden hatte, daß auch die »typisch« weiblichen Ängste ein Produkt solcher Logiken seien, die die Frauen jeweils am Ende der Werthierarchien plazieren.

Etwas chaotisch, aber sehr anregend ist der Beitrag von *Sigrun Anselm* (Die zweideutige Macht der Mütter). Sie faßt Männliches und Weibliches nicht als Entitäten, sondern als »existierende Artikulationsformen und Entwürfe« (77), die sich die einzelnen im Zuge ihrer Vergesellschaftung aneignen. Kritisch greift sie die theoretischen und alltagsverständigen Tendenzen auf, bei denen das, was dem »Objektiven« entrissen wurde, als Subjektivität gilt und wertet es als den »abgetretenen Anspruch auf das Allgemeine« (78) und als Reduktion auf das Individuelle. Ihre Orientierung bleibt skizzenhaft, sie fordert »autonome« Mütter, die den Kindern deren eigene Autonomie ermöglichen und auch sie beharrt auf der Perspektive der Differenz und nicht der Gleichheit (mit den Männern). Warum sie Goethes Iphigenie für ihre Mutter-Kind-Machtverhältnisse behandeln mußte bzw., welche zusätzliche Aufklärung dies bringen sollte, ist eher untergeschleift.

Am stärksten bleibt *Ulrike Schmauch* (Frühe Kindheit und Geschlecht) den traditionellen psychoanalytischen Mutter-Vater-Kind-Konstruktionen verhaftet. Die These der

übermäßigen Bedeutung der Eltern, vor allem der Mütter für die Entwicklung der Kinder, ist völlig unangetastet. Schmach stellt — im Rahmen einer kleinen empirischen Untersuchung — nur fest, daß die Unterstellung der Mutter, daß das weibliche Geschlechtsteil ihr inadäquat sei, das Selbstbewußtsein des Mädchens unterminiere. Eigentümlich, daß nach den hervorragenden feministischen Kritiken von L. Irigaray an den Freudschen Konstruktionen, immer noch — bereits bei Säuglingen — wie von erwachsenen heterosexuellen Geschlechtspartnern gesprochen wird. Mir bleibt völlig unklar, warum eine Mutter eine so eindeutig geschlechtsteilbezogene Beziehung zu ihrem Säuglingssohn entwickeln sollte, die sie dazu bringt, ihn »mit der einen Hand hoch(zu)putschen, mit der anderen (zu) verwöhnen« (113).

Der Beitrag von *Angelika Ebrecht* und *Helga Hentschel* (Das verstandene Gefühl — der gefühlte Verstand) untersucht — auf der Folie von A. Heller — den geschlechtsspezifischen Dualismus: weibliches Gefühl — männlicher Verstand. Obwohl sie die Entfremdung für die Lohnarbeitenden absolut setzen und insofern keinen Handlungs- bzw. Veränderungsspielraum innerhalb des Gegebenen sich theoretisch eröffnen, kommen sie auf gute Ideen: Zusammengefaßt haben sie die strukturellen geschlechtsspezifischen Inkompetenzen zum Gegenstand. Die Frauen erhalten so ihre Zuständigkeit für die individuelle Erhaltung des Mannes und der Kinder, die Männer bewähren sich als Integratoren der Frauen in das »Ganze«. Die jeweilige Nicht-Zuständigkeit für den »weiblichen« bzw. »männlichen« Aufgabenbereich erzwingt die Ergänzung der Geschlechter und damit die Unterordnung der Frauen. Mit solchen analytischen Aussagen kämpfen die Autorinnen auch gegen theoretische Erklärungen, die die Unterdrückung der Frauen als »Ausgrenzung« aus den Geschichtsbildungsprozessen fassen zugunsten des Vorschlags, daß es die besondere Einbindung der Frauen in bestehende Strukturen sei, die die Herrschaftsformen immer wieder reproduziere.

Das Buch ist lesenswert, weil es heterogene Beiträge beinhaltet, verschiedene Theorieschulen zu Wort kommen läßt (wobei nicht verschwiegen werden soll, daß die Psychoanalyse immer noch ungeschlagen den ersten Platz einnimmt). Die fast in jedem Aufsatz eingebrachten philosophiegeschichtlichen Re-Konstruktionen lesen sich häufig etwas leidenschaftslos, die Begriffe bleiben ohne Leben, man merkt die Mühe, sich das Terrain überhaupt erst einmal zurechtzulegen. Es ist dies — schon historisch begründet — nicht das »Vaterland« der Frauen; im Prinzip sind sie die kolonisierten Landstriche, die sich die — ihnen nicht gemäßen — philosophischen Konstruktionen zu eigen machen mußten. Es scheint mir günstig, wenn Frauen sich an diese abstrakten Gefilde fragend und zweifelnd heranwagen; da sie nichts zu verlieren haben, könnten sie ohne Scheu und frech arbeiten.

Kornelia Hauser (Hamburg)

**Müller, Klaus E.:** *Die bessere und die schlechtere Hälfte.* Ethnologie des Geschlechterkonflikts. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1984 (489 S., Ln., 58,- DM)

Daß Männer Angst vor Frauen haben, ist nicht nur ein psychologischer Gemeinplatz. Allerdings taucht diese Angst nur verschlüsselt, wenn auch in unzähligen Variationen auf und findet in mannigfaltigen Mythen ihren Ausdruck. Zwei Haupttypen dieser Mythen beschreiben die Frau als »Gefahrenherd« oder als Mängelwesen. Als Ideologien haben diese Mythen einerseits die Funktion, das männliche Geschlecht aufzuwerten und andererseits die Wachsamkeit und Abgrenzung immer neu zu aktualisieren. Mit dieser Struktur stehen sie in unmittelbarer Nachbarschaft zu den rassistischen Ideologien.

Für die Erklärung der Vormachtstellung des Mannes spielt die Angst ursprünglich keine Rolle. Es kommt ihr jedoch im Laufe der Entwicklung so etwas wie eine Verstärkerfunktion zu. Müller geht davon aus, daß schon in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der Wildbeuter der Ursprung für eine Dominanz der Männer angelegt war. Diesen Vorteil konnten sie ausbauen und stabilisieren. Müller weist nach, daß die Herrschaft

des Mannes in den pflanzer- und hirtennomadischen, in den bäuerlichen und städtischen Gesellschaften sukzessive zunahm. Mit der zunehmenden Verfügungsgewalt und Kontrolle über die Produktionsmittel, stiegen Einflußmöglichkeiten und politische Funktionen. Und selbst wo Frauen teilweise den Hauptanteil der Arbeit leisteten und die Ernährung sicherten, konnte die komplex ideologisch untermauerte Suprematie des Mannes nicht mehr gebrochen werden. Wie sich die frühgeschichtliche, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hinsichtlich der Machtpartizipation nachteilig für die Gruppe der Frauen auswirkte, expliziert Müller mit seiner verhaltensethnologischen Theorie des Gruppenverhaltens, die den originären Kern seiner Abhandlung ausmacht. Müller geht nicht von einer somatischen Basis des Geschlechterkonflikts aus, da psychosexuelles Verhalten angelerntes Verhalten ist, und der Geschlechterkonflikt ist ihm nur ein Spezialfall der Konfliktproblematik des menschlichen Gruppenverhaltens, wiewohl jedoch ein universelles Phänomen, unabhängig von Epochen und Organisation der Gesellschaft. Müller versteht Kulturen als Orientierungssysteme, die durch ihre Differenzierungs- und Identifikationsprinzipien die Verständigung gewährleisten, die Gefühle und Handlungen der Mitglieder kalkulierbar halten und Interessendivergenzen regeln. Das Orientierungsfeld der Kulturen teilt er in eine Endo- und eine Exosphäre, wobei die Frau dem inneren Bereich der Endosphäre zugeordnet ist und der Mann dem weiten Bereich der Exosphäre, die ihm auch Kontakte zum Transzendentalen ermöglicht und ihn der Kontrolle der Endosphäre entzieht. Die topographische (räumliche Beschränkung auf das Haus) und die soziale (Reglementierung von Kontakten) Ghettoisierung der Frau drückt ihren abhängigen Status aufs deutlichste aus. Müller plädiert konsequenterweise dafür, daß Frauen diese Separierungen durchbrechen und auch eigene Solidargemeinschaften gründen.

Müller ist kein Anhänger eines Kultur-Evolutionismus, und er erkennt in den Grundlagen dieser Theorie ideologische Elemente: z.B., daß sich das Selektionspostulat »unter allen Stützungskriterien des männlichen Superioritätsanspruchs als das nützlichste, den Interessen der Männer bestangepaßte erwiesen und somit letztendlich auch durchgesetzt« hat. Betrachten wir die Situation der Frauen in der Welt und auch in unserer Gesellschaft der »Männerkultur«, so würde sie jedem Fortschrittsoptimismus Hohn sprechen. Und die zunehmende Spezialisierung und Qualifizierung der Männer für die Bereiche der Zerstörung und Vernichtung läßt sich eher mit dem Ansatz einer Dekadenztheorie beschreiben. Es bleibt zu hoffen, daß eine solche These nicht endgültig und unwiderruflich verifiziert wird. Ich kann das Buch von Müller sehr empfehlen, auch wenn die Redundanzen teilweise sehr ermüdend sind; besonders denjenigen, die sich der Anerkennung des Phänomens Geschlechterkonflikt bisher verweigert haben.

Ursula Menzer (Hamburg)

**Garaudy, Roger: Das schwache Geschlecht ist unsere Stärke.** Für eine Feminisierung der Gesellschaft. Deutscher Taschenbuchverlag, München 1985 (141 S., br., 7,80 DM)

**Gottschalch, Wilfried: Geschlechtermeid.** Verlag Ästhetik und Kommunikation, West-Berlin 1984 (175 S., br., 18,- DM)

**Mitscherlich, Margarete: Die friedfertige Frau.** S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1985 (209 S., br., 28,- DM)

Es gibt ein neues Zauberwort. Es heißt: »Feminisierung der Gesellschaft«. In seinen unterschiedlichen Versionen dient es den gleichen Zwecken: der Entlastung des Mannes von sich selbst, der Besänftigung der Frauen über den Mann sowie der allgemeinen Stupidisierung.

Nachdem die Arbeiterklasse nicht hielt, was ihr versprochen ward, sieht *Roger Garaudy* (französischer Philosoph und ehemaliges Mitglied des Zentralkomitees der KPF, 1981 Präsidentschaftskandidat der französischen Alternativen) nun in der Frau das revolutionäre Subjekt, das zur Rettung der in unüberwindliche Misere geratenen

Menschheit fähig sei. Hoffnung und Prophezeiung sind allerdings an Bedingungen geknüpft: Garaudy gibt der Frauenbewegung den dringenden Rat auf den Weg, sie möge doch von der Forderung nach Gleichberechtigung zur Forderung nach dem Recht auf Anderssein übergehen (71). Nur so können die Schätze der Frauen in Gebrauch kommen und kann die gefährlich gewordene Verkümmern und Verarmung des Mannes, Folge seiner rationalistischen Ablösung von der »Fülle des Seins«, gewendet werden. Das erwünschte Anderssein der Frau spezialisiert sie auf eine Seite der weiblichen Gefühlsskala, die gereinigt ist von allen ablehnenden, widerständigen und verneinenden Impulsen: auf eine Seite des Gefühlsspektrums, auf dem die reine Liebe gelagert ist.

Diese Liebe gerät auf die Ebene des Kitsches; und sie entspricht Sehnsüchten, die veratert, was Männer gern hätten und was sie selber nicht erbringen wollen. Die Frau, die »im Rhythmus der Welt atmet« und eine »vitale Beziehung zum Boden, zur lebendigen fleischlichen Erde« herstellen kann, soll wieder die große Liebende werden, die sich »nur in bezug zum anderen« definiert, die sich erfüllt in der vorbehaltlosen Teilnahme am Leben und Leiden anderer und »im Verzicht, über sich selbst zu verfügen« (129). So sind auch Frauen die einzigen, die einem Vorbild entsprechen könnten, das Männer nicht annehmen und nicht erfüllen konnten und das deswegen in zwei Jahrtausenden nicht in der Lage war, die patriarchale Tradition zu brechen: Jesus mit seinen femininen Eigenschaften. Garaudy hat sich sein Leben lang gewundert, daß Jesus keine Frau war (121). Die nachträgliche Geschlechtsumwandlung des Gottesmannes macht es nun leicht, Frauen großmütig ein Vorbild zu überlassen, das die großen Ideale der Menschenliebe, der Mitmenschlichkeit und Selbstlosigkeit auf sich vereinigte; Ideale, die Männern zu realisieren nicht behagte, auf deren rettende und heilende Wirkung sie dennoch nicht verzichten möchten und die in der Welt bleiben sollen, gelebt und verkörpert durch Frauen. Mit dieser Abtretung entlasten Männer sich von allem, was sie in ihrer verheerenden Geschichte angerichtet und *nicht* zuwege gebracht haben. Sie rufen nach der »Befreiung der Frau« und ihrer eigenen Befreiung durch die Frau, indem sie Frauen die edelsten Eigenschaften andichten, mit denen sie die Verkümmernungen des abendländischen Mannes ausgleichen und auffüllen sollen. Männer beklagen ihr eigenes gesellschaftliches und persönliches Defizit, das sie erst in dem Moment zu erfahren scheinen, wo Frauen sich als immer weniger deckungsgleich mit den an sie delegierten Liebesideen erweisen, ihr Beitrag vielmehr auch in der Negation des Bestehenden liegen könnte. So auch in der Negierung des Geschenks der Frauenverherrlichung, das wir nur mit Gummihandschuhen anfassen können.

Eine andere Version der Feminisierung des Bewußtseins ist die Anbiederung. Eine solche unternimmt *Wilfried Gottschalch* in einem so dümmlich-impertinenten Versuch der Frauenversöhnung und des Ausgleichs des Geschlechtermißverhältnisses, daß er ungekauft und ungelesen bleiben sollte, wäre er nicht exemplarisch geeignet, modische Servilitäten gegenüber Frauenbewegtem und die schmierigen Zugriffe auf eine Weiblichkeit, wie sie Männern genehm ist, vorzuführen. Gottschalchs Beitrag zur Geschlechterversöhnung operiert mit den psychoanalytischen Kategorien Neid und Haß. Sein Angebot besteht darin, die letzteren endlich auf beide Geschlechter gerecht zu verteilen, so daß beide die gleiche Menge dieser häßlichen Bürde zu tragen haben: Wir haben doch beide, Frauen und Männer, die gleichen Probleme damit, daß unsere Körper die Merkmale nur eines Geschlechts aufweisen. Aber nur wer die Unabhängigkeit voneinander suchen zu müssen meint, entwickelt Neid auf das, was sie oder er nicht hat. Und weil Neid zu Haß führt, ist der Männerhaß der Frauen und der Frauenhaß der Männer die logische Folge. Also sollte erkannt und anerkannt werden, daß Männer auf Frauen und Frauen auf Männer angewiesen sind; wer das versteht, für den ist jeder Haß auf das andere Geschlecht entbehrlich, wird jeder Haß durchschaubar als irrationaler Wunsch nach Besitz dessen, was man allein nicht, gemeinsam aber doch haben kann (45).



Die Selbstverständlichkeit einer solchen Gefühlslogik, das Festhalten an einem absurd gewordenen Automatismus der Neid- und Haßentstehung zeigt nichts als das vitale Interesse von Männern, die sich inhaltlich und historisch verändernde Bewertung des angeblichen Neidgegenstandes zu ignorieren. Es zeigt weiterhin die ungebrochene Selbstüberschätzung des Mannes, der offenbar immer noch nichts anderes denken kann, als daß ihm das, was er besitze, sein körperliches, materielles und geistiges Gut, von Frauen geneidet werde. Es zeigt die ungebrochene Okkupationslogik, daß »natürlich« das, was andere besitzen, man selber auch besitzen und besetzen will. Solche von Männern aufrechterhaltenen Unterstellungen sind frappierend. Denn angesichts des großen von Männern errichteten Misthaufens bedürfte es einer heftigen Gefühlsakrobatik, würden Frauen die Intention entwickeln, jenen auch besitzen zu wollen und ihn den Männern zu neiden. Diese Scheinlogik, Nicht-Besitz führe zu Neid, Neid führe zu Haß, als gleich geltend für Männer und Frauen neu etabliert, wird nun als Geschenk an die Frauen verteilt. Sie dürfen stolz darauf sein, daß sich ihr Wert so erhöht hat, daß nun auch in ihnen Be-neidenswertes erblickt werden kann. Solche integrierenden Anstrengungen, ein solches Egalisierungsangebot dient der Ablenkung von den wirklichen Gründen, die den wirklichen Haß von Frauen hervorrufen und der wohl am wenigsten mit dem Neid auf männliche Besitztümer zu erklären ist. Falls für den Mann die Neid-Haß-Logik gelten sollte, dann sollte er seine Kraft auf deren Aufdeckung und Beerdigung verwenden. Statt dessen manipuliert er mit Schlußfolgerungen herum, mit denen Frauen auf die gleichen Mechanismen verpflichtet werden sollen. Es handele sich sozusagen um allgemein menschliche und liebenswürdige Unzulänglichkeiten, deren Erkennen uns einander näherbringen und aus dem Anachronismus der Geschlechterfeindschaft befreien sollte. Die Interessen, aus denen solche Parallelisierungen geboren sind, sind nur allzu offensichtlich und machen die letzteren angesichts der weiter bestehenden Machtverhältnisse und historischen Erfahrungen sowohl politisch wie auch wissenschaftlich ganz und gar lächerlich.

Solche Versöhnungsangebote sind nicht neu. Neu könnte allenfalls der Standpunkt sein, den Frauen heute zu diesen abgenutzten Zumutungen finden: der Hochstilisierung und Reduzierung, der Vereinnahmung und Genießbarmachung ihrer Personen in jeweils aktuellen Gewändern, der Abschleifung und Abrundung einer Haltung, in der Frauen im spitzen Winkel zur Welt leben, anstatt nur einfädelbar zu sein als feminine Garnierung in den Trüb- und Wahnsinn der Männergesellschaft.

An dieser Abschleifung beteiligen sich Frauen gleichermaßen. *Margarete Mitscherlich* z.B. versucht in ihrem Buch »Die friedfertige Frau« zwar auf der einen Seite, Frauen zu mehr »Aggressivität« anzuspornen, um Männer an den Wurzeln ihrer Gewalttaten zu hindern (183). Auf der anderen Seite tut sie alles, um Frauen über den Nachweis ihrer sozialen Harmlosigkeit gesellschaftsfähig zu machen oder zu halten und sie als akzeptables Geschlecht zu präsentieren. Das Anderssein der Frau, bedingt durch die psychosoziale Entwicklung und den anatomischen Geschlechtsunterschied, garantiert ihr eine »friedfertige«, »vernünftiger« und »objektbezogener Einstellung« zu den Dingen des Lebens und ein weniger rigides, weniger gefühlsabwehrendes Über-Ich. Dies ermögliche der Frau, eine Moral zu entwickeln, die liebevoller, beweglicher und humaner sei als die des Mannes (153). Mit solchen Vorgaben wird die frauenspezifische Kompetenz für das zumindest Bessere und Konstruktivere belegt; Frauen als Lebens- und Friedensqualifizierte kann guten Gewissens die Eintrittskarte ausgehändigt werden, mit der sie die historischen Ausschlußorte der Männergesellschaft moralisch qualifiziert und abgesichert betreten können. Der Ausweis ist versehen mit der Zusicherung, diese Orte gewiß nicht zu beschmutzen oder zu verhöhnen. Das Frauengutachten gibt sich psychanalytisch fundiert, jedenfalls auf den ersten Blick, und ist bereichert mit einem Schuß Emanzipation. Es legt dar, daß der psychogenetische Background der Frauen beinahe sauber von destruktiven Impulsen und daß das Gefühlsspektrum auf der richtigen Seite besetzt ist.

Und so können Frauen auch mutig und dennoch gefahrlos zu etwas Aggression angestiftet werden, Aggression mit Vorgaben, mit Bedacht, mit Vor-, Nach- und Rücksicht.

Frauen werden hier geglättet und frisiert; sie sind das durchsichtige Geschlecht: Auch aus der Tiefe und dem psychischen Hinterland und Hinterhalt sind keine Bösartigkeiten zu erwarten. Denn Frauen verdrängen kaum Gefühle, sie leben sie. Die letztere Behauptung, oft gehört aus dem Munde von Frauen wie Männern, verrät einen geschrumpften und verzerrten Blick auf Frauen und ihre Geschichte. Denn die Geschichte von Frauen ist gerade die Geschichte der Verdrängung: der Verdrängung aller unangemessenen, unerwünschten, raumsprengenden, männerraumsprengenden Gefühle, von Gefühlen der *Negation* des Bestehenden.

Die Feminisierungsversuche und Friedfertigkeit behauptungen enthalten alle ein indirektes Negations- und Haßverbot für Frauen. Frauen sollen weiterhin unter dem Schleier des Verständnisses, des Nachvollzugs und des Halbwissens kurzsichtig bleiben. Sie sollen ihre eigenen Gefühlseinschränkungen, die eine beruhigende Sichtbehinderung garantieren, als moralisch hochstehende aufwerten und sich in dieser Aufwertung sedieren lassen. Sie sollen sich schonen vor der schmerzhaften Anstrengung des Hasses. Dieser aber ist ein Mittel der Erkenntnis. Haß von Frauen ist *eine* unentbehrliche Maxime gegen diese Kultur und ihre zerstörerischen Selbstverständlichkeiten, keine persönliche Gemeinheit und psychische Entgleisung auf die unerlaubte und wenig besetzte Seite der eigenen Gefühlsskala hin. Haß wird heute zu einer politischen Haltung, die Frauen täglich die Entscheidung darüber abverlangt, was sie lieben und was sie mit der gleichen Leidenschaft ablehnen wollen.

Christina Thürmer-Rohr (West-Berlin)

## Geschichte

**Eschenburg, Theodor: Jahre der Besatzung 1945-1949.** Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg. v. Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Joachim C. Fest und Eberhard Jäckel), Band 1. Mit einem einleitenden Essay von Eberhard Jäckel. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, und F.A. Brockhaus, Wiesbaden 1983 (627 S., Ln., 168,- DM)

In einer »Vorbemerkung«, welche als Faltblatt dem zweiten Band beigelegt wurde, betonen die Herausgeber dieser auf fünf Bände angelegten »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« die Notwendigkeit, nunmehr die Entwicklung der Bundesrepublik gesondert, also nicht mehr im gesamtdeutschen Verbund, darzustellen. Dieser Text enthält zur Würdigung des neuen Gemeinwesens auch einen zunächst geheimnisvoll anmutenden Satz, der den gemeinsamen Nenner eines politischen Wende-Programms abgeben könnte: »Wenn die Bundesrepublik von schweren Erschütterungen verschont geblieben ist, so geschah dies auch um den Preis eines gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Ausgleichs, der vielleicht nicht alle Veränderungen zugelassen hat, die zur Bewältigung einer zunehmend schwieriger werdenden Zukunft erforderlich gewesen wären.«

Daß die Vorbemerkung zu dem Gesamtwerk, das sowohl wissenschaftlichen als auch repräsentativen Zwecken dient (es ist in Leinen und Halbleder erhältlich), nicht dem ersten Band Theodor Eschenburgs »Jahre der Besatzung« beigegeben wurde, ergibt sich aus der Tatsache, daß dieser zwei Jahre nach dem zweiten erschien. Eine Erkrankung des Autors bedingte nicht nur diese Verzögerung, sondern auch eine personelle Erweiterung: in einer Danksagung weist er darauf hin, daß Hermann Graml und Wolfgang Benz dreieinhalb Kapitel des Buchs »in Abstimmung mit mir« übernommen haben. Die Namen dieser beiden Mitarbeiter des Münchener Instituts für Zeitgeschichte erscheinen im Zusammenhang mit den von ihnen verfaßten Abschnitten zwar im Inhaltsverzeichnis, nicht aber im Text selbst unter den Überschriften ihrer Kapitel. Der Text-Teil des

Buches umfaßt 536 Seiten, schätzungsweise 320 davon sind offensichtlich von Theodor Eschenburg verfaßt worden, der sich außerdem noch für »Mitarbeit bei der Beschaffung, Auswahl und Aufbereitung des Materials« bei Uwe Wittwer und Volker Winterfeldt bedankt.

Wolfgang Benz hat im September 1984 im Fischer Taschenbuch Verlag ein Buch »Von der Besatzungsherrschaft zur Bundesrepublik. Stationen einer Staatsgründung 1946-1949« veröffentlicht. In einer Vorbemerkung hierzu schreibt er: »Der Text basiert auf einem Manuskript, das für das Buch 'Jahre der Besatzung 1945-1949' geschrieben wurde, als dessen Hauptautor Theodor Eschenburg in Erscheinung trat. Es handelt sich um den ersten der fünf Bände einer repräsentativen 'Geschichte der Bundesrepublik', die in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart und bei F.A. Brockhaus erscheint. Viele Hände waren bei der Zurichtung des Textes für Theodor Eschenburgs Buch am Werk, daher Interpretationsschwierigkeiten und konzeptionelle Probleme (die in Hinzufügungen und Weglassungen Ausdruck fanden) vielleicht unvermeidlich. Dort mitzuwirken war gleichwohl ehrenvoll, und die heiteren und dankbaren Empfindungen überwogen allemal. Daher wurde auch etlichen Zumutungen entsprochen. Der Kompromiß, der letztlich Frieden stiftete, bestand darin, daß die DVA die freundliche Erlaubnis gab, das Manuskript in seiner originalen Gestalt separat zu verwenden.« Aus dieser Erklärung ergibt sich für den Leser allerdings die Frage, ob er denn auch seinerseits Frieden mit dem Buch schließen darf, oder ob er die philologische Mühe auf sich nimmt, die von Wolfgang Benz verfaßten Abschnitte zum Eschenburg-Buch mit seinem ursprünglichen Text zu vergleichen und auf diese Weise noch zusätzliche Eschenburg-Partikel aus dem Benz-Beitrag herauszufiltern. Auch Hermann Graml hat seine Original-Variante inzwischen, 1985, als Taschenbuch veröffentlicht.

In den Abschnitten, welche Theodor Eschenburg unmittelbar verantwortet, stützt er sich nicht nur auf schriftliches Material, sondern auch auf persönliche Erinnerungen. Das hat Vor- und Nachteile. Als eher liebenswerte individuelle Eigenheit kann dabei der entspannte Umgang des Autors mit Belegen gelten. Auf Seite 55 bringt er ein Zitat zum Nürnberger Hauptkriegsverbrecher-Prozeß und vermerkt dazu im Anhang: »aus dem Gedächtnis zitiert«, ohne den Urheber zu nennen. Auf Seite 108 gibt er ein Wort von Max Horkheimer wieder: »'Wer vom Kapitalismus schweigen will, soll auch vom Faschismus nicht reden.' (Horkheimer)« Dies wird so im Anhang belegt: »Max Horkheimer«, ohne weitere Quellenangabe. Materialreich und informativ sind die Ausführungen über den Werdegang Ludwig Erhards vor 1945. Auch der Nachweis, daß es nie eine Trizone gab, ist fundiert und lehrreich (515f.). Daß Wilhelm Kaisen von den US-Amerikanern auf einem Acker für sein Senatsamt gewonnen worden sei, ist zwar auch laut Eschenburg nicht verbürgt, doch findet er diese antike Überlieferungsfigur so reizvoll, daß er sie gleich zweimal — im Text und in einer Bildunterschrift — bringt.

In seiner Darstellung der Münchener Ministerpräsidentenkonferenz bemüht sich der Autor sehr ums Atmosphärische: »Gegen 20 Uhr hörte man Autohupen, lauten Befehlstöne und Hackenklappen. Das war man im Westen seit zwei Jahren nicht mehr gewöhnt. Die Teilnehmer aus der Ostzone waren eingetroffen. Zackig marschierte der thüringische Ministerpräsident Paul durch den ganzen Saal zum obersten Tisch, wo die Delegationsführer saßen.« (278) Zur Stimmung, die hier gemacht wird, paßt es, daß Eschenburg die Sowjetunion immer wieder als »Rußland« oder »die Russen« bezeichnet. Doch ist dies nicht sein Problem allein: es ist inzwischen wieder branchenüblich geworden, von Baring bis Kleßmann.

Eine argumentative Sensation enthält der Band in dem Beitrag »Die deutsche Frage« von Hermann Graml. Hier wird der Versuch unternommen, das Verhältnis von »roll back« und »containment« neu zu bestimmen. Nach Graml hat Roosevelt seit der Konferenz von Jalta geplant, den im Zweiten Weltkrieg erweiterten sowjetischen Einflußbe-

reich zurückzurollen. Dieser Versuch sei von der US-amerikanischen Außenpolitik auch nach dem Tod dieses Präsidenten bis 1946 fortgesetzt worden. Das war — so Graml — die Periode des »roll back«. Dann folgte die Containment-Politik, welche keineswegs in den fünfziger Jahren durch ein neues roll back abgelöst worden sei. »Eine Politik des 'roll back', die erstlich versuchte, alle bis zum Sommer 1945 von der Roten Armee erreichten Territorien und Länder Mittel-, Ost- und Südeuropas aus einem stalinistischen Imperium herauszuhalten oder wieder herauszulösen, ist von der amerikanischen Regierung nicht etwa, entgegen einer oft anzutreffenden Meinung, in den fünfziger Jahren unter Präsident Eisenhower und Außenminister John Foster Dulles verfolgt worden, sondern von Jalta bis zum Sommer 1946, als der Begriff noch gar nicht existierte, unter Roosevelt/Truman und Außenminister James F. Byrnes; was Dulles als roll back ausgab, war, zumindest in Europa und im Fernen Osten, nichts weiter als eine aus innenpolitischen Gründen umgetaufte, ideologisch-propagandistisch überhitzte und dann in eine starre Form gehämmerte Version der 'Containment'-Politik, die sich im wesentlichen darauf beschränkte, um den von Stalin in den vierziger Jahren geschaffenen Herrschaftsraum Dämme zu ziehen und einer erneuten sowjetischen Expansion den Weg zu verlegen.« (365) Diese These wird die Geschichtswissenschaft und die politische Interpretation der Zeitgeschichte ja wohl noch weiter beschäftigen müssen. Unter anderem enthält sie den Vorschlag einer Teilrevision des Roosevelt-Bildes.

Insgesamt ist das Entrée der fünfbändigen »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« mit diesem ersten Band nicht so sehr repräsentativ als bizarr und auf diese Weise auch originell, im romantischen Sinne interessant, ausgefallen. Das ist kein Schaden, denn handwerklich saubere Darstellungen der Jahre 1945 bis 1949 gibt es ohnehin, z.B. Schwarz' Buch »Vom Reich zur Bundesrepublik«, Kleßmanns »Die doppelte Staatsgründung« und neuerdings eben die aus diesem Unternehmen hervorgegangenen Taschenbücher von Benz und Graml.

Georg Fülberth (Marburg)

**Schwarz, Hans-Peter: Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik. 1949-1957.** Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. v. Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Joachim C. Fest und Eberhard Jäckel, Band 2. Mit einem einleitenden Essay von Theodor Eschenburg. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, und F.A. Brockhaus, Wiesbaden 1981 (512 S., Ln., 168,- DM)

Schwarz' Arbeit ist die erste umfassende Darstellung der Geschichte der Bundesrepublik bis 1957. Frühere Versuche anderer Autoren bezogen sich nur auf die Jahre bis 1955, konzentrierten sich auf Teilbereiche (meist Sicherheits-, vereinzelt auch Wirtschaftspolitik) und behandelten die Zeit nach 1949 in der Regel als Teil einer Periode, die 1945 begann. Für Schwarz sind die Jahre 1949-1957 dagegen ein eigenständiger Abschnitt. Als Mitherausgeber der Rhöndorfer Adenauer-Ausgabe konnte er umfassend aus den Archivalien der CDU schöpfen, so daß dieses Buch zugleich auch einen Beitrag zur Geschichte dieser Partei liefert. Die Sozialdemokratie, in gleichem Maße Gegenstand der Darstellung, wird im Vergleich dazu doch weniger aus der Innensicht heraus geschildert.

Der Forschungsstand bringt es mit sich, daß Schwarz einerseits neue Quellen vorstellt, andererseits auf Gebieten, die bereits gut untersucht sind, nahezu abschließende Würdigungen bringen kann. Letzteres gilt für die außenpolitische Konzeption Adenauers (55-58). Offensichtlich fürchtete der erste Bundeskanzler niemals einen militärischen Angriff der Sowjetunion. Die Gefahr sah er woanders: in der Labilität eines neutralisierten Gesamtdeutschland, welches auf lange Sicht unweigerlich durch Druck von außen und durch innenpolitische Kräfteverschiebungen zu einem Satellitenstaat der UdSSR werden müsse. Das von der Bundesregierung 1951 angestrebte Verbotsverfahren gegen die KPD, oft als politisch überflüssig kritisiert, gehört zu dieser politischen Logik. (Schwarz weist auf den Anteil Gustav Heinemanns am ersten Radikalen-Erlaß von 1950 deutlich

hin.) Der Gefahr, daß ganz Deutschland eines Tages in den Sog des Ostens geraten werde, wollte Adenauer durch die Westintegration der Bundesrepublik entgegenzutreten. Eine offensive Variante seiner Politik, welche in zwei Reden 1952 deutlich hervortrat, war seiner Meinung nach — ebenso wie das ihr entgegengesetzte Ziel der Sowjetunion — nur langfristig (er nannte manchmal einen Zeitraum von zehn Jahren) zu realisieren. Schwarz, der diese Argumentation nachzeichnet, setzt in der Wertung den Akzent leicht anders: Westintegration zur Abwehr einer drohenden Gefahr ist für ihn eher Mittel zum Zweck der Herstellung außenpolitischer Handlungsfähigkeit des neuen westdeutschen Staates. Von daher kann er im Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, dem der NATO-Eintritt folgte, auch keine Katastrophe sehen und kommt zu einem positiven Bild des französischen Ministerpräsidenten Pierre Mendès-France, der 1954 die EVG mit zum Scheitern brachte, dann aber den Weg der Bundesrepublik in den Nordatlantik-Pakt ebnet half. »Wenn von den bedeutenden Persönlichkeiten die Rede ist, die in den fünfziger Jahren die Westbindung der Bundesrepublik durchgesetzt haben, darf er nicht vergessen werden.« (229) Schwarz konstatiert eine deutliche Überlegenheit des Westens nicht nur auf militärischem Gebiet, sondern auch an den Verhandlungstischen: »Die Sowjetunion war zu wirklich großer Diplomatie in der deutschen Frage nicht fähig. Immer dann, wenn sie sich endlich zur Bewegung durchrang, war es zu spät.« (218)

Der Bewegungsspielraum, den die Bundesrepublik durch ihre Westorientierung gewann, ist nach Auffassung dieses Autors noch nicht einmal durch den Verzicht auf die Produktion von ABC-Waffen für alle Zeiten und unter allen Umständen begrenzt worden: mit Hinweis auf den zweiten Band von Adenauers »Erinnerungen« stellt er fest, diese Selbstbeschränkung gelte nur *rebus sic stantibus* (251).

Sicherung der Handlungsfähigkeit des Staates ist für den Konservativen Hans-Peter Schwarz die oberste Maxime seiner Wertung auch in der Innen- und Sozialpolitik. Von dieser Position aus kritisiert er die von Adenauer 1957 durchgesetzte Rentenreform als einen verhängnisvollen Schritt in ökonomische Belastung und Interessenabhängigkeit des Staates. »Die langfristigen Probleme traten erst in einer Zukunft auf, in der die politischen Hauptakteure jener Jahre die Bühne schon verlassen hatten.« (336) Somit wäre die Sozialpolitik Adenauers der Gegenpunkt zum Wirtschaftsliberalismus Erhards. Die Stellung dieses Ministers war laut Schwarz erst mit dem Korea-Boom gesichert, bis dahin blieb die Marktwirtschaft angeblich ein »Wagnis«, mit dem die Bürgerblock-Regierung im ersten Jahre eher zu fallen als zu stehen schien (77-86).

Den Schluß des Buches bildet ein umfangreiches Kapitel »Der Geist der fünfziger Jahre« — Geschichtsschreibung und Essay zugleich, der Alltag, Kunst, Literatur und Wissenschaft gleichermaßen behandelt. Der Zustand der Ordinariatenuniversität erscheint als späte Blüte vor dem Hintergrund von Zerstörung fünfzehn Jahre später. Es heißt, Geschichte werde meist von ihren Siegern geschrieben. Machen sie das wenigstens gut — materialreich, stilistisch elegant (nur gelegentliche Wortwiederholungen stören), dann ist das immerhin ein relatives Glück für diejenigen, welche aus Niederlagen zu lernen haben. Mit Fehlern der Linken konfrontiert das Buch ohnehin kaum: der Autor ist offensichtlich der Ansicht, daß sich Qualität halt durchsetzt. Georg Fülberth (Marburg)

**Sheehan, James J.: Der deutsche Liberalismus.** Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. 1770-1914. C.H. Beck, München 1983 (454 S., Ln., 68,- DM) Daß in der wechselvollen Geschichte des deutschen Liberalismus nur wenige Ruhmesblätter zu verzeichnen sind, dafür haben die liberalen Parteien bis in die jüngste Vergangenheit stets zu sorgen gewußt. Daß dieses Elend des Liberalismus jedoch nicht nur im »Versagen« der jeweiligen Führung begründet ist, sondern als in einer strukturellen Antriebsschwäche bereits in den historischen Wurzeln des liberalen Motivs zu verzeichnen ist, dürfte selten so umfassend und gut belegt worden sein wie in Sheehans Buch.

Dabei hätte es nicht einmal des kleinen Etikettenschwindels im Untertitel bedurft, denn der »take-off« des Buches liegt — statt bei 1770 — erst bei 1830; zu Recht, denn erst im Vormärz gelangt der deutsche Liberalismus über einzelne Gestalten und allgemeine Ideen hinaus und wird zu einer ernstzunehmenden politischen Bewegung, gewissermaßen zur Partei der Bewegung. Cum grano salis — denn hier liegt bereits eine liberale Crux, da die politisch distinkte Organisation, das »Parteiwesen«, vom liberalen deutschen Bildungsbürgertum, das im Liberalismus eher eine »Gesinnungsgemeinschaft« (74) sah, eher mit Argwohn betrachtet wurde: Selbst die professorale Vereinsmeierei des »Vereins für Socialpolitik« nach 1871 liefert noch Beispiele für die Bevorzugung solchen Politikersatzes. »Ich kenne keine Partei« — das sagt nicht erst Wilhelm II. im August 1914, sondern es stellt schon das Credo des »typischen« Liberalen (Frhr. v. Vincke) vor 1848 dar (24), freilich noch im Vertrauen auf die »Bewegung« als reale, geschichtsbestimmende Kraft. Haperte es, dieser Kraft Form zu geben, so sah man als ihren natürlichen Stoff »den Mittelstand« an, dessen Bedrohung durch die Industrialisierung jedoch noch in einer gleichsam reformständischen und spätkameralistischen Optik wahrgenommen wurde. Manchen Liberalen erschien so die deutsche Rückständigkeit auch als eine Chance, die negativen Seiten der Modernisierung: Proletarisierung, Mechanisierung und Krisen, zu vermeiden. Damit sah sich der deutsche Liberale, skeptisch gegenüber dem freien Spiel der Kräfte, von vornherein an die Seite des Staates verwiesen, als dem alleinigen Garanten geordneten Wandels. Da in Deutschland weder das Problem des konfessionellen Partikularismus gelöst noch der Prozeß der nationalen Integration abgeschlossen war, erschien der Staat den Liberalen als natürlicher Bundesgenosse im Kampf gegen die Traditionsmächte der »Legitimität« — nicht zuletzt in den Augen einer wichtigen Trägerschicht: der liberalen Verwaltungsbükratie (44f.). Vielleicht liegen auch hier die Wurzeln jener fatalen Verengung von Rechtsstaatlichkeit auf eine als unabhängig von der Regierungsform funktionierend gedachte Verwaltungsgerichtsbarkeit (R. v. Gneist). So entbehrt der deutsche Liberalismus bereits in seiner Kinderstube jener Beimengung, die in Westeuropa zu seiner Grundnahrung gehörte: des Antietatismus. Und was Händchen nicht lernt ... In Deutschland finden wir hingegen eine sogar kulturprotestantisch bekräftigte Haltung regelrechter Staatsfrömmigkeit (51). Der Liberale ist Staats-Bürger. Das weitgehende Verständnis für staatliche Autorität hat schließlich auch der 48er Revolution die Spitze abgebrochen. »Mangelnde Courage gegenüber der Obrigkeit und Angst vor Aufruhr, Hoffnung auf den Staat und Furcht vor dem Volk, dies waren miteinander in Wechselbeziehung stehende und einander gegenseitig bestärkende Elemente einer und derselben politischen Weltanschauung.« (58)

Die durch das Scheitern der Revolution hervorgerufene partielle Entidealisierung hat indessen die Bedeutung der wirtschaftlichen Entwicklung ebenso wie die Rolle der Industriellen in der liberalen Bewegung nachhaltig bekräftigt. »So ließen die Herausgeber beispielsweise in der dritten Ausgabe [des »Staatslexikons«; d.Verf.] den Artikel zum Stichwort 'Gesellschaften, geheime' wegfallen und ersetzten ihn durch einen Eintrag über 'Gesellschaften, Aktien'« (101). Die vielberufene Wendung zur »Realpolitik« (v. Rochau, 1853) war jedoch gleichzeitig mit einer wachsenden Skepsis gegenüber Forderungen nach allgemeinem Wahlrecht und deshalb auch organisch mit dem traditionellen Honoratiorenliberalismus der Vormärzzeit verbunden. Diese Distanz zu den Volksmassen mußte deshalb auch die liberale Position im preußischen Verfassungskonflikt (1862) erheblich schwächen. Wie sehr andererseits die Erfolge Bismarcks seit 1866 kaum verhohlenen cäsaristischen Sehnsüchten unter den Liberalen (selbst bei Mommsen und dem Linken Franz Ziegler) entgegenkamen, zeigt schließlich das bei der sogenannten Indemnitätsvorlage (nachträgliche Autorisierung Bismarcks) exemplarische »Umfallen« der Liberalen angesichts der »normativen Kraft des Faktischen« (Preußens Sieg über Österreich). »Ist denn«, so tröstete man sich, »die Einheit nicht selbst ein Stück Freiheit?«

(148). Damit war der weitere Kurs der nationalliberalen Partei an der Seite Bismarcks auch nach der Reichsgründung von oben vorgezeichnet: Im Kirchenkampf, gegen den liberalen politischen Klerikalismus, findet Bismarck treue Vasallen unter den Nationalliberalen, die schließlich auch, allen voran Treitschke als ideologischer Praeceptor Germaniae, den Kampf gegen die Sozialdemokratie mittragen und dabei unversehens die letzten Bestände des traditionellen ideenpolitischen Rüstzeugs auswechseln (184ff.). Bei dieser engen Bindung an die Macht versäumten es die Liberalen — gegenüber Zentrum und Sozialdemokratie —, für eine Massenbasis ihrer Politik zu sorgen, während ihnen bereits die Konservativen von rechts das Wasser abgruben. Diese Faktoren nebst parteiinternen Zerwürfnissen und Sezessionen und die Profilierung einer linksliberalen »Fortschrittspartei« unter Eugen Richter ließen schließlich auch in Bismarcks Augen die Liberalen für die Stützung seiner Politik ungeeignet und damit überflüssig erscheinen.

Damit war der Niedergang des Liberalismus unabwendbar, den Sheehan in dem Kapitel »von der Bewegung zur Minderheit« mit vielen Diagrammen und Tabellen anschaulich macht. Der alte Fortschrittler Eugen Richter und der moderne Sozialimperialist Friedrich Naumann vermochten zu keiner gemeinsamen Sprache zu finden, welche die alten liberalen Werte auf überzeugende Weise hätte reartikulieren können. Damit wurde der Liberalismus zu einem bloßen Anhängsel der konservativen bürgerlichen Parteien. Den traditionellen Liberalismus des 19. Jahrhunderts hat schließlich der 1. Weltkrieg, der Vater vieler neuer Dinge, liquidiert. Aufgrund dieser in seinem Buch gezeichneten Linien zieht Sheehan in seiner Zusammenfassung mehrere Schlußfolgerungen: 1. »Der erste der Faktoren, die den Nazis ihren massiven Einbruch in das liberale Wählerreservoir binnen kürzester Zeit ermöglichten, war das relativ geringe parteipolitische Engagement, das wir den protestantischen Mittelschichten ... bescheinigen mußten.« (330) 2. »Zum ersten Mal [bei den Nazis, d. Verf.] seit der 'liberalen Ära' ein halbes Jahrhundert zuvor waren die protestantischen Mittelschichten in ihrer überwältigenden Mehrheit wieder unter einer einzigen politischen Flagge vereint.« (329) Zu bedauern ist, daß der auch für die deutsche Literatur außerordentlich belesene Sheehan für seine Diagnose des »Bankrotts des deutschen Liberalismus« (332) im Hinblick auf 1933 keine Notiz von den Arbeiten von Fischer und Geiss (Kriegszieldebatte) sowie von Opitz (Sozialliberalismus) genommen hat. Gleichwohl lohnt es sich für jeden, der ein Interesse an den Wurzeln der eigentümlichen strukturellen Schwäche des deutschen Liberalismus hat, Sheehans gut aufgebautes und geschriebenes Buch zu konsultieren.

Martin Blankenburg (West-Berlin)

**Breuer, Stefan: Sozialgeschichte des Naturrechts.** Westdeutscher Verlag, Opladen 1983 (VI + 702 S., br., 82,- DM)

Darstellung und Analyse politischer Ideen stehen in einer doppelten Gefahr: Politische Ideengeschichte kann zu einer simplen Widerspiegelung sozio-ökonomischer Verhältnisse degradiert werden, zur passiven Abbildung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturen im Reich der Ideen; der Einfluß von Ideen kann aber auch maßlos überschätzt werden, etwa wenn diese zu Triebfedern historischer Prozesse stilisiert und — beispielsweise — allein und ausschließlich für Ausbruch und Ablauf von Bürgerkriegen oder Revolutionen verantwortlich gemacht werden.

Beide Beispiele markieren die äußeren Extreme eines breiten Bandes von Möglichkeiten, politische Ideengeschichte zu schreiben, wobei selbstverständlich auch die Extreme ins Kalkül einzubeziehen sind: Politische Ideen können nicht abgelöst betrachtet werden von den sozio-ökonomischen Verhältnissen, unter denen sie entstanden sind und mit denen sie sich — kritisch oder affirmativ — befassen. Und natürlich haben politische (und andere) Ideen auch Einfluß auf die Geschichte gehabt: Daß etwa soziale Strukturen, die über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte widerspruchlos hingenommen worden sind,

plötzlich als ungerecht und repressiv erfahren werden, hat auch mit politischen Ideen zu tun, beispielsweise mit dem Aufkommen neuer Vorstellungen der Gerechtigkeit von der Zeit an, als bei der Definition des Menschen dessen Gemeinsamkeiten höher gestellt wurden als die je besondere Stellung einzelner Menschen in Rang und Stand. In diesem Sinne also sind politische Ideen nicht über einen Leisten zu schlagen; sie müssen im einzelnen studiert werden, und das hinsichtlich ihrer Voraussetzungen ebenso wie im Hinblick auf ihre Folgen.

Was für die politische Ideengeschichte gilt, gilt selbstverständlich auch für die Geschichte des Naturrechts. Stefan Breuer hat in seiner »Sozialgeschichte des Naturrechts« sich bewußt beiden Fällen der politischen Ideengeschichte gestellt und doch vermieden, in sie hineinzutappen, indem er den Vermittlungsschlüssel zwischen Naturrechts- und Sozialgeschichte in den jeweils eine Gesellschaftsordnung konstituierenden Formen der Vergesellschaftung gesucht hat. Der Übergang vom klassischen Naturrecht zu den modernen Vertragstheorien, so seine These, fußt auf der Ablösung einer »naturwüchsigen Vergesellschaftung« mit der klaren Dominanz außerökonomischer Beziehungen durch Formen einer »reinen Vergesellschaftung«, in denen die Gesellschaft unmittelbar durch die Produktionsbeziehungen konstituiert wird. Im Verlaufe dieser Transformation verändert sich auch, was vom Naturrecht je unter Natur verstanden wird: Die Natur wird schrittweise entnormativiert, wenn etwa in der modernen Sozialphilosophie die Normen menschlichen Zusammenlebens nicht in der Natur vorgefunden, sondern durch den Vertrag selbst erst konstituiert werden — und das oft genug gegen eine als destruktiv und selbstwidersprüchlich begriffene Natur.

Breuer hat die Geschichte dieses Übergangs u.a. dazu benutzt, die zahlreichen Überschneidungen und Vermischungen sichtbar werden zu lassen, wie sie sich etwa im kleinbürgerlichen Naturrecht entwickelt haben, und er hat, wie etwa beim bäuerlichen Naturrecht, auch auf Strömungen hingewiesen, die nicht mit dem Namen eines bekannten politischen Theoretikers verbunden werden können und deswegen in den Darstellungen des Naturrechts bislang eine eher geringe Aufmerksamkeit gefunden haben. Hinsichtlich all dieser Formen und Varianten des Naturrechts stellt Breuer die Frage, inwieweit sie die Transformation der Gesellschaft von der »naturwüchsigen« zur »reinen« Vergesellschaftung begünstigt oder bekämpft haben, und er legt besonderes Augenmerk auf jene Fälle, in denen es zu Paradoxien zwischen Intendiertem und Erreichtem kam, wo also gerade durch einen naturrechtlich angeleiteten und begründeten Widerstand gegen die Transformation diese erst eingeleitet oder beschleunigt wurde.

Die Naturrechtskonzeption des Thomismus wie die der Häresien, die patrimonialstaatlichen Naturrechtsmodelle von den Monarchomachen über Bodin bis zu Christian Wolff ebenso wie die naturrechtlichen Ideen der Bauern im englischen Bauernaufstand von 1381, im deutschen Bauernkrieg und während der Französischen Revolution werden dabei allesamt der »naturwüchsigen Vergesellschaftung« zugerechnet, während — in dieser Zusammenstellung sicherlich weithin unstrittig — Hobbes, Locke, Rousseau, Kant und Hegel als Naturrechtsdenker unter den Bedingungen der »reinen Vergesellschaftung« begriffen werden. Daran mag im Einzelfall allerlei Kritik anzubringen sein: Ob etwa die Reformation in Deutschland wirklich wesentlich auf eine Verdichtung der Wertbeziehungen zurückgeführt werden kann, ob im Calvinismus nicht auch ein aktives Moment der Vergesellschaftung (etwa im Gemeindeprinzip) zu betonen ist und ob man die skizzierte Transformation hinreichend darstellen kann, ohne die spanischen Neuscholastiker des 16. Jahrhunderts einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen ...

Das alles freilich sind modifizierbare Detailfragen im Hinblick auf die große Konzeption, Naturrechtsvorstellungen und Vergesellschaftungsformen zusammenzudenken und nach ihrer wechselseitigen Beeinflussung zu befragen. Dabei tritt, wie aus den oben referierten Zusammenstellungen ersichtlich, die Fixierung auf eine zeitliche Bruchlinie, etwa



das 16. Jahrhundert, in den Hintergrund und die Verwerfungen und Friktionen, die der Wandel in der Organisation menschlicher Reproduktion im Bereich der Ideen verursacht hat, werden ebenso sichtbar wie die verzweifelten Bemühungen, diesen Wandel zu stoppen oder doch zu kontrollieren, oder auch die hoffnungsvollen Bestrebungen, ihn weiterzutreiben und, wenn möglich, noch zu beschleunigen. Breuer hat in seiner »Sozialgeschichte des Naturrechts« ein Analysemodell für die Geschichte des Naturrechts und der politischen Ideen überhaupt vorgestellt, das in Einzelstudien weitere Erprobung und Ausdifferenzierung verdient.

Herfried Münkler (Frankfurt/M.)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Lafontaine, Oskar:** Der andere Fortschritt. Verantwortung statt Verweigerung. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1985 (223 S., Ln., 28,- DM)

**Späth, Lothar:** Wende in die Zukunft. Die Bundesrepublik auf dem Weg in die Informationsgesellschaft. Rowohlt Verlag, Reinbek 1985 (288 S., Ln., 28,- DM)

In der Bundesrepublik gibt es derzeit eine Art Bewegung schreibender Politiker. Ihnen ist gemeinsam, daß sie große Schritte auf die Ökologiebewegung zu machen und Erkenntnisse vortragen, die diese seit einem Dutzend Jahren unter die Leute zu bringen suchte. Welch nachträglicher Erfolg! Und welche Verzögerungszeiten in der bundesdeutschen Politik! Die Vordenker der Republik sind also vor allem Nachdenker.

Zwei von ihnen verdienen besonderes Interesse: der SPD-Ministerpräsident Lafontaine und der CDU-Ministerpräsident Späth. Ihre Bücher repräsentieren einen Diskussionsstand. Und beide formulieren einen Minimalkonsens hinsichtlich der ökologisch-ökonomischen Langzeitperspektive der Bundesrepublik.

In der Tat: Auffällig an beiden Büchern sind zunächst einmal ihre Ähnlichkeiten. Beide zitieren Max Weber, um die Grünen über Verantwortungsethik zu belehren. Aber beide teilen deren Kritik an der Industriegesellschaft in wesentlichen Punkten. Späth meint sogar, die Industriegesellschaft sei — im Gegensatz zur Informationsgesellschaft — zu einer »wirklichen Versöhnung von Ökonomie und Ökologie nicht fähig« (85). Beide Autoren sind für »qualitatives Wachstum« und für postindustrielle Entwicklungen. Beide Politiker verstehen sich als zukunftsbewußte Reformpolitiker: Umwelt, langfristige Vorsorge und Solidarität (Späth: »Mitmenschlichkeit«) sind für sie Maximen eines umfassenden technischen und strukturellen Wandels. Beide betonen die Notwendigkeit von Dezentralität und Selbsthilfe. Beide haben ähnliche Vorstellungen zur Agrarreform. Jeder von ihnen will den Faktor Arbeit auf Kosten z.B. des Rohstoff- und Energieverbrauchs bzw. des Konsums steuerlich entlasten. Beide beklagen ähnlich die Zustände der Dritten Welt. Beide sind Vertreter einer langfristigen Strukturpolitik. Und hier wie dort wird dem Staat eine aktive Rolle zugesprochen.

Bei Späth findet man hierzu Sätze wie diese: »Moderne Wirtschaftspolitik kann nicht darüber hinwegsehen, daß in einigen hart mit uns konkurrierenden Industrienationen der Staat die Formulierung wirtschaftlicher und technischer Entwicklungsziele maßgebend mitbeeinflusst ... Jede Notwendigkeit staatlicher Strukturpolitik an den Nahtstellen von Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft zu leugnen, gleicht dem Ratschlag, einen Jumbo-Jet nach den Sichtflugregeln für einmotorige Propellermaschinen zu fliegen.« (104)

Dies hohe Maß an Gemeinsamkeiten hat einen Grund in Lothar Späth. Dieser will nicht so sehr auf die Grünen als auf die SPD zugehen. Sein Buch wirkt teilweise wie das Grundkonzept einer Großen Koalition unter seiner Führung. In jedem Fall will er einen Konsens formulieren. Denn *seine* Informationsgesellschaft soll auch eine Kommunikations-, ja: »Versöhnungsgesellschaft« sein. Hier nun spätestens hätten pflichtgemäß

Entlarvungs- und Abgrenzungsbemühungen einzusetzen. Die verbleibenden Divergenzen sind unübersehbar, nicht zuletzt auf der verbalen Ebene.

Lafontaine will den »anderen Fortschritt«. Und der hat einen Namen: Ökosozialismus. Er verbindet den Kampf gegen die Ausbeutung des Menschen mit dem Kampf gegen die Ausbeutung der Natur (188). Der andere Fortschritt ist vor allem »Vermehrung der Qualität, nicht der Quantität: Qualität der Konsumgüter, Qualität der Bildung, Qualität der Kommunikation und ihrer Mittel, Qualität der Arbeit, Qualität der Umwelt, Qualität des Lebens ...« (49). Anders als Späth kritisiert er die kapitalistischen Wachstumsmechanismen, ist er für eine »soziale Kontrolle des technischen Wandels«, für eine »Angleichung der Primäreinkommen«, für ein Zusammengehen von Arbeiter- und Ökologiebewegung, für ein atomwaffenfreies Deutschland usw.

Seiner Wachstums- und Technikskepsis gegenüber betont Späth, gelegentlich nahezu schwärmerisch, die ökologischen und technisch-ökonomischen Perspektiven der »Informationsgesellschaft«. Den Begriff hat die japanische Regierung Anfang der 70er Jahre in die Politik eingeführt. Bei Späth meint er eine »Gesellschaft mit überwiegend informationsorientiertem Beschäftigungsanteil und unaufhaltsamer Verdrängung von Rohstoffen und Materie durch Information« (39). Ihr zum beschleunigten Durchbruch zu verhelfen, ist Anliegen seines Buches. Und dies dient auch ökologischen Interessen: »Schornsteinlose Produktionsverfahren und miniaturisierte Erzeugnisse sind Umweltschutz an der Quelle.« (151)

Wohin aber mit den alten Industrien? Am besten ist es, so die Empfehlung, »weite Teile der Schwerindustrie und der 'Low technology-Erzeugnisse' den Entwicklungsländern zu überlassen und die zugehörigen Umweltschutztechnologien gleich mitzuliefern« (150). Daß die fortgeschrittenen Entwicklungsländer sich für solche Empfehlungen längst bedanken und den privilegierten »High technology-Entwicklungspfad« gleich selbst anstreben, mag die Euphorie trüben. Und auch die unübersehbaren Tendenzen zur *Desinformationsgesellschaft* müßten dies tun. Aber diesen Einwand würde Späth als typisch für die Neuerungsfeldlichkeit der deutschen Linken abtun.

Daß es die mitunter gibt, sei keineswegs bestritten. Und in der Tat: Linke Leute, die heute Dinge, die sie gestern noch verdammten, vehement verteidigen — den hierarchischen, schwerindustriellen Großbetrieb z.B. —, weil sie Änderungen prinzipiell ablehnen, sind keine überzeugenden Zukunftsberater. Und je weniger sie das sind, desto mehr Anhänger werden die konservativen Reformer vom Schlage Späths finden.

Ich gestehe offen, mir sind die Schwächen vieler traditionell linker Positionen selten so bewußt geworden wie bei diesem Buch aus Stuttgart. Das ist kein Argument gegen Lafontaine, der einzig deshalb nicht so fesselnd wirkt, weil vieles bereits von Eppler und seinesgleichen gesagt worden ist — und richtig bleibt. Was ich meine, sei abschließend an einem Beispiel verdeutlicht. Es betrifft immerhin das Staatsverständnis. Während viele Linke immer noch meinen, man müsse vor allem den Staat erobern, um ihn ganz anders zu steuern, findet man bei Späth gleich zu Anfang diesen Satz: »Es ist in Wahrheit nicht weit her mit der 'Macht' demokratisch legitimierter Politik in einer offenen Gesellschaft ... In den meisten Fällen tendiert der politische Handlungsspielraum gegen Null.« (10)

Martin Jänicke (West-Berlin)

**Jacobi, Otto, und Hans Kastendiek (Hrsg.): Staat und industrielle Beziehungen in Großbritannien.** Campus Verlag, Frankfurt/M. 1985 (280 S., br., 34,- DM)

In seiner Einleitung macht *Kastendiek* deutlich, daß »seit den 60er Jahren die industriellen Beziehungen und noch mehr die Politik und die Organisationsformen der Gewerkschaften ein zentrales Feld der öffentlichen Diskussion und ein Kristallisationspunkt der politischen Auseinandersetzungen« (11) sind. In dem Maße, wie die Diskrepanz zwischen der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Landes und der Rolle des

Pfundes als internationale Reservewährung immer deutlicher zutage tritt, versuchen konservative wie Labour-Regierungen, die Gewerkschaften in eine Wachstums- und Modernisierungspolitik zu integrieren (16ff.). Aus der Unfähigkeit sowohl der Gewerkschaftsführungen, intern eine gemäßigte Lohnpolitik durchzusetzen, als auch der Regierungen, ihre wirtschafts- und sozialpolitischen Versprechen einzuhalten, resultiert eine »spiralförmige Zuspitzung der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung« (21), bei der das Modell der social democracy auf der Strecke bleibt. Der Thatcherismus macht gerade diese auf Konsens ausgerichtete Politik für die »englische Misere« verantwortlich und erklärt die Gewerkschaften zum Sündenbock und Hauptgegner (20f.).

*Gamble* vertieft die Analyse der britischen Wirtschaft: Ein hundertjähriger relativer Niedergang, das Scheitern aller Versuche, ihn aufzuhalten und die Umstrukturierung der Weltwirtschaft nach 1973 kumulieren krisenhaft und führen zur Formulierung radikaler wirtschaftspolitischer Alternativen. Seines Erachtens zielt die Modernisierungsstrategie der Regierung Thatcher auf eine Gesellschaft, in der »ein Großteil des bestehenden Produktionssektors aufgegeben wird und mit ihm seine Gewerkschaften« (50). Ob damit aber ein Ausbruch aus dem Teufelskreis von Wachstumsschwäche, technologischem Rückstand und sozialem Regulierungsdefizit — letzteres verursacht durch ein fragmentiertes System industrieller Beziehungen (ausführlich *Jacobi*) — möglich ist, erscheint fragwürdig.

Die Beiträge von Booth, Palmer, Strinati und Bonnett kreisen um die Analysekonzepte Korporatismus und Populismus. »Während der Korporatismus auf eine verstärkte, wenn auch kontrollierte Organisierung von Interessen ausgerichtet ist, will der Populismus die Organisierung von Interessen einschränken.« (126) *Booth* und *Strinati* zeigen die unterschiedlichen Interessen verschiedener Kapitalfraktionen an korporatistischen Arrangements (128ff.), wobei diese am ehesten in einer Phase der Dominanz des Industriekapitals gedeihen können und umgekehrt Thatcherismus/Populismus ein Produkt der Vorherrschaft des Finanzkapitals darstellt (95). *Palmer* untersucht die korporativen Tendenzen des Donovan-Berichts, die nicht nur auf eine Schwächung der Gewerkschaften hinauslaufen, sondern auch Möglichkeiten der Interessenvertretung der Arbeiterklasse aufweisen, aber nur, wenn diese über eine starke Verhandlungsposition verfügt (118f.). Eine Relativierung der These vom autoritären Populismus, wie sie von Hall vertreten wird, fordert *Bonnett*. Denn weder hat sich ein neuer, stabiler Machtblock etabliert (147f.), noch ist ein ideologischer Meinungsumschwung der Massen eingetreten (150), noch ist die ökonomische Strategie des Thatcherismus ohne Widersprüche (151ff.). Demnach beruht die Stärke der Thatcher-Regierung eher auf der Schwäche ihrer Gegner (149, 155).

Weitere Beiträge beschäftigen sich mit den Grenzen gewerkschaftlicher Handlungsspielräume, sei es durch Gewerkschaftsgesetze (*Clark, Mückenberger*), durch eine »neoliberale« Strategie der Arbeitgeber auf den betriebsinternen Arbeitsmärkten (*Marsden*) oder durch die innergewerkschaftlichen Probleme mit der Kampagne zur Verkürzung der Arbeitszeit (*Roche*).

Der Beitrag von *Crouch* gelangt zum Ergebnis, daß es den Konservativen nicht — wie etwa in der BRD — darum geht, die Gewerkschaften zu schwächen, um eine Zusammenarbeit zu günstigeren Konditionen zu erreichen (264). Ja, die »Entlegitimierung der Gewerkschaften und des institutionalisierten Konflikts« (268) geht sogar über ein pluralistisches Politikmuster hinaus und will die Ausgrenzung (»contestation«) der Gewerkschaften (265ff.). Die Unternehmer nutzen diese Situation in unterschiedlicher Weise, die einen erst einmal abwartend, andere versuchen eine Strategie der »Japanisierung« oder der »Amerikanisierung« (270). Die Zukunftsaussichten dieser konservativen Strategie schätzt er wie die meisten Autoren skeptisch ein. Denn wenn die Angst vor Arbeitslosigkeit, Marginalisierung etc. erst einmal nachläßt, droht eine Explosion industrieller

Militanz (276). — Insgesamt vermittelt der Band einen guten Überblick über die Entwicklung der »politics of industrial relations«; er belegt den hohen Stellenwert, den der Angriff auf die Gewerkschaften in der Gesamtstrategie der Thatcher-Regierung hat und beleuchtet die zwei wichtigen Analysekonzepte Korporatismus und Populismus. Dabei macht vor allem Kastendieck deutlich, daß beide Konzepte die für Großbritannien spezifische politische Bedeutung der industriellen Beziehungen reflektieren; insofern deuten sich Unterschiede ihrer Anwendbarkeit und des politischen Strategiewechsels in der BRD und England an.

Josef Schmid (Konstanz)

**Klipstein, Michael von, und Burkhard Strümpel: Der Überdruß am Überfluß.** Die Deutschen nach dem Wirtschaftswunder. Olzog Verlag, München 1984 (212 S., br., 18,- DM) Ausgangspunkt für die »Schlußfolgerungen für eine bürgernahe Wirtschaftspolitik« (124ff.) von Klipstein/Strümpel ist die Skizze und soziale Verortung der in der Bundesrepublik wirksamen sozio-ökonomischen Orientierungen. Wie denken die Deutschen nun nach dem Wirtschaftswunder über Arbeit, Beruf, Einkommen, Freizeit, Technik und Industrie, Umwelt und Natur? Die von Klipstein/Strümpel referierten Daten basieren auf den Ergebnissen eines von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Projekts »Arbeitspolitik und Öffentlichkeit« (Leitung: E. Noelle-Neumann, M. von Klipstein, B. Strümpel). Ähnlich anderen Analysen konstatieren die Autoren angesichts der Abnahme einer »materiellen Arbeitsorientierung« und der Intensivierung einer »immaterielle« Belange favorisierenden Orientierung (Mitbestimmung, menschliche Kontakte, Vereinbarkeit mit dem Privatleben) die Genese einer neuen Konfliktlinie, für die im Wirtschafts- und Arbeitssektor nur begrenzte Realisierungsmöglichkeiten bestehen (35f.). Insbesondere jene (einst) typischen »Kardinaltugenden« — Fleiß und Überidentifikation — charakterisieren im internationalen Vergleich (37ff.) die Arbeits- und Berufsorientierung der Bundesbürger keineswegs mehr mehrheitlich. Ursächlich für die gerade in der Bundesrepublik festgestellte sinkende Motivation und Loyalität der Erwerbstätigen könnte nach Klipstein/Strümpel eine hier besonders ausgeprägte Tendenz zur Rationalisierung und Beseitigung von »unproduktiven« Arbeitsplätzen, die den physischen und psychischen Druck auf die Arbeitsplatzbesitzer drastisch gesteigert hat (45), und die Genese einer stigmatisierten Minderheit von Nichtarbeitsplatzbesitzern ohne Perspektive sein (46f.). Wengleich die Autoren in der deutlich gesunkenen Arbeitsmotivation der Arbeitsplatzbesitzer eine ideale motivationale Voraussetzung zur Umverteilung von der Zuviel- auf die Nichtarbeit erkennen (53), so impliziert nach ihrer Auffassung die fehlende Kompensation der eher negativen Arbeitsorientierung langfristig qua schlechterer Arbeitsleistung notwendig auch schlechtere Arbeits- und Lebensbedingungen für die Beschäftigten (54). Aus den vorliegenden Befunden über die Abnahme der Arbeitszufriedenheit und die Entstehung neuer Ansprüche an Arbeit und Beruf resultiert für Klipstein/Strümpel schließlich die Notwendigkeit eines verstärkten Einsatzes der »Produktivkraft Partizipation« (Naschold) (59).

Daß darüber hinaus die Arbeitsplatzzerfahrung der sich beschleunigenden technischen und technologischen Innovationen die Grundhaltung der Bundesbürger zu einer fortschreitenden Technisierung der Lebenswelt insgesamt negativ tangiert, zeigt die häufige Assoziation von »Technik« und »Angst« (80ff.). An die Stelle des früheren technisch fundierten Optimismus ist die »Angst vor dem noch unüberschaubaren Neuen«, die »aus einem gesellschaftlichen Leitbildvakuum entstehende 'vagabundierende Angst'« und eine Angst getreten, »die die Gefahr nicht so sehr darin sieht, daß die Computer sich zu menschenähnlichen Wesen entwickeln, sondern darin, daß die Menschen immer mehr zu Computern werden« (93f.).

Hinsichtlich des Konflikts zwischen Arbeitsplätzen und Umweltschutz zeigt sich zwar, daß eine — seit 1974 noch größer gewordene — Mehrheit der Bundesbürger (46%) der

Arbeitsplatzbeschaffung Priorität einräumt und nur 27% die Umweltoption ergreifen; andererseits wird jedoch auch das mehrheitlich favorisierte, vermeintlich oder tatsächlich arbeitsplatzschaffende Wachstumskonzept von einem Teil der Befragten nicht als Basis einer individuellen Konsumsteigerung gewertet, so daß Klipstein/Strümpel diese Gruppe als die »Wachstumsdissonanten« apostrophieren, »die sich bei den genannten Entscheidungen in einer Dissonanz zwischen ihrer Rolle als Produzent mit bedrohtem Arbeitsplatz und als Konsument mit gesättigten Bedürfnissen« befinden (97). Auf die geringe Trennschärfe der von Klipstein/Strümpel differenzierten »Wirtschaftsideologien« in der Bundesrepublik (116) (Arbeitsplatzanwälte, Wachstumsbefürworter, Wachstumsdissonante, Wachstumsgegner, Umweltschützer) deuten m.E. die zusätzlich in der Studie dokumentierten konsensuellen bzw. strittigen Strategien gegen die Arbeitslosigkeit hin, da das größte Konsenspotential demnach auszuschöpfen wäre durch eine »ökonomische Abrüstung« konventioneller Staats- und Erwerbswirtschaft, kürzere Arbeitszeiten mit Einkommensanpassung, staatliche Förderung von Alternativprojekten, aber auch durch Maßnahmen einer neoklassischen Wirtschaftsstrategie (Steuervorteile für Unternehmer, stärkere Belastung von Arbeitslosen) (121f.); dagegen erwies sich lediglich die weitere Genehmigung von industriellen Großprojekten zur Forcierung des technischen Fortschritts als unter den Befragten deutlich umstritten (123). Wenngleich die Autoren selbst andeuten, daß eine genauere Analyse der formal gleichen Antworten hinsichtlich einer möglicherweise zwischen den Befragten dennoch strittigen Interpretation der jeweils gewählten Antwort erforderlich sei (122f.), so benutzen sie das Ergebnis doch als Basis für Vorschläge zu einer »bürgernahen Wirtschaftspolitik« (124ff.), als deren Kardinalproblem sie die Frage bezeichnen, ob es sich bei einem von den Bundesbürgern erkannten »Primat der Produktivität« (»Wenn wir nicht wettbewerbsfähig bleiben, verlieren wir Arbeitsplätze und können unsere Energie und Rohstoffe nicht mehr bezahlen.«) (125) und »Primat der Akkumulation« (»Wenn wir auf die Dauer kein Wachstum mehr haben, funktioniert unsere Wirtschaft nicht.«) (125) um unausweichliche Sachzwänge oder um eine »ökonomische Gehirnwäsche« (Strasser) handelt (125f.). Jene Starthilfen und Wege einer neuen Wirtschafts-, Arbeits- und Berufspolitik muten — angesichts der zu wenig kritischen Diskussion der Antworten der Befragten in Bezug auf ihre tatsächliche »materielle« Basis kaum verwunderlich — merkwürdig an, wenn man nicht unterstellt, daß selbst jene Arbeitslosigkeit in großem Ausmaße wollen, die ihre Beseitigung seit langem auf ihre (Wahlkampf-)Fahnen setzen: »Die Hindernisse auf dem Wege zu einer Lösung der Probleme liegen nicht in unerbittlichen ökonomischen Gesetzen. Sie sind vielmehr in der mangelnden Anpassungsfähigkeit unserer Institutionen und in der unzureichenden Lernfähigkeit der politischen Kräfte zu suchen.« (133)

Arbeitszeitflexibilisierung (sicherlich auch ein Wunsch von Rationalisierungsexperten), solidaritätsorientierte Beschäftigungspolitik im öffentlichen Sektor und Informelle Ökonomie als Basis eines neuen sozialen Kontraktes (136ff.) rekurren auf die (vermeintliche) Bereitschaft aller zur ökonomisch-materiellen Einschränkung, die angesichts gravierender Diskrepanzen in der Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen in der Bundesrepublik aber wohl kaum nur eine Frage des Wollens sein dürfte. Eine ausreichende Darlegung und Diskussion der mit den vorgeschlagenen Maßnahmen daher zu verbindenden Umverteilungsschritte sucht man bei Klipstein/Strümpel leider vergeblich. Auch die von den Autoren in einem Epilog (150ff.) skizzierten Szenarien der möglichen gesellschaftlichen Entwicklungen in der Bundesrepublik, eine pessimistische Einschätzung einer weiteren Durchsetzung der »instrumentellen Rationalität« sowie eine reichlich kritiklose Skizze eines realisierbaren Gleichgewichts von »Arbeit und Liebe« (»kommunikative Rationalität«), können kaum darüber hinwegtäuschen, daß der Publikation neben vielen interessanten Befunden über die Stimmungslage der Nation gerade jene vorausschauende Kompetenz fehlt.

Wolfgang Jousen (Eschweiler)

**Jäger, Brigitte, und Claudia Pinl (Hrsg.): Zwischen Rotation und Routine.** Die Grünen im Bundestag. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1985 (213 S., br., 12,80 DM)

Wird das, was die grünen Abgeordneten erreichen können, die Gefahr der Integration und der Korrumpierung durch den Parlamentarismus wettmachen? Diese Frage steht offenbar hinter den Gesprächen, die hier zwei Journalistinnen mit sechzehn Abgeordneten, Nachrückern und Mitarbeitern bzw. Mitarbeiterinnen der grünen Fraktion geführt haben. Die Antwort muß der Leser sich selbst geben. In vielen der Berichte stehen Geschichten der Ohnmacht neben Erfolgsmeldungen über die Beherrschung parlamentarischer Technik und neben den wiederholten, fast beschwörenden Versicherungen, letztlich komme alles auf die Bewegung an. So wird es denn wohl auch sein. Die Grünen im Staat: inzwischen ein gutes Getriebe, das auf den Motor wartet.

Man bekommt etwas mit davon, wie weit die Grünen, sozial gesehen, Wirkung entfalten könnten: Neben dem Anwalt Otto Schily und dem Familienrichter Norbert Mann haben sie Willi Hoss, den Mercedesarbeiter, Dieter Drabiniok, den gelernten Maurer; sie haben die Krankenschwester Christa Nickels, die ehemalige Büroangestellte und Zweite-Bildungsgang-Lehrerin Waltraud Schoppe; sie haben Frauen wie Männer, eingefleischte Atheisten und Kirchgänger, 68er-Linke wie Anthroposophen, Leute vom Land, Leute aus der Stadt. Die Fraktion zeigt das Bild einer linken »Volkspartei«. Was hindert sie, wirklich eine zu werden?

Antworten auf diese Frage kann man natürlich nur zum Teil in den kurzen Selbstdarstellungen des Abgeordnetenlebens finden. Die innere Uneinigkeit der Partei, die Ausbeutung des ökologischen Programms durch andere Parteien, noch bevor die Grünen es zur umfassenden Perspektive einer alternativen Gesellschaft ausgebaut und verdichtet haben — all das spielt sicher eine Rolle. Hier findet man biographische und apparatliche Gründe.

Die Politisierung vieler fällt in die Mitte der 70er Jahre. Der Vietnamkrieg ist vorbei, die Begeisterung für *Kapital*-Kurse läßt nach. Themen wie Umweltverschmutzung, Ungerechtigkeit und Unterdrückung, Frust an der Wohlstandsgesellschaft strukturieren die Konflikte. »Ich saß da total kaputt vor dem Mittagstisch und habe eine Zeitung vor der Nase gehabt — und meinen Lohnstreifen. Da schlag ich den Wirtschaftsteil auf, den ich eigentlich sonst nie gelesen habe. Da sprang es mir plötzlich ins Auge: Maurerstunde kostet 49 Mark. Ich hab den Artikel gelesen und noch mal gelesen und auf meinen Lohnstreifen geguckt: Da stand 12,50 drauf. Da habe ich mir gedacht: Halt, stop, irgendwas ist doch hier faul!« (79; Dieter Drabiniok)

Am wichtigsten finde ich an diesem Buch die Einblicke in die Widersprüche der alltäglichen parlamentarischen Arbeit der Grünen. Im Bericht über *Willi Hoss'* politischen Alltag springt das Problem der Zerstückelung der Politik ins Auge. Der Terminkalender regiert, die Tagesordnungen sind weithin vom Apparat vorgegeben — selbst wo es Schwerpunkte der Politik gibt, sind sie durch die Mitgliedschaft in den Ausschüssen des Bundestages bestimmt. Zusammenhang, Strategie, Zukunftsprojektionen müssen gegen eine gigantische Verhackstückmaschine durchgesetzt werden.

*Petra Kelly* zeichnet das Samariter-Bild von Politiker/in und stellt die permanente Überforderung als Hauptproblem heraus. Tausend Brandstellen, aber tausend Menschen in Gefahr — so wenig helfende Hände. An einer Stelle löschen bedeutet, andere ihrem Schicksal zu überlassen. Sie beschreibt die Wirkungsmöglichkeit der prominenten Politikerin, die Initiativen starten, verstärken und ausbreiten kann. Zugleich beschwert sie sich über die Kritik an ihren Alleingängen und ihren Reisen. Sie kann Erfolge vorweisen — und Anforderungen von der »Basis«, denen sie gehorchte. Man ahnt einen Zusammenhang von Medienwirkung, Personalisierung der Politik und plebiszitärem Populismus, der Rechtfertigung und Problemstau des politischen Verhaltens von Petra Kelly produziert. Wieder ist es offenbar der Mangel an einer strukturierenden Strategie,

der den Platz räumt für herrschende — und durchaus effektive — politikformende Mechanismen.

*Norbert Mann*, der sich selbst als Radikaldemokrat bezeichnet: »Für mich liegt das Problem der Grünen darin, daß wir immer noch eine Protestpartei sind und die positiven Aussagen noch nicht genügend bündeln und gegeneinander abwägen. Wenn Du beispielsweise Schwulenforderungen und Frauenforderungen diskutierst, wirst Du sehen, daß da oft unüberbrückbare Gegensätze sind. Und eine Partei muß letztlich dazu in der Lage sein, Prioritäten zu setzen und zu sagen: Wir haben jetzt vier, fünf Knackpunkte, da fordern wir das, und in den anderen Sachen sind wir kompromißfähig. Solche Linien erst mal innerhalb der Grünen ausdiskutieren und dann von den anderen die Kompromisse zu verlangen, das findet bisher zu wenig statt.« (144f.)

*Birgit Arkenstette* aus dem Frauen-Arbeitskreis schildert, wie Frauenpolitik durch Anerkennung paralisiert werden kann. »Wenn der Arbeitskreis Ökologie was auf den Tisch kriegt zum Thema 'Schadstoffe in der Muttermilch', bumm, dann ist das beim Arbeitskreis Frauen. Für mich ist es selbstverständlich, daß, wenn man sich mit Menschen beschäftigt, diese zur Hälfte aus Männern und zur Hälfte aus Frauen bestehen, also hat man sich auch zu beiden was einfallen zu lassen, statt die 'weiblichen' Details bequemerweise auf den AK Frauen abzuschieben. Wenn sie allerdings nicht an uns herantreten, ist es noch schlimmer ...« (33f.). *Waltraud Schoppe* läßt durchblicken, daß die Kraft des Frauenvorstandes der Fraktion zur politischen Initiative dadurch geschwächt wurde, daß ihm »automatisch« mütterliche Funktionen zuwuchsen: »Aber man muß auch sehen, daß wir hier für bestimmte Dinge herhalten müssen, die Kraft und Zeit kosten. Der Druck, gegen den ich mich von Anfang an gewehrt habe, nämlich die Fraktion ruhig zu halten und die inneren Konflikte aufzufangen, ist unheimlich stark, und ich merke, daß ich den oft nur schlecht abwehren kann. Da kommen Leute hierher, die Konflikte miteinander haben, und wollen, daß wir eingreifen und harmonisierend wirken, und wir gehen denen prompt auf den Leim, anstatt zu sagen, dafür sind jetzt andere zuständig, damit müßt ihr allein zurechtkommen.« (207)

Brigitte Jäger und Claudia Pinl haben ein interessantes Buch gemacht. Sie hätten noch Auskunft geben können, wo sie in die Texte eingegriffen haben. Man weiß nicht immer, wann sie selbst berichtswise, wann die Befragten sprechen; nur manchmal ist die Interviewform auch in der Textfassung beibehalten worden. Insgesamt werden einem die Bonner Grünen sympathisch — wie sie sich verausgaben, wie sie mal einen Knall landen, wie sie sich gegenseitig beschimpfen, wie sie leiden unter dem Zerfetzen ihres Privatlebens, wie sie dort auf Abruf sind, denn ewig will das keiner machen und die Bewegung ist allemal das Wichtigste. Der Human Touch in Anlage und Schreibweise des Buches, den man überhaupt nicht missen möchte, macht wieder ein bißchen gewöhnlich, was einem beim Lesen durch den Kopf schießt: Das ist nun die Partei, die das Erbe von '68 angetreten hat und die einen Durchbruch erreichen könnte.

Wieland Elfferding (West-Berlin)

## Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete; V: = Veröffentlichungen; M: = Mitgliedschaften

**Albers, Detlev**, 1943; Dr.phil., Hochschullehrer im Studiengang Politikwiss. an der Univ. Bremen; Mithrsg. der spw. V: *Herforder Thesen — zur Arbeit von Marxisten in der SPD* (Mitautor, 1980), *Kapitalistische Krise und Strategien der Eurolinken* (Mithrsg., 1982), *Versuch über Otto Bauer und Antonio Gramsci: Zur politischen Theorie des Marxismus* (1983). M: SPD, ÖTV.

**Albert, Claudia**, 1953; Dr.phil., DAAD-Lektorin in Frankreich. V: *Der melancholische Bürger* (1981). A: Exil, Arbeiterkultur-Theorie

**Albrecht, Herbert**, M.A., 1952; A.: Sozialphilosophie.

**Anders, Günther**, 1902; promovierte 1923 bei E. Husserl; Mitinitiator der internat. Anti-Atombewegung. V: *Der amerikan. Krieg in Vietnam oder philosophisches Wörterbuch heute*, in: *Argument* 45 (1967); *Die Antiquiertheit des Menschen* (Bd.1: 1960; Bd.2: 1980); *Ketzereien* (1982). M: PEN Wien, Akademie d.Künste Berlin.

**Baier, Thomas**, 1961; Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie an der FU Berlin

**Blankenburg, Martin**, 1949; M.A., Lehraufträge, Verlagstätigkeit. V: *Die Philosophie im Kulturkampf*, in: *Dialektik* 11 (1985); Aufsätze zu Saint-Simon, Dietzgen und Mesmer. A: Wissenschaftsgeschichte, polit. Philosophie.

**Drees, Martin**, 1955; Dr.päd., arbeitslos, z.Zi. Habilitation. V: *Der Nationalsozialismus in der historisch-politischen Bildung* (Mitautor, 1979). A: Dialektische Philosophie, Ästhetik, Kulturtheorie.

**Eifferting, Wieland**, 1950; Dipl.-Pol., Redakteur des *Argument*. V: *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1979); *Marxismus und Theorie der Parteien*, AS 91 (Mitautor, 1983). A: Ideologie-Theorie; Theorie der Politik und der Parteien. M: GEW, DVPW.

**Fülberth, Georg**, 1939; Dr.phil., Prof. f. Politikwissenschaft an der Univ. Marburg. V: *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Quellen und Dokumenten* (Hrsg., 1982); *Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland* (1983); *Die Beziehungen zwischen SPD und KPD in der Kommunalpolitik der Weimarer Periode 1918/19-1933* (1985). A: Geschichte der Kommunalpolitik; CDU/CSU. M: DKP, BdWi, GEW.

**Hartwig, Mervyn**, 1937; Ph.D., Senior Lecturer in History, Macquarie University, Sydney (Australien). V: zahlr. Aufsätze zur Geschichte rassistischer und ethnischer Beziehungen. A: Marxismus, Philosophische Probleme in den Sozialwissenschaften; Geschichte der Rassen- und Klassenbeziehungen im Kapitalismus

**Haug, Frigga**, 1937; Dr.phil.habil., wiss. Mitarbeiterin an d. Hochschule f. Wirtschaft u. Politik Hamburg; Hrsg. d. *Argument*, Mitglied der Frauenredaktion. V: *Argument-Sonderbände zur Automationsforschung* 7, 19, 31, 43, 55, 67, 79 (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1975ff.); *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980), AS 90 (Hrsg., 1983); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985). A: Arbeit und Automation; Frauenforschung.

**Hermes, Dieter**, 1937; Dr.phil., Prof. f. Amerikastudien an der Univ. Bremen. »Gulliver«-Redakteur. V: *Upton Sinclair — amerikanischer Radikaler* (1978); *Polit. Volkstheater der Gegenwart*, SH 45 (Mitautor, 1981); *Grundkurs Englisch / Amerikanistik*, SH 49 (1982). A: »Zweite Kultur«, USA. M: ÖTV, BdWi.

**Hesse, Reinhard**, 1945; Dr.phil. Akad.Rat für Philosophie. V: *Geschichtswissenschaft in praktischer Absicht* (1979), *Abermals: Kampf dem Atomtod* (zus. mit W. Dirks, C. Amery u.a., 1982). A: Wissenschaftstheorie, Kulturphilosophie, Sicherheitspolitik

**Hickethier, Knut**, 1945; Dr.phil. Habilitation. V: *Das Fernsehspiel der Bundesrepublik* (1980); *Schauspieler und Massenmedien* (1980); *Modelle der Film- und Fernsehanalyse* (Mithrsg., 1979). A: Medienästhetik; Mediengeschichte und -theorie; Literatur- und Kulturgeschichte.

**Hirsch, Burgi**, 1956; Mitglied der »Aktion unabhängiger Frauen« (AUF).

**Holler, Eckard**, 1941; Oberstudienrat. Mitarbeiter des Club Voltaire Tübingen und der LAKS Baden-Württemberg. V: *Ästhetik des Widerstands und politisches Engagement in der bündischen Jugend* (1984); *Wie können soziokulturelle Zentren überleben?* In: *Argument* 144 (1984). A: Jugendbewegung, Alternativkultur, Kulturpolitik.

**Hornauer, Uwe**, 1953; Dr.phil., Redakteur der *Evangelischen Kommentare*. V: *Laienspiel und Massenchor* (1985). A: Arbeiterkultur.

**Jaeggi, Urs**, 1931; ordentl. Prof. f. Soziologie an der FU Berlin. V: *Brandeis. Roman* (1978); *Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Essays* (1981); *Grundrisse. Roman* (1981). A: Allgemeine Soziologie m. Schwerpunkten: soziologische Theorie, Industrie- u. Betriebssoziologie, Sozialgeschichte, Kultursociologie, politische Soziologie. M: im deutschen P.E.N.

**Jänicke, Martin**, 1937; Dr.phil., Prof. f. Politikwissenschaft an der FU Berlin. V: *Wie das Industriesystem von seinen Mißständen profitiert* (1979); *Vor uns die goldenen neunziger Jahre?* (Hrsg., 1985); *Wissen für die Umwelt* (Mithrsg., 1985). A: Vergleichende Politikwissenschaft, Umweltpolitik, Zukunftsforschung.

**Jameson, Fredric**, 1933; Prof. f. vergl. Literaturwissenschaft an der Duke-University. V: *Marxism and Form* (1971); *The Prison-House of Language* (1972); *Fables of Aggression: Wyndham Lewis, the Modernist as Fascist* (1979); *The Political Unconscious* (1981).

**Joussen, Wolfgang**, 1956; M.A., Wiss. Hilfskraft am Institut für Soziologie der RWTH Aachen. A: Soziologie; Theorien; Massenkommunikation; Stadtsoziologie; Soziale Schichtung; Partizipation.

**Kaulen, Heinz**, 1953; Doktorand. A: Hermeneutik, Methodendiskussion, marxistische Theorie, Wissenschaftstheorie.

**Koivisto, Juha**, 1958; Studium der Philosophie und Sozialwissenschaften an der Univ. Tampere (Finnland). A: Ideologietheorie, materialistische Philosophie.

**Koneffke, Gernot**, 1927; Dr.phil., Prof. f. Pädagogik an der TH Darmstadt. V: *Studien zur Sozialgeschichte und Philosophie der Bildung* (zus. mit H.-J. Heydorn, 1973); *Überleben und Bildung. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs bei H.-J. Heydorn*, in: *Die Wertfrage in der Erziehung*, AS 58 (1981). A: Allgemeine Pädagogik.

**Konersmann, Ralf**, 1955; Studienref. und Doktorand. A: Philosophie der Subjektivität, deutsche Romantik. M: GEW.



- Kähner, Walter, 1949; Dr.phil., Päd. Mitarbeiter an einer VHS. V: *Die Aneignung sprachlicher Begriffe und das Erfassen der Wirklichkeit* (1983). A: Psycholinguistik, Sprachdidaktik und Sprachtheorie.
- Kunstreich, Timm, 1944; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter an der Univ. Hamburg. V: *Der institutionalisierte Konflikt* (1975). A: Sozialpolitik, Kriminologie. M: SB, ÖTV.
- Löber-Götze, Dorothee, 1947; Psychiaterin an einer Klinik in Nizza. V: zur Krankenhausfinanzierung und demokratischen Psychiatrie. M: ÖTV, BdWi.
- Loiperding, Martin, 1952; Wiss. Mitarbeiter am FB Gesellschaftswissenschaften der GH Kassel. V: *Hessen unterm Hakenkreuz* (Mitautor, 1983). A: Polit. Theorien, Öffentlichkeiten, Filmanalyse.
- Menzer, Ursula, Studium d. Philosophie in Hamburg. V: *Philosophinnen. Von wegen ins 3. Jahrtausend*. 1. Jahrbuch der Internat. Assoziation von Philosophinnen (Mithrsg., 1982). A: Phil. Frauenforschung, Kulturphil., Ideologiekritik. M: IAPh.
- Michel, Alain, 1946; Studium der Theaterwissenschaft; Religionslehrer. V: *Der Militärschwank des kaiserlichen Deutschland* (1982). A: Theatergeschichte, Literaturtheorie, Malerei.
- Münkler, Herfried, Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter der Univ. Frankfurt/M. V: *Machiavelli* (1982); *Das Blickfeld des Helden* (1983); *Machtzerrfall* (1985). A: Polit. Ideengeschichte, Zeitgeschichte.
- Mürner, Christian, 1948; Dr.phil. (Behinderten-Pädagogik); z.Zt. freie journalistische und wissenschaftl. Tätigkeit. V: *Normalität und Behinderung* (1982); *Die Pädagogik von Heinrich Hanselmann* (1985). M: Pädagogik, Behindertenpädagogik, Semiotik, Kunst.
- Nemitz, Rolf, 1948; *Argument-Redakteur*, Lehrbeauftragter. V: Mitautor von *Theorien über Ideologie* (AS 40), *Faschismus und Ideologie* (AS 60), und der Argument-Sonderbände des Projekts Automation und Qualifikation 7, 19, 31, 43, 55, 67, 79 (1975ff.). A: Automationsarbeit; Erziehung und Ideologie.
- Notisch, Max, 1953; Bibliothekar, Geschäftsführer des Kärntner Institutes für Gesellschaftspolitik, Leiter einer sozialwiss. Studienbibliothek und von sozialwiss. Forschungsarbeiten. A: Arbeitnehmerpolitik; Betriebsräteschulung. M: Österr. Gesellschaft für Soziologie, Vorstandsmitglied der Kärntner Gesellschaft für Kulturpolitik.
- Peitsch, Helmut, Visiting Lecturer an der Univ. Leeds. V: *Georg Forsters »Ansichten von Niederrhein«* (1978); *Nachkriegsliteratur in Westdeutschland*, AS 83 und 116 (Mithrsg., 1982/84). A: Engl.-dt. Literaturbeziehungen, Nachkriegsliteratur.
- Pietila, Veikko, 1941; stellvertr. Prof. für Journalismus und Massenkommunikation an der Univ. Tampere (Finnland). V: *Ideologie und Wissenschaft*, in: *Die Camera obscura der Ideologie*, AS 70 (1984). A: Kommunikationsforschung, Wissenschaftstheorie.
- Rang, Brita, 1941; Dr.phil., Dozentin f. hist. Pädagogik an der Univ. Amsterdam. V: *Pädagogische Geschichtsschreibung in der DDR* (1982); *Schule und Ideologie*, in *Die Wertfrage in der Erziehung*, AS 58 (Mitautorin, 1981). A: Wissenschaftsgeschichte und Geschichte der Mädchenausbildung.
- Rügner, Ulrich, 1948; Dr.phil., Studium der Ev. Theologie und Musikwiss., z.Zt. arbeitslos. V: *Filmmusik in Deutschland zwischen 1924 und 1934* (erscheint 1986).
- Rundnagel, Regine, 1953; Dipl.-Soz. und Ing.grad. (Nachrichtentechnik), Wiss. Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt am FB Bauingenieurwesen an der GH Kassel. A: Frauen und Technik, Ingenieurarbeit, Technische Entwicklung.
- Schellhase, Rolf, 1951; Dr.phil., Lehrbeauftragter am Inst. f. Soziologie der Univ. Münster. V: *Soziologie im Arbeitnehmerinteresse* (1977); *Die industrie- und betriebssoziologischen Untersuchungen der Sozialforschungsstelle Dortmund in den 50er Jahren* (1982). A: Geschichte der Soziologie, Industriosozologie, Militärsociologie.
- Schlechtweg, Ralf, 1960; Studium der Germanistik und Philosophie. M: ÖTV.
- Schmid, Josef, 1956; M.A., Doktorand a.d. Univ. Konstanz. A: Konservative Parteien, Neokorporatismus.
- Schöttler, Peter, 1950; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter an der Universität Bremen. V: *Die Entstehung der »Bourses du Travail«* (1982). A: Dt. und franz. Sozialgeschichte, Theorie und Methodologie der Geschichtswissenschaft, polit. Theorie.
- Seppmann, Werner, 1950; Doktorand. V: *Marxismus und Anthropologie* (Mithrsg., 1980); *Kritik des Objektivismus* (1980); *Alternative Technik-Kritik* (1983). A: Klassenanalyse, Ideologietheorie, Dialektik. M: GEW, BdWi.
- Sharp, Rachel, 1940; Senior Lecturer in Sociology of Education, Macquarie University, Sydney (Australien). V: *Education and Social Control; Knowledge Ideology and the Politics of Schooling, An Australian Guide to the Arms Race and the Peace Movement; Capitalist Crisis and Schooling* (erscheint demnächst).
- Sölle, Dorothee, 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V: *Sympathie* (1978); *Im Hause des Menschenfressers* (1981); *Aufrüstung tötet auch ohne Krieg* (1982).
- Stadler, Ulrich, 1939; Dr.phil., Prof. an der Univ. Genf. V: *Die theuren Dinge. Studien zu Bunyan, Jung-Stilling und Novalis* (1980); *E.T.A. Hoffmann. Ein Arbeitsbuch für den literaturgeschichtlichen Unterricht* (Mitautor, 1986). A: Literatur um 1800, Lit. der Weimarer Republik, Theorie der Literatur.
- Tharmer-Rohr, Christina, 1936; Dr.phil., Dipl.-Psych., Prof. f. Erziehungswissenschaft an der TU Berlin. A: Frauenforschung.
- Walter, Lothar, 1952; Dipl.-Hdl., Referendar.
- Wartmann, Brigitte, 1943; Redakteurin in Kulturzeitschriften, Wiss. Mitarbeiterin an der TU Berlin (bis 1985). V: *Weiblich-Männlich* (Hrsg.); *Die Grammatik des Patriarchats. Zur »Natur des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft*. A: Geschichte der Frauen im Patriarchat.
- Watzlawek, Gerd-Uwe, 1956; Dipl.-Soz., Doktorand, Wiss. Mitarb. an der Univ. München. V: *Soziologie des Wohnens* (Mitautor, 1981); *Innovative Verwaltungsarbeit* (Mitautor, 1986). A: Arbeits- und Berufssoziologie; Staats- und Verwaltungstätigkeit; Stadtsoziologie.
- Weingarten, Michael, 1954. A: Geschichte der Physik und Biologie; Wissenschaftstheorie. M: BdWi.
- Ziefuss, Horst, 1939; Dr.phil., Ing.grad. V: *Arbeitslehre: Stand und Entwicklungstendenzen aus Lehrersicht* (Mitautor, 1984); *Jugendliche in der gewerbl.-techn. Ausbildung in Industrie und Handwerk* (1986). A: Industriosociologie, Technikgeschichte, Berufsbildungsforschung.

# DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

# JOURNAL FÜR SOZIALFORSCHUNG

## 1 '86

H. Ridder: Zur Korrektur deutsch-juristisch-weltanschaulicher Mutmaßungen über die Friedensstaatlichkeit der und in der Bundesrepublik Deutschland

M. Beltz: Spiel nicht mit den Staatsorganen

P. Maiwald: Vivat Majakowski

M. Springer: Wissenschaft, Technik, Intelligenz

B.S. Klein/F. Unger: American Football

H. Platschek: Der erste, der zweite und der dritte Blick. Erkennen und Wiedererkennen

P. Maiwald: Notizbuch 9

Ch. Hein: Zu einem Satz von Anna Seghers

R. de la Vega: Die Stimme, die in der Wüste dröhnt. Ernst Bloch — Prophet im Niemandsland

U. Timm: Der Lauschangriff (Hörspiel)

## 2 '86

S. Kebir: Gramscis Beitrag zur modernen Kulturtheorie

U.K. Preuß: Rechtsordnung und Friedenspolitik. Neuere Entwicklung und aktueller Stand

J. Brückner: Filme von Frauen

P. Furth: Troja hört nicht auf zu brennen

Th. Neumann: Halleyscher Komet

3. Jg. 1986

Erscheint monatlich (außer Juli/Aug.) — Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald — Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann — Organisation: Helga Bodenstab — Einzelheftpreis 15,- DM, Abo 12,- DM + Versandkosten — Düsseldorf Debatte, Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1

## 4 '85

*Politische Ökonomie / Spieltheorie*

R. Neck: Das österreichische System der Sozial- und Wirtschaftspartnerschaft aus politisch-ökonomischer Sicht

*SWS-Meinungsprofile*

»Wirtschafts- und Sozialpartnerschaft« in Österreich 1983-1985

Gebrauch und Mißbrauch von Medikamenten in Österreich

*Sozialepidemiologie*

H. Gruber/L. Lassnig/C. Schmidt-Löwbeer: Die Wahrnehmung psychischer Probleme im Dreieck Kinder-Eltern-Lehrer

*Methodologische Notiz*

Komma-Gruppe: Medizinsoziologische Grundlagenstudie. Gebrauch und Mißbrauch von Medikamenten in Österreich

*Museumsdidaktik*

H. Glasauer/S. Mattl/H. Werthner: Computer in einer Ausstellung zum Bürgerkrieg 1934

*Wissen über den Alltag*

K. und S. Kollmann: »Häusl-Kultur«. Systematisches Streiflicht zum Hygieneverhalten der Österreicher(innen) — ein soziologisch inspiriertes Familienexperiment  
25. Jg. 1986

Im Auftrag der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS) herausgegeben von Bernd Marin. — Redaktion: Peter Blaha, Vera Blaha, Gertrude Gugerell. — Erscheint vierteljährlich, Einzelheft ÖS 95,-, DM 14,-, sfr. 14,-, Jahresabo: Einzelpersonen ÖS 300,-; für Lehrlinge, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstpflichtige ÖS 120,-; Redaktionsadresse: Maria-Theresien-Straße 9/8b, 1090 Wien

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie  
und Sozialismus

---

## 12 '85

*Marx, Keynes und die ökonomische Wirklichkeit*

Gespräch mit Peter von Oertzen: »Ich bin Reformist, obwohl ich Marxist bin.«

D. Albers: Mutmaßungen über den Sozialismus im Jahr 2000

J. Bischoff/R. Detje: Die Aktualität des Marxismus

B. Groth/U. Kremer/M. Wendl: Marxismus, Keynesianismus und Reformpolitik

P. Glotz: Zehn Argumente für eine Wirtschaftspolitik der sozialen Demokratie

R. Schottlaender: Zum Demokratieverständnis von Georg Lukács

N. Kostede: Ausbruch nach Europa

J. Nötzold: Sowjetische Wirtschaftspolitik unter Gorbatschow

D.J. Weder: Amputierter Keynes, amputierter Marx

R. Mews: Kollege Sisyphus

K.-L. Hübener: Selbst die Annullierung löst nichts

Th. Leif: Der Koordinationsausschuß der Friedensbewegung — organisationsstarkes Machtzentrum oder informelles Beratungsgremium?

H. Glaser: Kulturpolitische Notizen

*Berichte aus europäischen Ländern*  
Frankreich, Griechenland, Niederlande

32. Jg. 1985

---

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 57,- DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2.

# new left review

---

## 154 '85

*The Lost World of Communism*

R. Samuel: The Lost World of British Communism

A. Vanaik: The Rajiv Congress in Search of Stability

E.S. Herman/J. Petras: »Resurgent Democracy«: Rhetoric and Reality

A. Carpentier: The Latin American Novel

R. Aczel: Eagleton and English

W. Harris: Adversarial Contexts and Creativity

## 153 '85

*The Fate of Historic Compromise*

T. Abs: Judging the PCI

W. Brus: Socialism — Feasible and Viable?

K. Worpole: Scholarship Boy: The Poetry of Tony Harrison

V. Patel: Women's Liberation in India

B. Jessop/K. Bonnett/S. Bromley/T. Ling: Thatcherism and the Politics of Hegemony: a Reply to Stuart Hall

G. Shaw: Art and Dialectic in the Work of Wilson Harris

L. Pitcairn: Crisis in British Communism: an Insider's View

---

Editor: Robin Blackburn. — Editorial Committee: Tariq Ali, Perry Anderson, Victoria Brittain, Patrick Camiller, Alexander Cockburn, Mike Davis, Peter Dews, Norman Geras, Quentin Hoare, Nicolas Krassó, Oliver MacDonald, Branka Magas, Francis Mulhern, Ellen Meiksins Wood. — Erscheint zweimonatlich. — Einzelpreis \$4,-/Abo \$20,-. — New Left Review, 7 Carlisle Street, London W1V 6NL

# rote blätter

## 1 '86

### *Hochschulpolitik*

RCDS: Verlierer der Saison

Menschen an der Uni: In der Lernfabrik

### *Titel*

Lage der Nation: Stürzt Kohl?

Hansen/Kleinert/Weißkirchen: Die Linke müßte besoffen sein

SPD: Verschmidzt und aufgeraut

### *BRD*

Streikrecht: Das Rückgrat brechen

Thälmann-Prozeß: 21 Jahre danach

### *Frauen*

emmas Träume: Große Frauenkoalition

### *Internationales*

Nachbetrachtung: Perspektiven von Genf

Honduras: US-Angriff auf Flüchtlinge

Sowjetunion: Der Weg in die Zukunft

### *Kultur*

Erwachsen werden: Von Gummibärchen und anderen

Kunstszene: Cash, Campari, art cologne

16. Jg. 1986

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, B. Hummler, H. Haller, D. Riechert (Gestaltung), O. Weber. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,- DM. Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Brüderweg 16, 4600 Dortmund.

# SOCIALISM IN THE WORLD

## 51 '85

A.G. Frank: The European Challenge for Peace and Progress

A. Joxe: Institutionalisation de la dissuasion civique

L. Marcou: Le mouvement communiste et le rapport guerre/paix

S. Mrkić: War and Politics

O. Waiss: Bipolarity and War

J. and S. Collins: Jesse Jackson and the Rainbow Coalition: Implications for International Peace

Polemics on André Gunder Frank's, Lilly Marcou's, John and Sheila Collins' Paper

*Discussion: The Movement for Peace in Europe*

G.B. Bozzo, H. Arvidsson, L. Gianotti, S. Depaquit, L. Castellina, K. Filinis, P. González Casanova, R. Mesa, J. Setien, A. Cordova

## 50 '85

K. Coates: The Peace Movement and Socialism

M. Prelević: La conception de Marx du peuple armé. Son développement createur et es déformations

G. Labica: Le marxisme et la guerre  
Alain houloù: Le pacifisme sert-il la paix?

A. Bebler: On the Mutations of Marxists' Positions on Peace and Disarmament

9. Jg. 1985

Editor: International Conference »Socialism in the World«, Cavtat, and IC »Kommunist«, NIP Kommunist, Beograd, Jugoslavia. Auslieferung für BRD und West-Berlin: Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65, Preise wie Argument-Sonderbände AS (ca. 300 S.).



# TEXT+KRITIK

## 29 '85

### Europäisierung Europas

- W. Abendroth: Warum Solidarität?  
 A. Wehr: Umrüsten statt abrüsten? Zur Diskussion über das Bülow-Papier  
 A. Horstmann: Zum SPD-Wirtschaftsprogrammwurf  
 H. Karl: Von der Polarisierungsthese zum Modernisierungspakt. Eine Auseinandersetzung mit Kern/Schumann  
 R. Engelmann: Die KP Italiens  
 U. Schöler: Abendroth, SPD und Presse in der Nachkriegsära  
 F.O. Wolf: Ohne Zukunft der Grünen keine Zukunft der Linken  
 K.P. Kisker/A. Westphal: Die SPD zwischen Illusion und Selbstaufgabe  
 Streitgespräch zwischen D. Albers und P. Glotz: Mit Europa die Welt verändern?  
 W.F. Haug: Ohne Antwort auf die Krisen- und Herrschaftsdynamik des transnationalen Kapitals bleibt es bei illusionärem Reformismus. Zu Peter Glotz  
 P. Ingrao: Europa, Dritte Welt und Friedensbewegung unter Bedingungen des potentiellen Atomkonflikts  
 J. Huntzinger: Das Bündnis und die Entwicklung einer europäischen Position  
 N. Meisner: Europäisierung bedeutet Aufrüstung  
 A. Statz: Das einzige Mittel gegen eine Westeuropäisierung der Militärpolitik ist eine politische Strategie einseitiger Abrüstung. Replik auf N. Meisner
8. Jg. 1985

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: J.Blume, J.Günther, F.Heidenreich, K.Krusewitz, H.Raßmes, D.Scholz, A.Wehr, A.Westphal. *spw* erscheint in 4 Heften jährlich., Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über *spw*-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

## 88 '85

### Dieter Wellershoff

- D. Wellershoff: Fußspuren. — Bleibe. — Die Gegenstände des Interesses  
 H. Puknus: Ordnung und Realität. Zu Wellershoffs Theorie einer nonkonformen Literatur  
 M. Rutschky: Die Katastrophe als Ekstase und Utopie  
 Ch.F. Lorenz: Dem Täter auf der Spur  
 S. Cramer: Erotischer Dämon oder Frau ohne Unterleib  
 G. Dohn: Wahrnehmung und Erkenntnis  
 L. Baier: Querstehende Neubauten. Dieter Wellershoffs Essays  
 R. Döhl: Zu den Hörspielen Dieter Wellershoffs  
 K. Prümm: Protokolle beschädigten Lebens. Die Drehbücher Dieter Wellershoffs  
 N. Schachtsiek-Freitag: Auswahlbibliographie

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Laurien, E. Weiss. — Erscheint jährlich in 4 Heften. — Abopreis 34,— DM zzgl. Versandkosten — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

# vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte  
und Gesellschaftspolitik

## 78 '85

*Zeitfragen, Kommentare*

J. Spurk: Neu-Kaledonien — Ein zweites Algerien?

R. Kantemir: Die Vorreiterrolle Lummers in der Ausländerpolitik

*Das Geheimnis in der Demokratie*

B. Nedelmann: Geheimnis — Ein interaktionistisches Paradigma

Th. Noetzel: Verrat — Das manifestierte Geheimnis

Komitee für Grundrechte und Demokratie: Nicht ein neuer, kein »Verfassungsschutz« lautet jetzt die Devise!

Dossier: Organklage der Fraktion DIE GRÜNEN »wegen Verletzung ihrer verfassungsmäßigen Rechte als Teile oberster Bundesorgane«

K.H. Hansen: Unwirkliche Demokratie. Wem nützen Akten- und Archivschutz?

W. v. Bredow: Internationale Beziehungen und Geheimpolitik

M. Braungart: 140000 Chemikalien im Rhein — Und die Angst

T. Broszat: Die wissenschaftliche Kolonisierung der Institution »Familie«

G. Weigand: Vom Sinn und Widersinn des Geheimhaltens

A. Funk/F. Werkentin: Staatliches Sicherheitsrecht und bürgerliche Freiheiten. Anmerkungen zum »Musterentwurf für ein einheitliches Polizeigesetz«

24. Jg. 1985

Herausgegeben vom Vorgänge e.V. in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12,- DM (Doppelheft 18,- DM); Jahresabo 52,- DM zuzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Bräuhausstr. 2, 8000 München 2

# WIDERSPRUCH

Beiträge zur  
sozialistischen Politik

## 10 '85

*Herrschaft, Klassen, Subjekt und Praxis des Marxismus*

A.S. Caldera: Nicaragua und die Praxis des Marxismus. Ein Interview

A. Künzli: Zur Krise der Sozialismus-Diskussion. Thesen und Fragen

P. Furth: Eine konservative Verteidigung des Marxismus. Arbeit und Dialektik in der marxistischen Philosophie

D. Karrer: Abschied vom Klassenbegriff? Zum Streit um Angestelltenschaft und Individualisierung

H. Saner: Formen der Korruption. Ein phänomenologischer Ansatz

M. Leuenberger: Entpolitisiert der Alltag die Geschichte? Kontroversen der Alltagsgeschichtsschreibung und Oral History

R. Graf: Marxismus: Verwaltung einer Lehre oder eingreifendes Denken?

B. Rufer: Wie Feministinnen um das Subjekt Frau kämpfen. Ein Literaturbericht

*Diskussion*

M. Knauer: Das sabotierte Hören

A. Gross/W. Sätz: Wider den realpolitischen und vaterländischen Geist unter den Linken

U. Hänsenberger: Linke gegenhegemoniale Politik und Radikaldemokratie

A.M. Fischer: Den Gefühlen eine neue Heimat? Über eine linke Ratlosigkeit und ihre therapeutischen Folgen

*Berichte, Rezensionen, Zeitschriftenschau*

5. Jg. 1985

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv Widerspruch: Martin Bondeli, Franz Cahannes, Peter Faraogo, Pierre Franzen, Urs Hänsenberger, Urs Rauber, Giaco Schiesser. — Erscheint unregelmäßig. — Einzelheft Fr 9. — Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv Widerspruch, Postfach 652, CH-8026 Zürich

# WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im  
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

16 '85

*Rechte in der Wende: Die linke Last mit Neonazis*

A. Klönne: Rechtsextreme Tendenzen in der politischen Kultur der Bundesrepublik. Eine Herausforderung für politische Bildung in demokratischer Absicht

E. Hennig: Antifaschismus und »Neue Rechte«

H.-G. Jaschke: Was ist, woher kommt, wo steht die »Neue Rechte« in der Bundesrepublik?

B. Hafener/W. Lochmann: »Im Prinzip bin ich vielleicht ein Spießbürger«. Aus einer rechten Biographie

G. Hartmann/Fußballfanprojekt: Gibt es eine politische Sozialpädagogik / Sozialarbeit mit nationalistischen Fußballfans?

A. Schröder: Nazi-Sprüche im antifaschistischen Jugendverband

P. Krahe: Die Macht der Neonazis ist die (Ge)duld(ung) der Altkonservativen

B. Hafener/W. Lochmann: Antifaschistische Jugendarbeit: Gibt's die?

P. Dudek: Konzepte und Strategien staatlicher Rechtsextremismusbekämpfung

Ch. Schön: Was »treibt« Mädchen/junge Frauen heute in neofaschistische/rechtsextreme Organisationen — oder ...

H.-G. Jaschke: Die Nouvelle Droite in Frankreich oder: Wohin führt der »Gramscismus« von rechts

*Nachrichtensbörse, Bücher, Tagungen, Kongresse*

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: W. Volker, N. Diemer, D. Marzi, E. Schmid, F. Schütte, Ch. Schön, J. Gottschalk-Scheibenpflug, Ch.-B. Kimmich, Th. Kimmich, T. Kunstreich, F. Döchting, R. Laux, F. Macke, H. Narr, H. Dorn, M. Trinkl, K. Blanc, D. Hail, G. Pabst, M. Hentschel, A. Wagner, W. Stützel, A. Schaarschuch. — Jährlich 3-4 Hefte. — Einzelheft zwischen 9 und 15 DM incl. Versandkosten. Jahresabo 39 DM. — Redaktion Widersprüche: G. Pabst, Postfach 591, 6050 Offenbach 4. — Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 592, 6050 Offenbach 4

# Zeitschrift für Soziologie

6 '85

*Theorie sozialer Differenzierung*

U. Schimank: Der mangelnde Akteurbezug systemtheoretischer Erklärungen gesellschaftlicher Differenzierung — Ein Diskussionsvorschlag

H. Esser: Soziale Differenzierung als ungeplante Folge absichtsvollen Handelns: Der Fall der ethnischen Segmentation

*Familiensoziologie*

B. Nauck: »Heimliches Patriarchat« in Familien türkischer Arbeitsmigranten?

*Soziologie International*

D. Kantowsky: Die Fehlrezeption von Max Webers Studie über »Hinduismus und Buddhismus« in Indien

5 '85

*Theorie*

B. Badura: Zur Soziologie der Krankheitsbewältigung. Oder: Das emotionale Defizit soziologischer Handlungstheorie

*Medizinsoziologie*

K.-U. Kirchgässler: Krankheitsidentität und Stigmatisierung: Krankenkarrerien epileptischer Patienten

*Kultursoziologie*

J. Matthes: Karl Mannheims »Das Problem der Generationen«, neu gelesen

*Geschichte der Soziologie*

H.W. Schmitz: Tönnies' Zeichentheorie zwischen Signifik und Wiener Kreis

14. Jg. 1985

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. - Herausgebergremium: H.-D. Evers, Chr. v. Ferber, Th. Luckmann, K.U. Mayer, W. Rammert. — Redaktion: R. Klima. - Erscheinungsweise: Vierteljährlich. - Einzelheft 28,80 DM, Jahresabo 90,- DM, Studentenabo 49,80 DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Postfach 1304, 7000 Stuttgart 1

# FORUM Wissenschaft

FORUM WISSENSCHAFT kann abonniert werden über BdWi, Postfach 543, 3550 Marburg. Jahresabonnement 20.- DM, Studentenabo nur 10.- DM.

Heft 4/85 ist erschienen  
zum Schwerpunkt

## GENTECHNOLOGIE

Themen u. a.:

Genetik und Öffentlichkeit  
Peter Starlinger

Frankensteins Monster ...  
oder die Natur der Reproduktion  
und die Reproduktion der Natur  
Michael Weingarten

19 moralische Argumente  
gegen das Retortenbaby  
Kurt Bayertz

Gentechnologie:  
Symbiose zu wessen Nutzen?  
Angelika Becker

So macht man Dollars ...  
Gentechnologie in den USA  
Linda Bullard

Biotechnologie und  
Unterentwicklung  
Arnoldo K. Ventura

Eindrücke eines Wissenschaftlers  
von der UdSSR  
Benno Müller-Hill

Die ökonomische Intelligenz  
lanciert die Künstliche  
Kai-Uwe Wagner

Zum Gedenken an  
Wolfgang Abendroth

Wolfgang Abendroth in der  
Bundesrepublik  
Jürgen Habermas

Der Jurist Wolfgang Abendroth  
Helmut Ridder

## NEUERSCHEINUNG IN DER FORUM REIHE

### Forum 10



Tübingen 1985,  
br. DM 15,80  
ISBN 3-922686-74-5

### Das Gleiche ist nicht Dasselbe

Zur subkutanen Diskriminierung von Frauen  
Hrsg.: Alexa Franke, Ingrid Jost

In diesem Buch wird versucht, subkutane Diskriminierung von Frauen in der Sozialpolitik, dem Gesundheitswesen und auf dem Arbeitsmarkt zu verdeutlichen und Ideen zu entwickeln, wie ihr Ausmaß verringert werden kann. Subkutane Diskriminierung: Darunter verstehen wir jene leise, versteckte Form von Diskriminierung, die sich für Frauen ergibt, obwohl die objektiven Bedingungen für sie anscheinend (oder doch nur scheinbar?) die gleichen sind wie für Männer. Sie vollziehen sich keinesfalls allein in der unmittelbaren Interaktion von Frauen und Männern, sondern oft gerade in den Bereichen, in denen de iure gleiches Recht für alle gilt. Wissenschaftlerinnen und Praktikerinnen aus verschiedenen Disziplinen (Psychologie, Soziologie, Medizin, Politologie) verdeutlichen dies am Beispiel der Sozialhilfe und der ehrenamtlichen Tätigkeit. Weitere Themenschwerpunkte sind: Der Wissenschaftsbetrieb und die Rolle der Frauen; Gesundheit bei Frauen; Medicalisierung weiblicher Leiden; Frauen als Helfenden in der Psychiatrie; Pille und Abtreibung als Möglichkeiten zu einer pervertierten Emanzipation.



Geschäftsstelle:  
Friedrichstr. 5 · 7400 Tübingen  
Postfach 1343



Ernst Bloch wird auch im Jahr seines hundertsten Geburtstags und darüber hinaus Inspirationsquelle und Berufungsinstanz bleiben für eine große Gemeinde von Lesern. Die Faszination, die von ihm ausgeht, nicht unbefragt hinzunehmen, daran macht sich Trautje Franz in ihrer Studie über den politischen Gehalt im Werk Ernst Blochs.



Unbefangen und detailgenau verfolgt sie den politisch-philosophischen Weg Blochs, die Erfahrungsgehalte der Revolutionsepoche am Anfang dieses Jahrhunderts, die expressionistische Entstehungsatmosphäre seiner frühen Schriften, Einflüsse aus der jüdischen und christlichen Mystik und aus dem Marxismus. Vor allem aber geht es um die politische Konsequenz der Blochschen Philosophie, um seine Schlußfolgerungen in politischen Fragen, um oftmals nachdenklich stimmende Reaktionen auf das Zeitgeschehen.

Trautje Franz

## Revolutionäre Philosophie in Aktion

### Ernst Blochs politischer Weg, genauer besehen

264 S., DM 26,80 · ISBN 3-88506-132-5

SOAK-Einführungen

17

## Bakunin



Wim van Dooren

### In der Reihe EINFÜHRUNGEN sind bisher erschienen:

Detlef Horster, Bloch · Detlef Horster, Habermas · Steffen Kratz, Sohn-Rethel · Willem van Reijen, Adorno · Alfons Söllner, Franz Neumann · Klaus Thieme, Althusser · Willem van Reijen, Horkheimer · Detlef Horster, Kant · Wiebrecht Ries, Nietzsche · Burghart Schmidt, Benjamin · Larry Portis, Sorel · Detlef Horster, Alfred Adler · Alfred Paffenholz, Manès Sperber

Wim van Dooren

### Bakunin zur Einführung

106 S., mit Abb. DM 9,80

# JUNIUS VERLAG

Von-Hutten-Straße 18 · 2000 Hamburg 50

**Sprach- und Literaturwissenschaft**

<i>Meischer, Thomas</i> : Der Friedensgedanke in der europäischen Literatur ( <i>Th. Baier</i> ) .....	121
<i>Schmidlin, Stephan</i> : Frumm byderb lüt. Ästhetische Form und politische Perspektive im Schweizer Schauspiel der Reformationszeit ( <i>U. Stadler</i> ) .....	122
<i>Rischbieter, Henning</i> (Hrsg.): Theater-Lexikon ( <i>A. Michel</i> ) .....	123
<i>Wuthenow, Ralph-Rainer</i> : Das Bild und der Spiegel. Europäische Literatur im 18. Jahrhundert ( <i>R. Konersmann</i> ) .....	124
<i>Nollentius, Rainer</i> : Dichterfeiern in Deutschland ( <i>C. Albert u. U. Hornauer</i> ) .....	125

**Kunst- und Kulturwissenschaft**

<i>Frenzel, Herbert A.</i> : Geschichte des Theaters ( <i>P. Jehle</i> ) .....	127
<i>Schiffler, Horst, und Rolf Winkler</i> : Tausend Jahre Schule. Eine Kulturgeschichte des Lernens ( <i>M. Notsch</i> ) .....	128
<i>Sachs, Wolfgang</i> : Die Liebe zum Automobil. Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche ( <i>R. Schlechtweg</i> ) .....	129
<i>Jossé, Harald</i> : Die Entstehung des Tonfilms ( <i>U. Rügner</i> ) .....	130
<i>Dehm, Ursula</i> : Fernsehunterhaltung — Zeitvertreib, Flucht oder Zwang? ( <i>K. Hickethier</i> ) .....	132

**Soziologie**

<i>Schumm-Garling, Ursula</i> : Soziologie des Industriebetriebes ( <i>R. Schellhase</i> ) .....	133
<i>Zoll, Rainer</i> (Hrsg.): »Die Arbeitslosen, die könnt' ich alle erschießen!« Arbeiterbewußtsein in der Wirtschaftskrise ( <i>M. Loiperdinger</i> ) .....	133
<i>Bosch, Gerhard, Hartmut Seifert und Bernd-Georg Spies</i> : Arbeitsmarktpolitik und gewerkschaftliche Interessenvertretung ( <i>G.-U. Watzlawczik</i> ) .....	135
<i>Votteler, Martin W.R.</i> : Die prinzipielle Eignung von »Allgemeinen Maßnahmen zur Arbeitsbeschaffung« als Instrument der Arbeitsmarktpolitik ( <i>G.-U. Watzlawczik</i> ) .....	136
<i>EKD</i> (Hrsg.): »Solidargemeinschaft von Arbeitenden und Arbeitslosen« — Sozialethische Probleme der Arbeitslosigkeit ( <i>W. Seppmann</i> ) .....	138
<i>Rottleuthner, Hubert</i> (Hrsg.): Rechtssoziologische Studien zur Arbeitsgerichtsbarkeit ( <i>P. Schöttler</i> ) .....	139

**Erziehungswissenschaft**

<i>Lutz, Dieter S.</i> : Der »Friedens«-Streit der Kultusminister ( <i>R. Schellhase</i> ) .....	141
<i>Müller, Hermann</i> : Schüler lernen selbständig ( <i>L. Walter</i> ) .....	142
<i>Eberle, Hans-Jürgen</i> : Unterstützen und Integrieren. Sozialpädagogik in der Schule ( <i>Chr. Mürner</i> ) .....	143
<i>Beck, Hartmut, u.a.</i> (Hrsg.): Das Betriebspraktikum für Schüler und Lehrer ( <i>H. Ziefuß</i> ) .....	144
<i>König, Michael</i> : Der industrielle Mensch. Die Industripädagogik des 18. Jahrhunderts als ein Spiegel der Pädagogik der Gegenwart ( <i>G. Koneffke</i> ) .....	145
<i>Fuchs, Max</i> : Didaktische Prinzipien. Geschichte und Logik ( <i>W. Kühnert</i> ) .....	145

**Psychologie**

<i>Anselm, Sigrun, u.a.</i> : Theorien weiblicher Subjektivität ( <i>K. Hauser</i> ) .....	147
<i>Müller, Klaus E.</i> : Die bessere und die schlechtere Hälfte. Ethnologie des Geschlechterkonflikts ( <i>U. Menzer</i> ) .....	148
<i>Graudy, Roger</i> : Das schwache Geschlecht ist unsere Stärke. Für eine Feminisierung der Gesellschaft ( <i>Chr. Thürmer-Rohr</i> ) .....	149
<i>Goitschalch, Wilfried</i> : Geschlechterneid ( <i>Chr. Thürmer-Rohr</i> ) .....	149
<i>Mitscherlich, Margarete</i> : Die friedfertige Frau ( <i>Chr. Thürmer-Rohr</i> ) .....	149

**Geschichte**

<i>Eschenburg, Theodor</i> : Jahre der Besatzung 1945-1949. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Band 1 ( <i>G. Fulberth</i> ) .....	152
<i>Schwarz, Hans-Peter</i> : Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949-1957. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Band 2 ( <i>G. Fulberth</i> ) .....	154
<i>Sheehan, James J.</i> : Der deutsche Liberalismus. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. 1770-1914 ( <i>M. Blankenburg</i> ) .....	155
<i>Breuer, Stefan</i> : Sozialgeschichte des Naturrechts ( <i>H. Münkler</i> ) .....	157

**Soziale Bewegungen und Politik**

<i>Glötz, Peter</i> : Manifest für eine Neue Europäische Linke ( <i>D. Albers</i> ) .....	103
<i>LaFontaine, Oskar</i> : Der andere Fortschritt. Verantwortung statt Verweigerung ( <i>M. Jänicke</i> ) .....	159
<i>Späth, Lothar</i> : Wende in die Zukunft. Die Bundesrepublik auf dem Weg in die Informationsgesellschaft ( <i>M. Jänicke</i> ) .....	159
<i>Jacobi, Otto, und Hans Kastendiek</i> (Hrsg.): Staat und industrielle Beziehungen in Großbritannien ( <i>J. Schmid</i> ) .....	160
<i>Klipstein, Michael von, und Burkhard Strümpel</i> : Der Überdruß am Überfluß. Die Deutschen nach dem Wirtschaftswunder ( <i>W. Joussen</i> ) .....	162
<i>Jäger, Brigitte, und Claudia Pini</i> (Hrsg.): Zwischen Rotation und Routine. Die Grünen im Bundestag ( <i>W. Efferding</i> ) .....	164